

DER SPIEGEL

Deutschland
€ 7,50
4 197436 307509 01

NR. 1 | 2012

GESCHICHTE



DAS RUSSLAND DER ZAR*EN

ZAR IWAN

„Der Schreckliche“ und
seine Terrortruppen

KATHARINA II.

Architektin einer
Weltmacht

REVOLUTION

Das blutige Ende
der Romanows

A dramatic scene from the TV series 'Spartacus' featuring Roman soldiers in full combat armor. The central figure is a soldier with a prominent red plume on his helmet, looking intensely forward. Other soldiers are visible in the background, some holding shields with yellow arrow symbols. The scene is set outdoors with bare trees in the distance.

SPIEGEL
GESCHICHTE

Rom

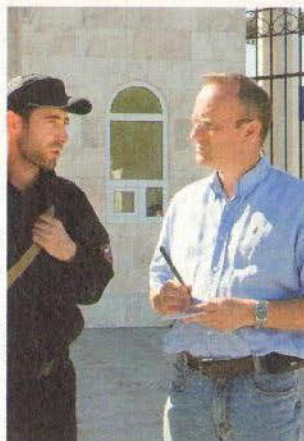
Alle 22 Folgen
ab 3.2.2012, freitags 20.15 Uhr

www.spiegel-geschichte.tv

HAUSMITTEILUNG

JANUAR 2012

Der letzte Zar ist lange tot, aber das Erbe des Zarenreichs ist in Russland erstaunlich lebendig. Das beginnt mit den beeindruckenden Bauwerken in Moskau und St. Petersburg, den Kirchen und Palästen, die weit mehr sind als ein museales Zeugnis der Vergangenheit. Besonders deutlich ist das im Kreml zu spüren, der alten Festungsanlage an der Moskwa. Sie diente nur selten zur Verteidigung, aber umso mehr als Bühne imperialer Auftritte, zu sowjetischen Zeiten ebenso wie in



Redakteure Neef (mit Präsident Dmitrij Medwedew 2009), Mayr, Schepp, Klußmann (in Grosny 2007)

vom Kaukasus bis zum Pazifik. Mit den Reformen des zaristischen Ministerpräsidenten Pjotr Stolypin hat Klußmann sich schon als Geschichtsstudent beschäftigt; jetzt übertrug er Auszüge aus Duma-Reden des heute wieder hochgeehrten Politikers erstmals ins Deutsche (Seite 122). Dass Christian Neef ein profunder Landeskennner ist, zeigt seine lebendige Analyse der russischen Expansion im Kaukasus. Auch anhand seiner persönlichen Erlebnisse macht Neef darin deutlich, warum ein dauerhafter Frieden dort in weiter Ferne liegt (Seite 106). Den Träumen und Alpträumen der schillernden Metropole St. Petersburg war Walter Mayr auf der Spur – nachts in der Kathedrale, wo die Särge der Zaren stehen, oder um sechs Uhr morgens unter Gläubigen im Alexander-Newski-Kloster. Beim Blick auf das Erbe der Zaren bewegt die heutige Generation vor allem eine Frage, so Mayr: „Zu welchem Preis wurde Russlands einstige Größe erkaufte?“ (Seite 42).

der heutigen Republik. Wenn die aktuellen Kreml-Intrigen gar zu undurchsichtig sind, besucht der Moskauer SPIEGEL-Bürochef Matthias Schepp gern den Ort des Geschehens. „Der Blick auf die Vergangenheit hilft fast immer, die Gegenwart zu verstehen“, sagt Schepp (Seite 134). Für dieses Heft haben viele Autoren geschrieben, die Russland sehr gut kennen. Alle SPIEGEL-Korrespondenten aus dem letzten Vierteljahrhundert steuerten ihre Expertise bei.

Konzipiert hat diese Ausgabe Uwe Klußmann, der von 1999 bis 2009 aus zahlreichen Regionen des Riesenreiches berichtet hat,

Mathe-Lust statt Mathe-Frust



KIWI 1234, 240 Seiten. Mit Abbildungen
€ (D) 8,99 / € (A) 9,30 / sFr 13,50

Auch als
eBook

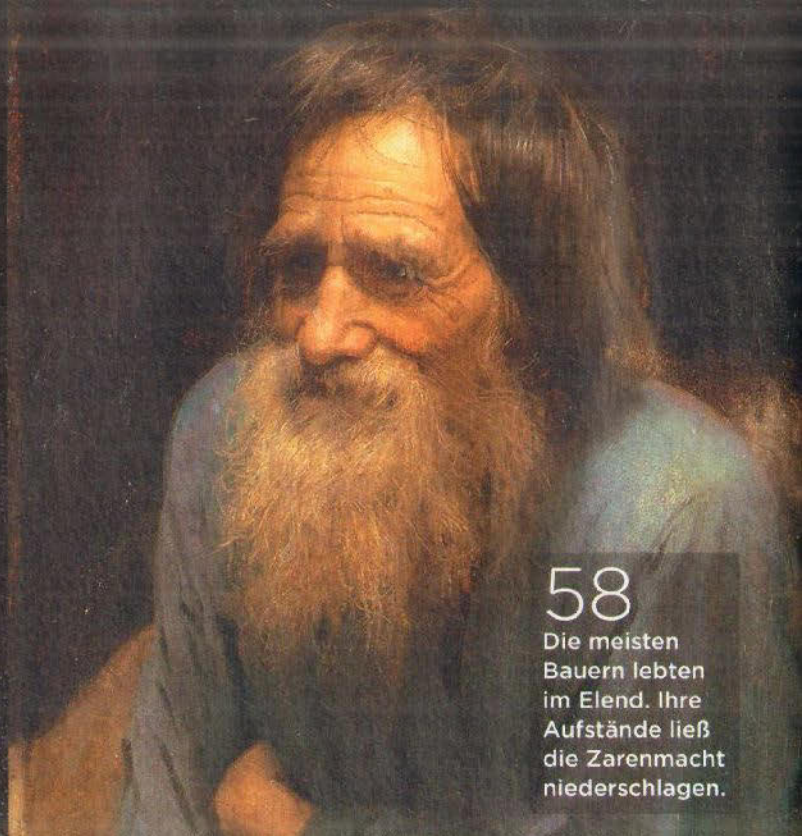
Spielerisch, unterhaltsam und für jeden verständlich macht dieses Buch Mathemuffeln Mut und öffnet allen Lesern die Augen – denn jeder von uns hat tief in sich eine Menge für Zahlen und Geometrie übrig. Nur weiß kaum jemand etwas davon. Mathematik einmal anders – machen Sie mit!



14

Der erste Zar Iwan IV. begründete das russische Imperium mit Gewalt.

Siegel Iwans aus dem 16. Jahrhundert



58

Die meisten Bauern lebten im Elend. Ihre Aufstände ließ die Zarenmacht niederschlagen.

Porträt eines Bauern von Iwan Kramskoi, 1882

VOM FÜRSTENTUM ZUM ZARENREICH

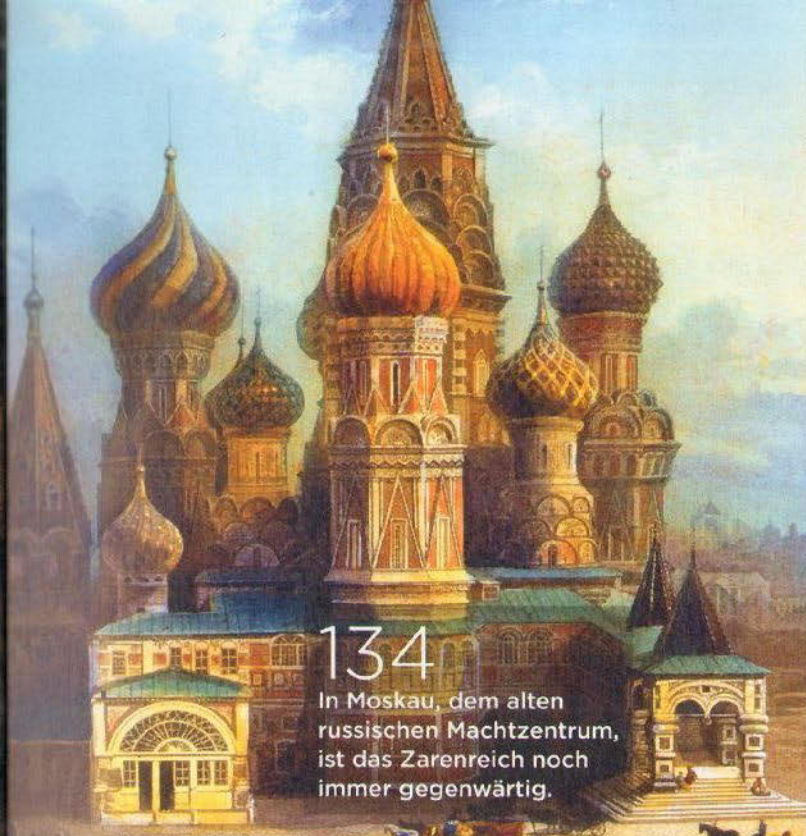
- 6 **Bildseiten** Glanz und Elend des Imperiums
- 14 **Der zornige Zar**
Anfangs ein Reformator, wurde Iwan IV., genannt „der Schreckliche“, zu einem unberechenbaren Gewalt-herrscher
- 22 **Chronik** Von 988 bis 1918
- 24 **Zwei oder drei Halleluja**
Die erzkonservative russisch-orthodoxe Kirche stützte das Zarenregime
- 28 **Nahaufnahme** Die Eroberung Sibiriens
- 30 **Die Auferstehung**
Blutige Machtkämpfe prägten die Zeit der „Wirren“
- 33 **Seitenblick** Wie ein Dänenprinz zum Gefangenen des Zaren wurde

AUFBRUCH NACH EUROPA

- 34 **Tyrannischer Aufklärer**
Peter der Große modernisierte Russland mit harter Hand
- 42 **Sumpflblüte aus Stein**
Träume und Alpträume in St. Petersburg
- 52 **Der Wille zur Macht**
Katharina die Große verband deutschen Fleiß und französischen Esprit mit russischer Strenge
- 58 **Erhebung aus der Sklaverei**
Der Bauernrebell Jemeljan Pugatschow gab sich als Zar aus – mit erstaunlichem Erfolg
- 64 **Triumph in Paris**
Der Sieger über Napoleon, Zar Alexander I., wurde als „Retter Europas“ gefeiert

VERHINDERTE REFORMEN

- 70 **Der furchtsame Despot**
Nikolai I. erstickte die Revolte der Dekabristen und errichtete einen reaktionären Polizeistaat
- 76 **Nahaufnahme** Das bewegte Leben des Nationaldichters Alexander Puschkin
- 78 **Träume von einer besseren Welt**
Russische Intellektuelle kämpften gegen die Zensur und für eine andere Gesellschaft
- 84 **Dokument** Helmuth von Moltkes hellsichtige Beobachtungen in einem gespaltenen Land
- 86 **Bombe vor die Beine**
Bauernbefreier Alexander II. wurde Opfer von Terroristen
- 89 **Nahaufnahme** Fjodor Dostojewskis Leiden in Deutschland



134

In Moskau, dem alten russischen Machtzentrum, ist das Zarenreich noch immer gegenwärtig.

Basiluskathedrale auf dem Roten Platz in Moskau, kolorierte Lithografie von 1842



114

Zar Nikolai II. versäumte Reformen und bereitete den Boden für die Revolution.

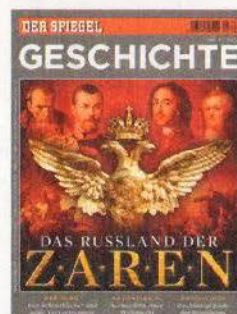
Nikolai II. und Zarin Alexandra Fjodorowna 1903 bei einem Kostümball

- 90 **Leben im Totenhaus**
Verbannung nach Sibirien hieß das millionenfache Urteil gegen kritische Geister und Kriminelle
- 94 **Ortstermin** Akribisch protokollierte der Dichter Anton Tschechow das Elend auf Sachalin
- 96 **Anschluss verpasst**
Der späte Bau von Eisenbahnen hemmte die Entwicklung des Riesenreiches
- 99 **Seitenblick** Warum der Zar Alaska verkaufte
- 100 **Meister der Seele**
Das Malergenie Ilja Repin porträtierte Gegenwart und Geschichte seines Landes
- 102 **Nahaufnahme** Westliche Eleganz und russische Melancholie: der Komponist Peter Tschaikowski
- 104 **Verräter ihrer Majestät**
Der Zaren-Geheimdienst warb auch Terroristen als Spitzel

EXPANSION UND UNTERGANG

- 106 **Eckstein des Reiches**
Den Kaukasus konnte Russland zwar erobern, aber nicht befrieden
- 110 **Seitenblick** Der junge Stalin als Terrorist und Straßenräuber
- 114 **Der letzte Kaiser**
Nikolai II. ließ sein Reich in den Untergang taumeln
- 120 **Wilde Schießerei**
Ein staatlicher Mord löschte 1918 die Zarenfamilie aus
- 122 **Dokument** Mit harten Reformen wollte Premierminister Stolypin das Regime retten
- 124 **Geplanter Bürgerkrieg**
Wie Lenins Bolschewiki die Revolution vorbereiteten
- 127 **Nahaufnahme** Der Mord an Rasputin, Mönch, Scharlatan, Vertrauter der Zarin
- 128 **Anmut und Kraft**
Das russische Ballett bezauberte die Welt

- 130 **Vom Wahn zum Mord**
Antisemitismus war im späten Zarenreich alltäglich – bis in die höchsten Kreise
- 134 **Darüber thront nur Gott**
Im Kreml haben Größenwahn und Bürgerferne Tradition
- 140 **„Putin ist ein Zar“**
Der Historiker und Politologe Alexander Rahr über die Kontinuität der autoritären Herrschaft
- 144 **Geschichte erleben**
Schauplätze und Museen
- 145 **Zum Weiterlesen**
Büchertipps

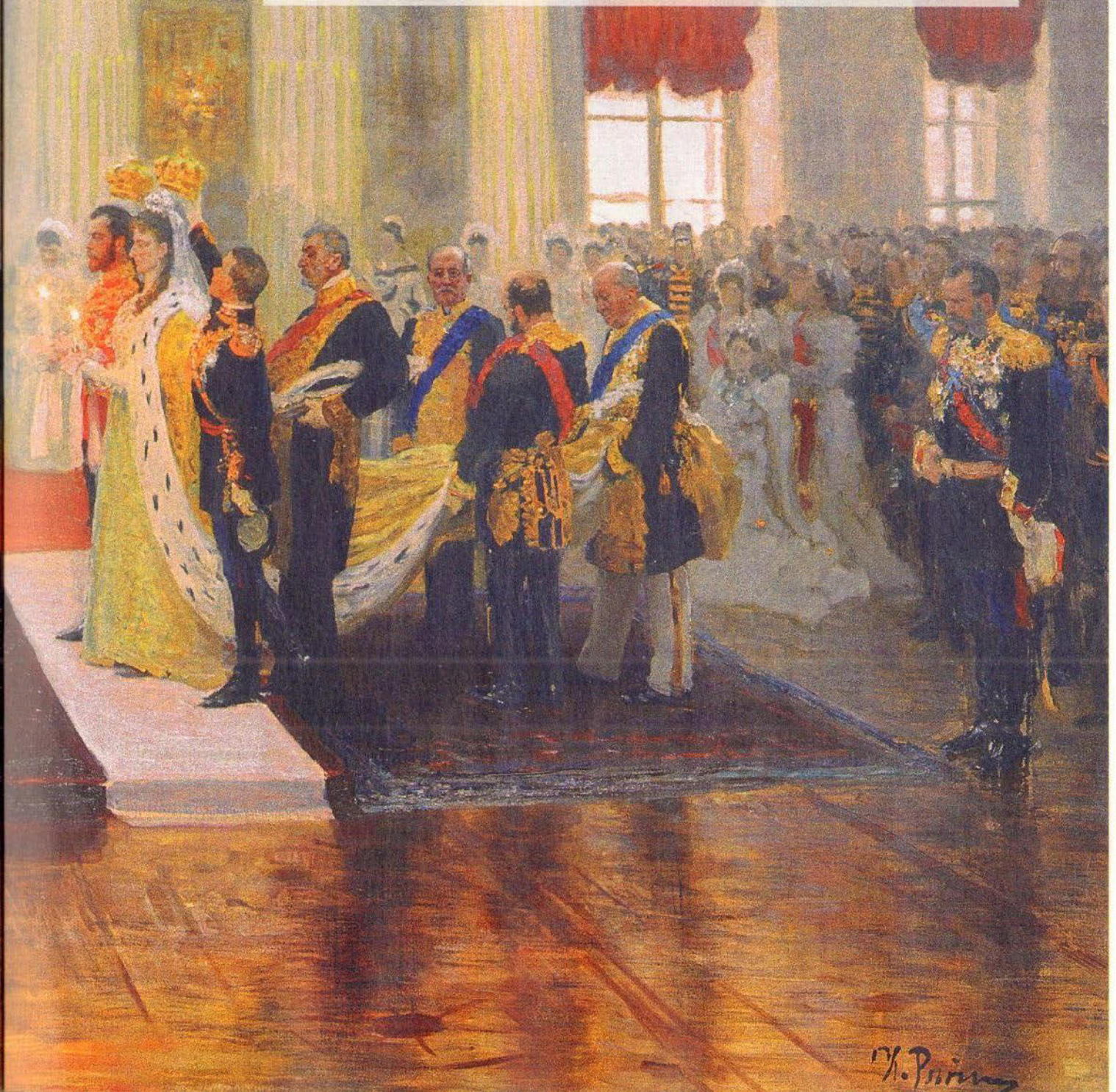


Titelcollage:
Iwan IV., Nikolai II.,
Peter I., Katharina II.
Fotos: culture-
image, AKG (2),
Interfoto, DPA,
Ullstein, David King
Collection

Im November 1894 heiratet Zar Nikolai II. seine Jugendfreundin Alix von Hessen-Darmstadt. Mit ihrem obligatorischen Übertritt zum orthodoxen Glauben nimmt die deutsche Prinzessin den Namen Alexandra Fjodorowna an. Das letzte Zarenpaar bekommt fünf Kinder. Nach der russischen Revolution wird die Familie von den Bolschewiki ausgelöscht.



Russland kann man nicht mit dem Verstand begreifen, sagen viele Russen. Wer sich also auf die Suche nach der Seele dieses Landes begibt, kann in den Gedichten eines Puschkin, in der Musik eines Tschaikowski, aber auch in der Kunst fündig werden. Ein genialer Maler war der 1844 geborene **Ilja Repin** (siehe auch Seite 100), der Glanz und Elend seiner Heimat festgehalten hat.

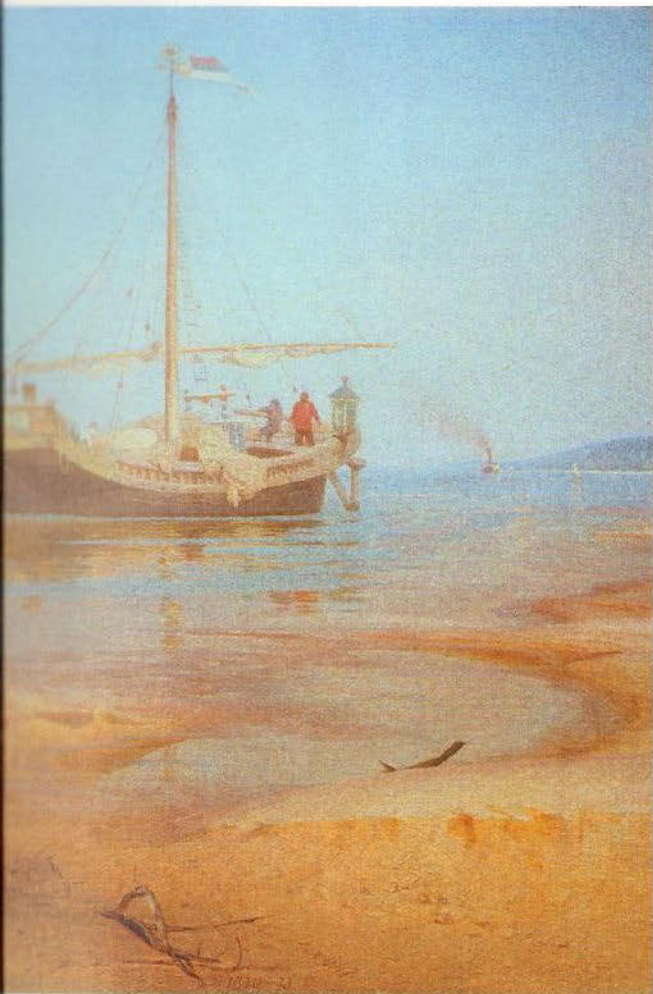




„Die Oberkörper sind wund gerieben und verbrannt von der Sonnenglut“, schrieb Repin über sein frühes Meisterwerk „Die Wolgatreidler“ (1873).

Tanz in der Dorfkneipe nach der Arbeit – mit Motiven wie in „Bis zum Morgen“ (1881) wies Repin sich als virtuoser Volkskünstler aus.

Mit dem großen Romancier Leo Tolstoi war Repin befreundet, auch wenn er ihn manchmal für einen Heuchler hielt (Porträt von 1901).



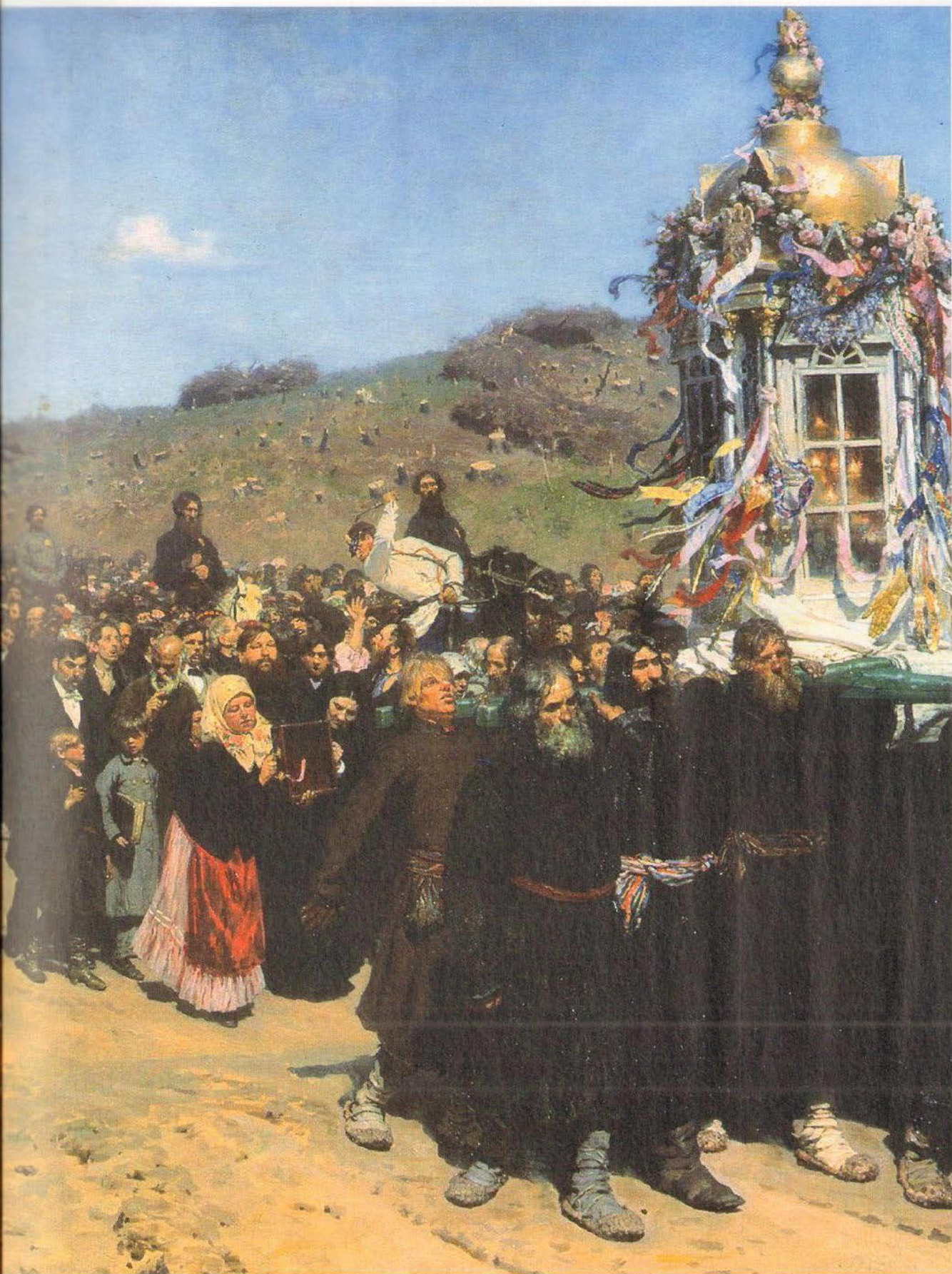
So weit wie das Land, so hart war auch das Leben dort, nur eine kleine Elite hatte am Reichtum teil. Ihre Lebenslust aber ließen sich die Menschen nicht nehmen, und auch manche Begüterte eiferten bäuerlichen Idealen nach.



Pilger, Popen und Reiter in Uniform: Die russisch-orthodoxe Kirche und der Staat waren von alters her eng miteinander verwoben. Gesellschaftliche Veränderung war beiden ein Gräuel.



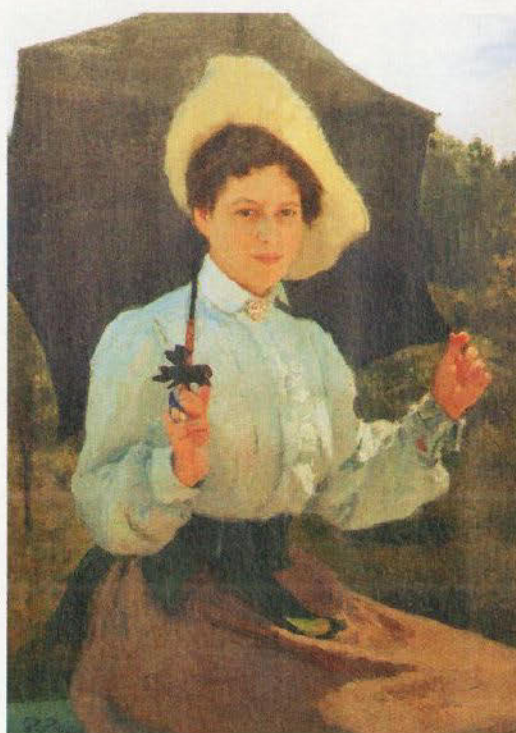
Mit einem Realismus, der von Zeitgenossen als anstößig empfunden wurde, malte Repin die „Kreuzprozession im Gouvernement Kursk“ (1883).



ROMAN BENIAMINSON / BPK

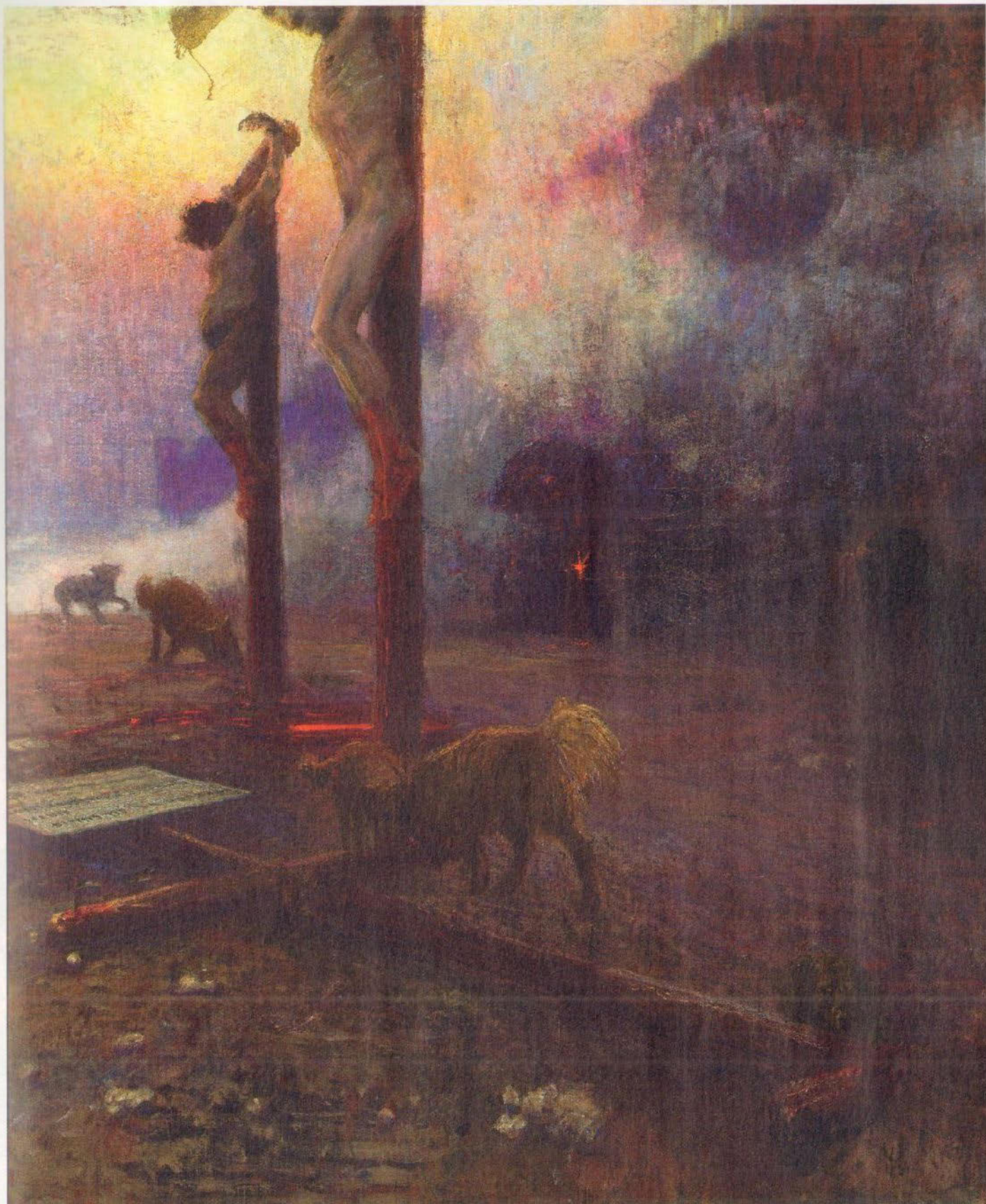


Weit zurück in die Geschichte imaginiert sich Repin in diesem Werk von 1891: Die Kosaken von Saporosch diktieren 1765 einen Brief an den osmanischen Sultan, in dem sie es ablehnen, seine Untertanen zu werden.



„In der Sonne“, so nannte der Maler das Bildnis seiner Tochter Nadeschda (1900). In seinen Porträts zeigt sich Repins ganze Meisterschaft.

Gegenwart und Vergangenheit spiegeln sich im Blick des Künstlers ineinander: Was gestern geschah, könnte so oder ähnlich morgen wieder passieren. Die Geschichte des Zarenreichs ist über Jahrhunderte auch eine Geschichte der Stagnation, die viele Träume von einem besseren Leben niedergewalzt hat.



„Golgotha“ (1921). Streunende Hunde symbolisieren das Elend des Bürgerkriegsjahres 1920. Der harte Beschnitt des Bildes am oberen Rand verstärkt die Dramatik in diesem Spätwerk.



KAPITEL I

VOM FÜRSTENTUM ZUM ZARENREICH

Der zornige Zar

*Er war belesen und extrem jähzornig:
Iwan IV., „der Schreckliche“, schuf
als Gewaltherrscher die Grundlagen
des russischen Imperiums.*

Zarentreue Kämpfer, sogenannte
Opritschniki, huldigen ihrem Herrn.
Gemälde, 19. Jahrhundert



Von UWE KLUSSMANN

Der 17-Jährige, dem der Metropolit Makarij am 16. Januar 1547 in der Uspenski-Kathedrale im Moskauer Kreml die mit Fell umkränzte Zarenkrone aufsetzt, ist ein Feind der herrschenden Verhältnisse. Russlands erster Kaiser traut seiner höfischen Umgebung nicht. Schon als Kind hat Iwan Moskaus mächtige Hochadelige, die Bojaren, hassen gelernt.

Nominell herrscht Iwan IV. als Großfürst, seit er drei Jahre alt ist; sein Vater, Großfürst Wassilij III., ist in dieser Zeit gestorben. Als Regentin fungiert seine Mutter Jelena, aber als der Junge sieben ist, stirbt auch sie. Nun streiten habgierige Bojaren miteinander, die den Moskauer Kreml in eine wahre Kampfarena verwandeln. Eine Fürstenversammlung, die Bojaren-Duma, beherrscht das Land. Die Adelsmänner empfinden den kleinen Iwan nur als störend.

Voller Groll wird Iwan IV. später beschreiben, wie die Bojaren ihn und seinen Bruder behandeln: „Man ließ uns darben wie die Kinder eines Bettlers. Wir waren schlecht gekleidet und litten Hunger und Kälte.“ Iwan erlebt wüste Schlägereien zwischen verfeindeten Fürsten. Besonders empört es den künftigen Zaren, dass sich der führende Bojar Andrej Schuiski eines Tages auf das Bett seines verstorbenen Vaters flücht.

Als 13-Jähriger schlägt der Missachtete zurück. Iwan lässt den Bojaren Schuiski bei einer Audienz verhaften und von Jagdhunden zerfleischen. So verhasst ist ihm der Mann.

Zimperlich ist der Zar in spe, ein halbes Kind noch, wahrhaftig nicht. Zur Feier seiner Volljährigkeit, mit 15 Jahren, lässt er mehrere Fürsten hinrichten. Der junge Herrscher versteht sich dabei als streng gläubig. Unter Leitung des Metropoliten Makarij liest er viel und gründlich – Bibeltexte, Biografien von Heiligen und Chroniken Russlands. Seine Intelligenz fällt ebenso auf wie seine Zähigkeit.

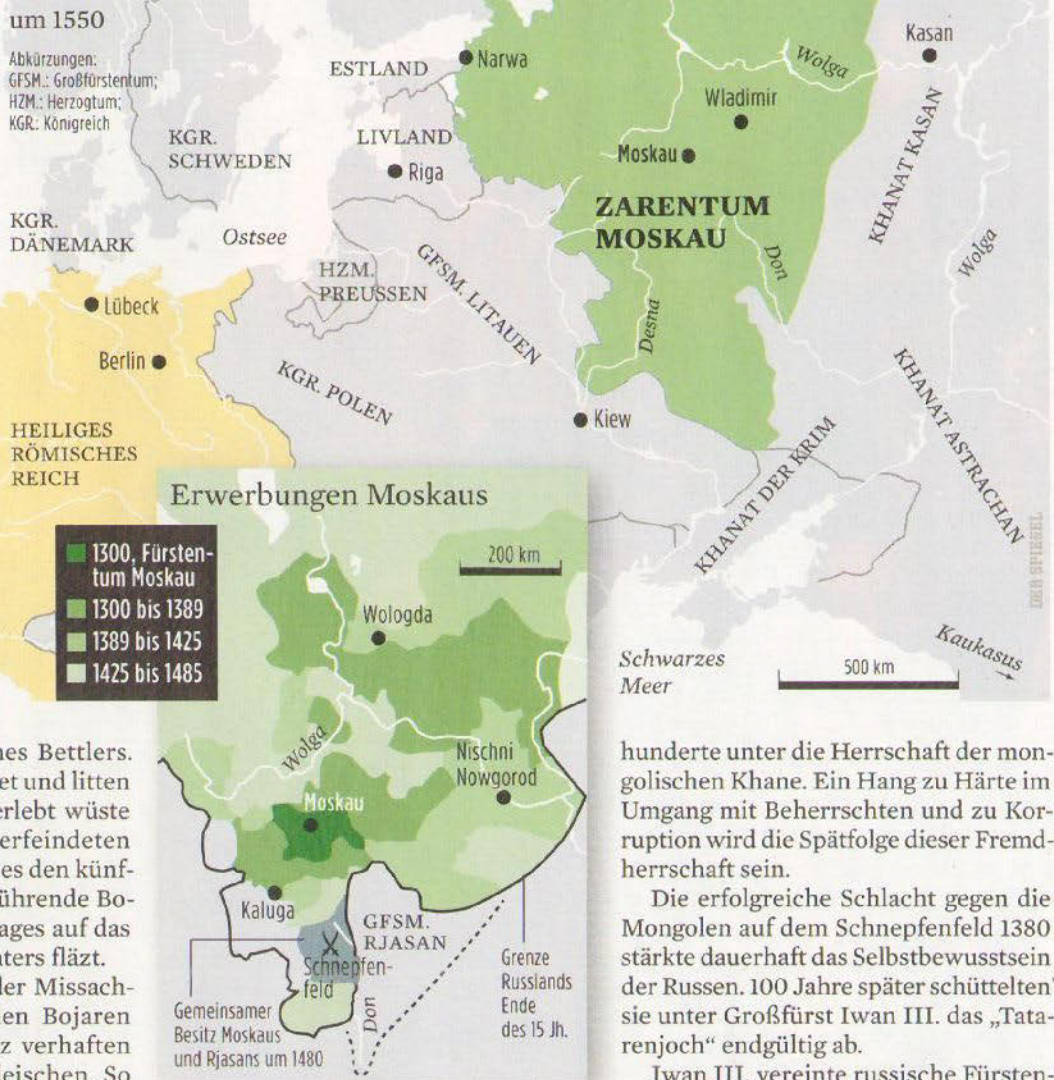
Der Großfürstensohn sieht sich als kommender Herrscher eines aufstrebenden Reiches, von Gott berufen.

Sein Großvater, Großfürst Iwan III., hatte 1472 Sofija Paleolog geheiratet, die Nichte des letzten gestürzten Kaisers von Byzanz. Moskaus Herrscher übernahm aus Konstantinopel den doppelköpfigen Adler als Staatssymbol, das byzantinische Zeremoniell und die Idee des Kaisertums. Schon Iwan III. nannte

Kiew, der „Mutter aller russischen Städte“, sich und sein Volk taufen ließ.

Nachdem die Mongolen Kiew im 13. Jahrhundert zweimal zerstört hatten und der russische Metropolit, das Oberhaupt der orthodoxen Kirche, 1299 zunächst nach Wladimir und dann 1326 nach Moskau übergesiedelt war, wurde die Stadt an der Moskwa zur russischen Hauptstadt. Doch auch dieses Machtzentrum geriet für mehr als zwei Jahr-

Russland zur Zeit Iwans des Schrecklichen



hunderte unter die Herrschaft der mongolischen Khane. Ein Hang zu Härte im Umgang mit Beherrschten und zu Korruption wird die Spätfolge dieser Fremdherrschaft sein.

Die erfolgreiche Schlacht gegen die Mongolen auf dem Schnepfenfeld 1380 stärkte dauerhaft das Selbstbewusstsein der Russen. 100 Jahre später schüttelten sie unter Großfürst Iwan III. das „Tatarenjoch“ endgültig ab.

Iwan III. vereinte russische Fürstentümer im Nordosten des heutigen Landes zu einem gemeinsamen Staat. Der Großfürst verstand sich bereits als Alleinherrscher, als „Gossudar“ von „ganz Russland“.

Hier mischten sich mongolische Verwaltungspraxis und byzantinische Staatsideologie. So entstand das Fundament eines Großreichs. Der Mönch Filofej, geboren 1455, steuerte das nötige Sendungsbewusstsein bei: Moskau, so

sich bisweilen „Zar“, doch erst sein Enkel wird nach dem Ritual des byzantinischen Kaisers gekrönt – eine Herausforderung gegenüber den europäischen Großmächten. Der Zar ist nur Gott und der christlichen Reichsidee verpflichtet, ein absoluter Monarch.

Die orthodoxe christliche Religion hatten die Russen schon ab 988 aus Byzanz eingeführt, als Fürst Wladimir I. in

Iwan IV., „der Schreckliche“,
im Zaren-Ornat
Gemälde von 1897

der zeitweilige Abt des Klosters Pskow im russischen Nordwesten, sei nach dem Untergang der oströmischen Hauptstadt Konstantinopel 1453 das „Dritte Rom“, etwas Unersetzliches, denn ein viertes Rom werde es nicht geben.

Dieses Dritte Rom war raumgreifend, schon Iwan III. erweiterte es bis zum Ural und zum Eismeer. Sein Sohn Wasilij III. setzte die „Sammlung der russischen Erde“ fort.

Von ihm erbt Iwan IV. ein Gemeinwesen, das zur Großmacht strebt. Dem stehen jedoch Hindernisse im Weg, innere und äußere.

Die **Bojaren** am Hof bereichern sich hemmungslos, plündern die Staatskasse.

Die parasitäre Bojarenoligarchie am Hof bereichert sich hemmungslos, plündert die Staatskasse. Als Bausteine für ein starkes Russland sind die Bojaren wertlos. Der junge Zar auf dem byzantinischen Thron aus Elfenbein will ihre Macht schwächen, mit allen Mitteln.

Nach einem verheerenden Brand in Moskau, kurz nach seiner Krönung, hält Iwan IV. eine Rede auf dem späteren Roten Platz vor der Kremlmauer. Darin verurteilt er die Bojaren als „bestechlich, unmoralisch, habgierig“ und hält ihnen vor, sie übten „falsche Gerechtigkeit“.

Damit spricht er die Wahrheit aus, „prawda“, ein Begriff, den die Russen auch als Chiffre für Gerechtigkeit verstehen. Um die Verhältnisse zu ändern, lässt Iwan einen „Auserwählten Rat“ einberufen, ein Gremium aus Geistlichen, sachverständigen Hofbeamten (Djaken) und Bojaren.

Der Alleinherrscher schafft erstmals eine lokale Selbstverwaltung. Stadtbewohner und freie Bauern wählen Verwaltungsleiter, Starosten. So schwächt Iwan den Einfluss der hohen Aristokratie und stärkt den Dienstadel. Staatsbeamte lässt er zentral besolden. Das eingespielte System der „Kormlenije“, des korrupten Durchfütterns von Beamten durch die örtliche Bevölkerung, schafft er ab.

Drei Jahre nach seiner Krönung beruft Iwan eine beratende Landesversammlung ein, die ein neues Gesetzbuch





Die russische Armee erobert Narwa, Mai 1558 (Gemälde von 1956)

erörtert. Das bestechliche Gerichtswesen will er umkrempeln. Gewählte Volksvertreter können Gerichtsverhandlungen besuchen. Als Kontrolleure sollen sie die Justiz beaufsichtigen.

Ein Jahr später ruft der Zar hohe Geistliche zu einem Konzil zusammen und mahnt Reformen an. Denn auch in den Klöstern herrschen chaotische Zustände. Statt mit frommer Lektüre beschäftigen sich viele Mönche eher mit leichten Mädchen und scharfen Getränken. Auf dem Konzil wirft der Zar den Mönchen vor, dass sie „in Saus und Braus die Güter des Klosters verprassen und der gemeinsten Unzucht frönen“.

Der energische Herrscher reformiert auch das Militär. Die Grundbesitzer sind nun verpflichtet, pro 160 Hektar Land einen Krieger „beritten und in voller Rüstung“ zu stellen. So verdoppelt Iwan das russische Heer innerhalb von 20 Jahren auf etwa 300 000 Mann. Moskau wird zu einer Militärmacht, einschließlich moderner Schützenregimenter mit Schusswaffen.

Der Zar setzt auf eine offensive Streitmacht. Russland kann nur aufsteigen, wenn es zwei Gegner schlägt: die Khanate Kasan und Astrachan. Beide Staaten sind Überbleibsel der mongolischen Goldenen Horde.

Mit massiven Raubüberfällen gefährden die Khanate den Handel und die Sicherheit Russlands. Sie entführen und versklaven Tausende von Russen, darunter viele Kinder. Nach zwei gescheiterten Angriffen gelingt es den russischen Truppen im Oktober 1552, die 800 Kilometer östlich von Moskau gelegene Hauptstadt Kasan zu stürmen, auch mit Hilfe eines deutschen Sprengmeisters, der ihre Festungsmauern zerlegt.

Der Sieg von Kasan macht den 22-jährigen Zaren zu einem Volkshelden.

Die Moskauer bereiten dem heimkehrenden Feldherrn unter dem Geläute der Kirchenglocken einen begeisterten Empfang. Den Menschen in der Hauptstadt erscheint der Monarch, angetan mit seiner goldenen Krone und seinem purpurnen, prachtvoll geschmückten Gewand, wie ein Heiliger.

Zu Ehren des Sieges lässt Iwan auf dem Roten Platz die Basilius-Kathedrale errichten. Dass er nach der Fertigstellung angeblich den Architekten blenden lässt, damit dieser nie wieder eine so schöne Kirche bauen kann, ist eine Legende.

Im Sommer 1556 marschieren russische Truppen in Astrachan am südöstlichen Rand des Reiches ein. So sichern sie die Wolga als Handelsweg. Im Jahr

darauf werden auch die Baschkiren am Ural dem Reich angegliedert.

Im Süden nehmen die Soldaten des Zaren nun die Berge des Kaukasus in den Blick. An den Ufern des Flusses Terek errichten sie eine Festung. Völker im Nordkaukasus, vor allem die Tscherkesen, sehen einen Vorteil darin, sich an Russland anzulehnen. Sie befruchten das aufstrebende Reich mit ihrer Vitalität und ihrem Kampfgeist.

Auch wenn er die Festung am Terek unter osmanischem Druck 1571 schleifen muss, demonstriert der Zar selbst in seinem Privatleben, wie eng er das Schicksal der Russen mit den Völkern des Kaukasus verbunden sieht. Verwitwet nach dem Tod seiner ersten Frau, einer Russin, heiratet er 1561 die Tochter eines kardinischen Fürsten.

Die Kaukasierin nimmt den orthodoxen Glauben und den Namen Marija an. Ihrem Mann erteilt die Zarin hilfreiche Ratschläge, etwa zum Aufbau einer Wache nach dem Vorbild kaukasischer Bergfürsten. Mit der Herrschaft über Tarenten, Baschkiren und Kaukasier wird das Zarenreich zum Vielvölkerstaat.

Damit dieses Land sein Gewicht als Großmacht in Europa einbringen kann, braucht es Zugang zu Ostseehäfen. Das Baltische Meer bietet die Handelswege in die entwickelten Länder Mittel- und Nordeuropas.

Deren technischer Fortschritt fasziniert den Zaren. Iwan beauftragt den Handelsagenten Hans Schlitte aus Goslar, in Deutschland Glockengießer, Goldschmiede, Ärzte und Papiermacher anzuwerben. Schlitte versammelt 123 Spezialisten, die bereit sind, in Moskau zu arbeiten. Doch Lübecker Ratsherren, die russische Konkurrenz fürchten, vereiteln die Abreise der Delegation. Schlitte wird in Lübeck verhaftet.

Den Weg zum Ostseehandel bahnt sich der Zar militärisch. 1558 stürmen russische Truppen die Hafenstadt Narwa, bisher beherrscht vom Livländischen Orden. Der kriselnde Ordensstaat kann den Angreifern nur wenig Widerstand entgegensetzen. Zeitweilig beherrschen die Russen das heutige Estland und den Norden des heutigen Lettlands.

Statt mit **frommer Lektüre** beschäftigen sich viele Mönche mit **leichten Mädchen**.

Doch es gelingt Iwan nicht, das lettische Riga und das estnische Reval (heute: Tallinn) einzunehmen.

Während jahrelanger Kämpfe zeigt sich, warum der Oberbefehlshaber in den eigenen Reihen kaum weniger gefürchtet wird als vom Feind. 1563, bei einem Heerzug durch Weißrussland, erschlägt der jähzornige Herrscher den Fürsten Iwan Schachowskoi im Streit mit einer Keule.

Der Krieg an der Ostsee bringt dem Zaren keinen dauerhaften Sieg. Der Ordensstaat löst sich 1561 auf und unterstellt sein Gebiet dem Schutz von Schweden, Litauen und Polen. Gegen das 1569 mit Polen vereinte Litauen und dessen schwedische Verbündete zieht sich der Livländische Krieg in die Länge. Ausländische Chronisten vermerken erstmals, wie zäh und tapfer russische Soldaten kämpfen. In einem Friedensschluss 1582 muss Iwan auf Livland einschließlich Narwa verzichten, Russland verliert seinen einzigen Ostseehafen.

Während dieses Krieges, der die Kräfte Russlands ebenso auszehrt wie die seines Zaren, erlebt Iwan seine bitterste Enttäuschung. Fürst An-

drej Kurbski, der mit ihm Kasan erobert hatte, sein enger Vertrauter und Statthalter in Livland, wechselt Ende April 1564 bei Dorpat die Fronten. Mit ihm ziehen Anhänger und Untergebene. Polens König Sigismund II. August beschenkt den Überläufer mit großen Ländereien. Schließlich führt Kurbski polnische Truppen gegen die Russen in den Kampf.

In Briefen an den Zaren beklagt der Abtrünnige dessen gewalttätiges Regiment. Iwan wiederum wirft Kurbski vor, er habe ihn wegen materieller Vorteile verraten und „des Leibes wegen die Seele vernichtet“. Die „Selbtherrschaft“ des Zaren, so Iwan, sei nun einmal „nach Gottes Rat-schluss“ gegründet.

AUTOKRATIE

Macht ohne Rechenschaft

Als Autokratie bezeichnet man die Regierung eines Alleinherrschers, dessen Machtfülle nicht durch Kontrollinstanzen eingeschränkt ist. In diesem Sinne waren die russischen Zaren stets Autokraten. Ihr zentralistisches System der „Selbtherrschaft“ sah eine Teilhabe des Volkes an der Staatsgewalt nicht vor. Ein Autokrat ist niemandem Rechenschaft schuldig. Er allein verkörpert den souveränen Staat. Im Zarentum findet die Macht des Herrschers ihre Beschränkung nur im göttlichen Recht und in der Verpflichtung des Monarchen auf die Idee des Reiches.

Eindringlich beschreibt der Monarch, wie er seine Aufgabe versteht: „Und immerdar geziemt es den Herrschern, um-sichtig zu sein: hier sehr milde, dort grimmig; für die Guten Gnade und Milde, für die Bösen Grimm und Pein. Wenn er aber das nicht hat, so ist er gar kein Zar; denn der Zar ist nicht in den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten.“

Die Affäre Kurbski macht aus Iwan IV. endgültig Iwan Grosny, den „Gestren-gen“, den man im Westen bald „den Schrecklichen“ nennen wird. Dass er sich die Bojaren zu Feinden auf Lebenszeit gemacht hat, weiß der Potentat schon lange, spätestens seit einer schweren Erkrankung im Jahre 1553. Da zögern angeblich viele Fürsten, die Bitte des Zaren zu erfüllen, seinem kleinen Sohn Dmitrij die Treue zu schwören – um dem Zaren die Erbfolge zu sichern, falls er stirbt.

Der Fall Kurbski zeigt aus Sicht des Selbstherrschers, dass die Bojaren sogar potentielle Landesverräter sind, bereit, sich an ausländische Feinde Russlands zu verkaufen.

Ein halbes Jahr danach, im November 1564, entschließt sich der Zar zu einem dramatischen Schritt. Er

Eine Zarenkrone Iwans, gefertigt 1553

Der Zar umarmt seinen Sohn, den er im Streit tödlich verletzt hat.
Gemälde von Ilja Repin, 1885



ruft Bojaren und Geistliche im Moskauer Kreml zusammen. In einer Rede klagt er über Untreue und Verrat. Überraschend verkündet er, er lege seine Herrschaft nieder. Vor den verblüfften Zuhörern zieht er sein Ornat aus, setzt die Krone ab und verlässt bald darauf den Kreml.

Am 3. Dezember lässt er mehr als hundert Schlitten beladen und fährt mit Familienangehörigen und Gefährten auf verschneiten Wegen aus der Hauptstadt. Die Reise endet in Alexandrowa Sloboda, einem Landsitz 100 Kilometer nordöstlich von Moskau.

Die Moskauer sind bestürzt und hilflos. Da bringen Reiter Anfang Januar 1565 eine Zaren-Botschaft, die vor dem Volk verlesen wird. Iwan klagt erneut die verräterischen Bojaren an und verkündet sogleich, gegen das Volk von Moskau hege er keinen Groll.

Nun geschieht, worauf der Zar gesetzt hat: Eine große Delegation der Moskauer zieht nach Alexandrowa Sloboda, mit Kirchenfahnen und Ikonen, singend und betend. Das Volk will seinen Zaren zurück. Der stellt Bedingungen: Mit „Verrätern“ werde er verfahren, wie

er es für richtig halte. Und der Staat werde radikal umgebaut.

Opritschnina heißt das Zauberwort der erneuerten Zarenherrschaft. Der Begriff bedeutete ursprünglich den abgeordneten Teil eines Erbes.

Praktisch geht es um einen Staat im Staate. Die Opritschniki, eine dem Zaren ergebene Garde, bilden die neue Stütze der Herrschermacht. Die Männer gehören überwiegend zum Dienstadel, einer Schicht, die gut 18 000 Mann zählt. Iwan Grosny unterstellt der Opritschnina große Teile des russischen Territoriums, den Südwesten Moskaus inklusive. Die restlichen Gebiete verbleiben als „Semschtschina“ unter der Bojaren-Duma.

Die Opritschniki, zunächst 1000 Mann, bald darauf 6000 Kämpfer, leisten dem Zaren einen besonderen Treueeid. Sie tragen schwarze Kittel und führen an ihren Pferden einen Hundekopf und Besen als Abzeichen. Als Sicherheitsdienst sollen sie Feinde des Herrschers wie Hunde aus der Heimat jagen.

Erstmals zeigt sich, so der Moskauer Historiker Andrej Firsow, „dass Russland Krisen mit außerordentlichen Kommissionen bewältigt“ – eine Anspielung auf die spätere bolschewistische Geheimpolizei.

Mit den Opritschniki, meist jungen Aufsteigern aus dem Dienstadel, kommt ein Terrorregime auf Touren. Der Orden unter dem Hundekopf verschafft seinen Mitgliedern Landgüter der Bojaren, die gewaltsam umgesiedelt werden. In Alexandrowa Sloboda errichtet der Zar mit der Opritschnina eine zweite Hauptstadt. Diese Festung hinter Wall und Graben verlässt der Herrscher nur unter dem Schutz einer Sicherheitstruppe. Entspannung findet Iwan bei den Klängen seines 27-köpfigen Chores. Dessen Sänger stimmen Loblieder an auf Gott, den Zaren und die Heimat.

In der Opritschnina dienen gläubige Gefolgsleute des Monarchen, aber auch zynische Abenteurer wie der Deutsche Heinrich von Staden aus dem Münsterland. Der prahlt damit, dass Strafexpeditionen gegen Bojaren in Raubzüge ausarten, bei denen sich Opritschniki

Die Opritschniki, Angehörige einer zarentreuen Garde, tragen schwarze Kittel und verbreiten Terror.

schamlos bereichern. Weil sie sicher sind, straffrei auszugehen, lassen die Gardisten immer öfter alle Hemmungen fallen. Besonders arg treiben es die Opritschniki bei einem Überfall auf die Handelsstadt Nowgorod 1570.

Sie rauben Kirchenschätze, plündern den Hof des Erzbischof und die Häuser von Handwerkern und Kaufleuten. Sie foltern vermeintliche Verräter am offenen Feuer. Die Gequälten liefern alle gewünschten Geständnisse.

In Nowgorod sperrt ein Opritschnik einen Amtmann mit einem Bären in ein Zimmer. Das Tier zerfetzt dem zu Tode Erschrockenen die Kleidung.

Als auch die orthodoxe Kirche sich gegen die Opritschnina wendet, lässt der Zar den Metropolit Filipp II., der dem Zaren den Segen verweigert, in ein Kloster verbannen. Später erwürgt ihn dort ein führender Opritschnik.

Allmählich aber dämmert es Iwan Grosny, dass mit rauen Gesellen allein auf Dauer kein Staat zu machen ist. So lässt der Zar zahlreiche Opritschniki umbringen. 1571/72 wehren Opritschniki und Bojarentruppen gemeinsam einen Angriff des Krim-Khanats auf Moskau ab. Es ist für Russland ein Krieg um Sein oder Nichtsein. Der Zar scheint zu begreifen, dass er sich eine Spaltung des Landes nicht länger leisten kann. Schließlich bleibt nach Säuberungen ab 1572 kaum ein Fünftel der alten Opritschniki im Hofdienst. Der Zar löst die Opritschnina im gleichen Jahr auf.

Und er verbietet, sie künftig auch nur zu erwähnen. Mindestens 4000 Menschen sind unmittelbar durch die Opritschniki ums Leben gekommen.

Der Schaden für das Land, das etwa acht bis zehn Millionen Einwohner zählt, geht tiefer. Angst und Misstrauen bestimmen weiterhin das öffentliche Leben. Der dunkelbärtige Herrscher, 1,78 Meter groß, verbreitet mit seinen unruhig umherschweifenden Blicken eine Atmosphäre der Furcht. Vor der brodelnden Wut des zornigen Zaren sind

nicht einmal nahe Familienangehörige sicher.

Im November 1581 trifft er bei einem Streit seinen Sohn Iwan mit der eisernen Spitze eines Stabes an der Schläfe. Blutend bricht der 27 Jahre alte Zarewitsch zusammen. Wenige Tage später stirbt er.

Der Totschlag im Affekt erschüttert den 51-jährigen Täter tief. Denn der zügellose Zar wollte seinen Sohn nicht umbringen. Iwan Grosny setzt die Zarenkrone nicht mehr auf. Er legt auch seinen fürstlichen Schmuck nicht mehr an. Der fanatisch religiöse Monarch, der seine innere Zerrissenheit auf das ganze Land übertragen hat, zeigt überraschend Züge von Altersmilde.

Nach Jahrzehnten, in denen er fast ununterbrochen Krieg geführt hat, schließt er 1582 Frieden mit Polen-Litauen. Er spendet große Geldsummen an Klöster und lässt für die Seelen jener

adel eine staatstragende Schicht. Und er weist die Richtungen, wohin das Reich sich ausdehnen wird: zum Kaukasus und zum Schwarzen Meer, an die Ostsee und nach Sibirien.

Josef Stalin lässt den Regisseur Sergej Eisenstein im Zweiten Weltkrieg einen Film über Iwan Grosny drehen. Das Volk soll sich am Beispiel dieses Zaren aufrichten.

Das Verdikt von Karl Marx über die „unglaublich grausamen Untaten der Opritschniki“ ist für Stalin nicht bindend. Eisensteins Monumentalfilm zeigt Iwan IV. als begnadeten Volksführer. Im russischen Vorspann heißt es, das Werk handele „von einem Menschen, der als erster unser Land einte und einen mächtigen Staat schuf“. Die Zuschauer erleben einen entschlos-

senen Zaren, bedrängt von arglistigen Bojaren und beschützt von treuen Opritschniki. Ein zweiter Teil des Epos, in dem Eisenstein auf Stalins Schreckensherrschaft anspielt, wird zunächst verboten und erreicht die Zuschauer erst nach dem Tod des roten Zaren.

Ein gänzlich anderes Bild Iwans bietet der 2008/09 gedrehte Film „Zar“ des liberalen Moskauer Regisseurs Pawel Lungin. Der zeigt ein Grosny-Land voller an Galgen baumelnder Leichen, ein Reich der Finsternis, regiert von einem psychopathischen Despoten.

Ironie der Geschichte: Gefördert wurde der Film vom Bankier Andrej Borodin, während der Dreharbeiten Boss der „Bank Moskwj“, Vertrauter des damaligen Bürgermeisters Jurij Luschkow.

Inzwischen ist der Bankier ebenso wie das Stadtoberhaupt in Ungnade gefallen. Luschkow und Borodin haben sich in den Westen abgesetzt, aus Angst vor den Sicherheitsmannen des Kreml. Denen sagt man in Moskau nach, sie pflegten im Kampf gegen Bojaren von heute auch die Tradition Iwan Grosnys und seiner Opritschniki.



Iwan IV. lässt Gegner in Livland an Spießen braten

Kupferstich, 17. Jahrhundert

vermeintlichen Feinde beten, die er hingerichten ließ. Iwan IV. versucht, „die Rolle und die Maske eines Peinigers gegen die eines Wohltäters auszutauschen“, so der russische Historiker Ruslan Skrynnikow. Dazu hat er allen Anlass. Russland ist verarmt und verödet. Es wird heimgesucht von Missernten und Pest.

Am 18. März 1584 stirbt der Zar im Alter von 53 Jahren, plötzlich, während er ein letztes Mal Schachfiguren setzt.

Trotz seiner düsteren Seiten hat Iwan IV. in Russland weiterhin viele Verehrer. Denn er verschafft dem entstehenden Imperium mit dem gestärkten Dienst-

**Basiliuskathedrale
auf dem Roten Platz**
Koloriertes Foto, etwa 1880



Krieger, Reformen, Reaktionäre

988

Fürst Wladimir I. führt in der Kiewer Rus, der Keimzelle des russischen Staates, das orthodoxe Christentum nach byzantinischem Ritus ein.

1299

Die Mongolen zerstören erneut Kiew. Der russische Metropolit, Oberhaupt der orthodoxen Kirche, flieht ins gut 900 Kilometer nordöstlich gelegene Wladimir.

1328

Der Metropolit verlegt seinen Sitz nach Moskau.

1453

Die Osmanen erobern Konstantinopel. Mit dem

Fall von Byzanz endet das Oströmische Reich.

1472

Der russische Großfürst Iwan III. heiratet Sofija Paleolog, die Nichte des letzten Kaisers von Byzanz. In der russischen Elite reift die Idee von Moskau als dem „Dritten Rom“.

1547

Iwan IV., „der Schreckliche“, wird im Moskauer Kreml zum ersten russischen Zaren gekrönt.

1552

Iwan erobert Kasan. Russland wird ein Vielvölkerstaat.

1565

Im Machtkampf mit den Bojaren gründet der Zar die Opritschnina, eine bewaffnete Stütze seines Regimes aus Angehörigen des Dienstadels.

1584

Iwan IV. stirbt und hinterlässt ein von Kriegen, Terror und Naturkatastrophen zerrüttetes Land, das in jahrzehntelange Wirren abgleitet.

1605

Der „falsche Dmitrij“, ein angeblicher Sohn Iwans, wird in Moskau zum Zaren gekrönt.

1611-1613

Mehr als zweieinhalb Jahre bleibt Russland ohne Regierung. Moskau gerät unter polnischen Einfluss.

1613

Eine russische Reichsversammlung wählt Michail Romanow zum Zaren. Die Romanow-Dynastie wird Russland drei Jahrhunderte beherrschen.

1682-1725

Zar Peter I., der Große, reformiert Russlands Armee, Verwaltung und Gesellschaft nach europäischem Vorbild. Im Großen Nordischen Krieg gegen Schweden sichert er Russ-

land den Zugang zur Ostsee.

1703

Peter I. gründet St. Petersburg, ab 1712 die neue, Europa zugewandte Hauptstadt.

1762

Für ein halbes Jahr herrscht Zar Peter III., Sohn des Herzogs von Schleswig-Holstein-Gottorf und der Anna Petrowna, einer Tochter Peters des Großen. Peter III. wird im Juli 1762 von Anhängern seiner Ehefrau ermordet, der künftigen Zarin Katharina II. Er begründet die dynastische Linie Romanow-Holstein-Gottorf, in die bis zum Ende des Zarenreichs fast nur Angehörige des deutschen Hochadels einheiraten.

1762-1796

Zarin Katharina II., die Große, geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, festigt mit ihrem aufgeklärten Absolutismus den Zentralstaat.

1773-1775

Der Bauernaufstand des Jemeljan Pugatschow erschüttert das Land. Pugatschow wird im Januar 1775 auf dem Bolotnaja-Platz hingerichtet.

1796-1801

Zar Paul I., Sohn Katharinas II., zeigt sich als Bewunderer des preußischen Militarismus. Sein despotischer Regierungsstil macht ihn bei vielen Russen verhasst. In seinem Palais, dem heutigen Michails-Schloss, wird er im März 1801 von Höflingen erdrosselt.

1801-1825

Zar Alexander I. begeistert sich zunächst für Reformen, betreibt aber im wesentlichen erzkonservative Politik.

1812-1814

Mit seiner „Grande Armée“ dringt Napoleon bis Moskau vor. Unter großen Verlusten muss sich der französische Kaiser aber bald zurückziehen. An der Spitze einer Gegenoffensive marschiert Alexander I. im März 1814 in Paris ein, was ihm als „Befreier Europas“ großen Ruhm einbringt.

1825-1855

Zar Nikolai I. errichtet einen Polizeistaat, der die wachsenden demokratischen Neigungen der Intelligenz rigoros unterdrückt. Schon bei seiner Inthronisierung hat er einen Aufstand revolutionärer Offiziere, der Dekabristen, niedergeschlagen.

1837

Der Dichter Alexander Puschkin stirbt an den Folgen eines Duells. Puschkin gilt als Begründer der modernen russischen Literatur, seine Werke wollte der Zar persönlich zensieren.

1853-1856

Im Krim-Krieg gegen Türken, Briten und Franzosen unterliegt Russland aufgrund seiner Rückständigkeit.

1855-1881

Zar Alexander II. setzt anfangs auf Reformen. 1861 hebt er die Leibeigenschaft der Bauern auf, bremst die Modernisierung seines Reiches aber bald aus Angst vor einer Revolution. Im März 1881 wird Alexander II. vor einem seiner Paläste von Terroristen ermordet.

1881

Im Februar nehmen in St. Petersburg 60 000 Menschen an der Beerdigung des im Alter von 59 Jahren verstorbenen Dichters Fjodor Dostojewski teil, der

Teile der russischen Intelligenz mit nationalrussischen Ideen tief beeinflusste.

1881-1894

Zar Alexander III. vertritt eine reaktionäre Politik, die sich in seiner These verdichtet, Russland habe „nur zwei Verbündete: seine Armee und seine Flotte“.

1891

Der Bau der Transsibirischen Eisenbahn beginnt.

1893

Am 6. November stirbt in St. Petersburg im Alter von 53 Jahren der Komponist Peter Tschaikowski.

1895

Wladimir Uljanow, der sich später Lenin nennt, gründet in St. Petersburg den „Kampfbund zur Befreiung der Arbeit“.

1894-1917

Zar Nikolai II. verzögert Reformen und lässt Russland in eine militärische Konfrontation mit Deutschland und Österreich-Ungarn treiben.

1902

Nikolai II. annulliert die Ehrenmitgliedschaft des sozialkritischen Schriftstellers Maxim Gorki in der Akademie der Wissenschaften. Aus Protest verlässt der Dichter Anton Tschechow die Akademie.

1903

Die Anhänger Lenins formieren sich auf einem Exilparteitag russischer Sozialdemokraten in London als Strömung, die sich „Bolschewiki“ (Mehrheitler) nennt.

1904

Am 15. Juli stirbt Anton Tschechow im Alter von 44

Jahren in Badenweiler an Tuberkulose.

1905

Am 22. Januar, dem „Blutsonntag“, schießt die Armee in St. Petersburg auf demonstrierende Arbeiter. Im Herbst folgen revolutionäre Unruhen, die das Zarenregime brutal niederschlägt.

1907

Der Scharlatan Grigorij Rasputin gewinnt vor allem mit Hilfe der Zarin Einfluss am Petersburger Hof.

1910

Am 20. November stirbt der Schriftsteller Leo Tolstoi im Alter von 82 Jahren. Seine Romane „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ zählen bis heute zur Weltliteratur.

1914

Am 1. August erklärt das Deutsche Reich Russland den Krieg, russische Truppen rücken kurzzeitig in Ostpreußen ein.

1916

Adelige, darunter Verwandte des Zaren, ermorden Rasputin in St. Petersburg. Niemand wird verurteilt.

1917

15. März: Nach Massenstreiks und der Bildung einer provisorischen Regierung dankt Zar Nikolai II. ab. Die russische Revolution beginnt. Im November putschen sich die Bolschewiki an die Macht.

1918

Am 17. Juli werden der ehemalige Zar Nikolai Romanow und seine Familie in Jekaterinburg von einem bolschewistischen Mordkommando erschossen.

Zar Michael I. mit Kirchenführern und Gläubigen
Buchillustration von 1673





*Die russisch-orthodoxe Kirche war
von jeher erzkonservativ.
Elend und Knechtschaft rechtfertigte sie als gottgewollt.*

Zwei oder drei Halleluja

Von JÖRG R. METTKE

Am dritten Fastensonntag geschah Ungeheuerliches auf Moskaus Straßen: Isidor, der geistliche Oberhirte der russischen Christenheit, kehrte mit Gefolge aus dem Ausland zurück, und die letzten Werst bis zum Kreml ließ er sich ein lateinisches Kreuz voraustragen. Dazu, nach römischem Brauch, drei silberne Stöcke.

Schon von unterwegs empfahl sich der heimkehrende Metropolit mit neuem Titel auch als „Legatus des apostolischen Stuhls in Polen, Litauen und Deutschland“. Dabei verhiess er das Ende der Trennung zwischen „morgenländischer Kirche“ und „Lateinern“, predigte beider künftige Union und versprach einen Kompromiss in so wichtigen Glaubensfragen wie jener, ob Christi Leib nur „im sauren Brote“ (wie bei Griechen und Russen) oder auch „in süßem Teig“ (wie bei den Römisch-Katholischen) empfangen werden dürfe.

Der 61-jährige Isidor kam vom Konzil aus Florenz: einem großen, über Jahre und durch mehrere Städte sich hinziehenden Kirchenpalaver, bei dessen Abschluss Papst Eugen IV. glauben durfte, er habe den Vatikan wieder an die Spitze einer geeinten Kirche zurückverhandelt. Für solche Beute schien es vertretbar, die Gleichwertigkeit östlicher wie westlicher Rituale anerkannt zu haben.

Doch die Architekten der Einheit hatten ihre Rechnung ohne Wassilij II. Wassiljewitsch gemacht: Dieser nicht eben helle Großfürst von Moskau und Wladimir, der schon als Zehnjähriger auf den Thron gelangt war, mochte sich nicht an neumodischen Kirchenkram gewöhnen. Und auch die Befehlsgewalt über seinen Oberpopen wollte er nicht mit dem Krummstab-Träger im fernen Italien teilen. Deshalb befahl Wassilij, den ökumenisch bewegten Isidor wegen Ketzerei standesgemäß hinter Klostergitter zu setzen, nachdem er es im Gottesdienst auch noch gewagt hatte, den Namen des Papstes vor dem seines Landesherrn zu nennen.

Das alles geschieht im Jahr 1441: In England hat Heinrich VI. gerade Eton College gegründet. In weniger als hundert Jahren wird der Deutsche Martin Luther die katholische Kirche in ihren ideologischen Angeln quietschen lassen. Und Ostrom hat keine 15 Jahre mehr vor

sich, bevor es die Osmanen hinwegfegen.

Doch noch ehe das Kreuz auf der Krönungskirche oströmischer Kaiser gekappt und gegen den Halbmond ausgetauscht wird, erhebt 1448 eine Synode zu Moskau erstmals einen Russen ohne Zustimmung aus „Zargrad“ (Konstantinopel) zum Metropoliten: Die Wahl fällt auf Ion, den Bischof von Rjasan und Murrom. Die orthodoxe Kirche Russlands ist von nun an autokephal, das bedeutet unabhängig.

Von der slawisch-griechischen Achse bleibt dem russischen Volk allein der orthodoxe Glaube, dazu die einen Buchstaben der missionarischen Mönchsbrüder Kyrill und Method. Die Ursprünge seiner Religion haben sich längst im Dunkel von Legenden, Sagen und Apokalyptik verloren: Selbst ausgesucht hätten sich danach die Herrscher von Kiew die prunkvolle byzantinische Variante des Christuskultes.

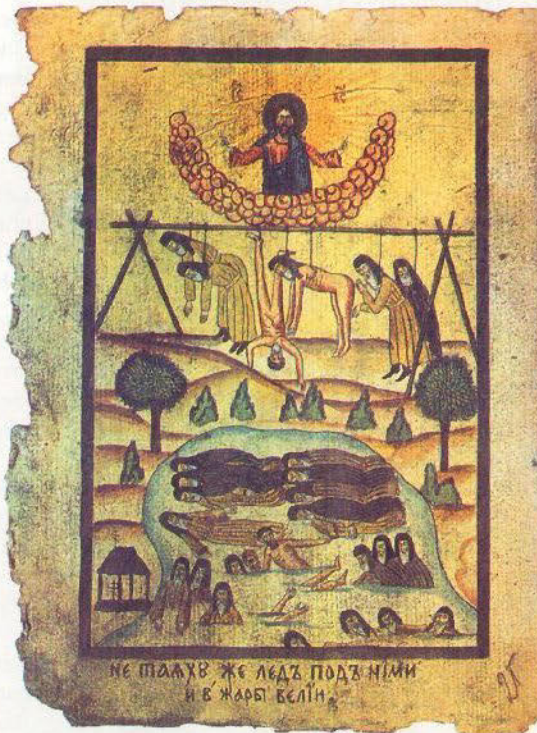
Doch die schönen Märchen drapieren selten mehr als handfeste Machtinteressen: Die Großfürsten von Kiew gieren im 10. Jahrhundert nach internationaler Aufwertung. Die oströmischen Kaiser, feinsten Adel der damaligen Welt, brauchen Verbündete gegen die aufrührerischen Bulgaren: Eine Ehe zwischen Anna, der „purpurgeborenen“ Schwester Basileios' II., und dem barbarischen Großfürsten Wladimir von Kiew verspricht eine elegante Lösung beider Probleme. Nur muss der Heide bis zur Vermählung seinem Gewittergott Perun abgeschworen haben: Im Januar 988 empfängt Wladimir die Taufe (und den Taufnamen Wassilij), Ende Mai desselben Jahres steigen seine Untertanen in den Dnjepr und erbadeten sich kollektiv eine unsterbliche Seele. Im Sommer wird geheiratet.

Die russische Kirche bewahrt seitdem durch alle Zeitläufte hindurch oftmals nur um des Bewahrens willen. Sie ist aller Konservativen natürlicher Verbündeter und ebenso verlässlich allen Veränderungen feind. Fremde aus dem Westen gelten ihr, so der habsburgische Diplomat Siegmund Freiherr von Herberstein 1516 sichtlich getroffen, als „nicht rechtgläubig und als Schismatiker, so hassenswert wie die Mohammedaner“.

Eine weitere Nachricht des Wiener Freiherrn, die russischen Metropoliten

nähmen ihre „gwalt von dem Patriarchen zuo Constantinopl“, wird rasch überholt: Bereits 1588 erhandelt Boris Godunow die vollständige kirchliche Unabhängigkeit.

Moskau „und das ganze russische Zartum“ erhalten nun einen eigenen Patriarchen; die Ausbildung einer russisch-orthodoxen Staatskirche findet damit auch ihre formale Bestätigung: Die mal mythisch, mal imperialistisch genutzte Formel von Moskau als Drittem Rom gehört von nun an ins Arsenal jeder expansiven Herrschaft in Russland.



Bestrafung rebellischer Mönche
Buchillustration, 18. Jahrhundert

Die „Zeit der Wirren“ mit ihren falschen Zaren, polnischen Marionetten und Usurpatoren lockt auch den höheren Klerus ins Spiel um die politische Macht (siehe Seite 30). Noch als weltlicher Adelsmann probt Fjodor Nikititsch Romanow den Aufstieg, wird jedoch vom Wahl-Zaren Godunow kaltgestellt und unter dem Mönchsamen Filaret ins Kloster verbannt. Nach Godunows Tod macht ihn der erste Pseudo-Dmitrij 1606 zum Metropoliten von Rostow. Zwölf Jahre später ist er bereits Patriarch, geweiht vom durchreisenden Jerusalemer Oberhirten, und nimmt neben seinem 23-jährigen Sohn Michail auf dem Zarenthron Platz: für 14 Jahre, als

„velikij gosudar“, Groß- und Doppelherrscher über Kirche und Reich. Filaret, der umtriebige Mann im Kirchenpelz, wird zum Stammvater der Romanows, die bis 1917 regieren.

Wachsende Widersprüche zwischen Asketen und Mitläufern entladen sich wenige Jahrzehnte später in einem bis heute nicht überwundenen Schisma: Als Patriarch Nikon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts rituelle Rückkehr zu den griechischen Ursprüngen verlangt und der Zar diese Reform forciert, verweigert der im Norden Russlands einflussreiche Kloster-Klerus den Gehorsam: Die altgläubigen „Raskolniki“, die Spalter, bestehen darauf, ihr Kreuz weiter mit zwei geraden und drei gekrümmten Fingern zu schlagen und nur zwei Halleluja zu singen statt drei. Sie verfluchen die Neuerer – und werden selbst verdammt, verfolgt, gefoltert. Sie enden nicht selten im Feuer wie der Protopope Awwakum, ihr standhaftester Bekenner.

Erst Peter I., sechster Romanow auf dem Moskauer Thron, stößt die hinderliche Kirche beiseite: Er schneidet den Bojaren die fettigen Bärte ab und befreit die Staatsräson von sakralen Fesseln. Volkswohl wird, bei aller autokratischen Beschränktheit, sein imperiales Credo. Die Nebenregentschaft der Kirche beseitigt er ebenso wie ihre Finanzhoheit: An die Stelle der Patriarchen tritt ein Kollegialorgan, der „Heilige Synod“ mit dem vom Zar ernannten Oberprokurator an der Spitze. Die Kontrolle der Kirchengüter versieht ein Klosteramt, das jedoch schon 1720 aufgelöst wird.

1722 befiehlt Zar Peter den Dragoner-Obristen Iwan Boltin nach St. Petersburg. Dessen neues Kommando lautet, künftig Bischöfe, Erzäbte (Archimandriten) und Äbte (Igumene) auf Trab zu bringen, ihnen die Korruption auszutreiben und sie auf die neue Ordnung einzuschwören: Staatsdienst vor Gottesdienst.

Freilich: Der Wille des Herrschers als absolutes Gesetz, die Kirche als sein Werkzeug, die Bibel wichtiger als Traditionsrituale – das ist zu viel der Aufklärung und jedenfalls mehr, als Altgläubige, aber auch der konservative Mehrheitsklerus ertragen mögen. Hinzu kommt massive Reglementierung: Klöster werden verpflichtet, abgediente und

krankte Soldaten zu unterhalten, Schulen für Waisen einzurichten, keine Mönche unter dreißig und keine Nonnen unter sechzig zu rekrutieren.

Aus Sicht der Raskolniki ist Peter der Große bis in die Gegenwart der „Sohn des Beelzebubs“. Aber auch die Hierarchen der Staatskirche ertragen sein Regiment nur murrend. Der ideologische Grabenkampf zwischen Westlern und Slawophilen, zwischen Erneuerern und Traditionalisten, zwischen Austausch und Abschottung, der in Russland seither regelmäßig Mobilmachung erfährt – hier werden seine Konturen erstmals deutlich sichtbar.

Die orthodoxe Kirche ist daran stets beteiligt, oft als Täter, seltener als Opfer. So wird ihre nach innen gewandte, auf Meditation, Fasten und Läuterung gerichtete Facette unter Katharina II. für kurze Zeit Exportgut in Sachen Mission: Zunächst nach Sibirien, später über die Beringsstraße nach Alaska ziehen geistlich wie physisch starke Mönche aus Nordrusslands Klöstern.

Wie bei der englischen Konkurrenz sind sie das kollektive Feigenblatt vor der brutalen Landnahme durch kolonialistische Abenteurer und Pelztierjäger. Aber anders als ihre anglikanischen Brüder verbünden sich russische Missionare rasch mit ihren Taufkindern gegen die Ausbeuter der Russisch-Amerikanischen-Kompagnie: „Sie missbrauchen Ehefrauen und deren junge Töchter, sie bringen alle um, die nicht für sie auf Seeotter-Jagd gehen wollen“, berichtet Mönch Makarij Ende des 18. Jahrhunderts nach St. Petersburg. Auf Unterstützung wartet er vergebens.

Im russischen Mutterland ist die Kirche zu diesem Zeitpunkt längst wieder sicherer Hort der Reaktion. Von Volk und Intelligenzija ebenso isoliert wie von geistigen Strömungen der Zeit, lehnt sie jegliche Reformen ab. Auf die rasante Verarmung ihrer Schutzbefohlenen reagiert sie kaum mit sozialen Werken, dafür umso öfter mit Rechtfertigung auch ärgster Ausbeutung und Leibeigenschaft als gottgewollt.

Ein eindrucksvolles Beispiel für die intellektuelle Verelendung der Staat wie Kirche tragenden Kaste bietet die Biografie des Juristen Konstantin Pobedonoszew. Der Spezialist für bürgerliches Recht gilt mit seinen Forderungen nach einer liberalen Justizreform zunächst als große Hoffnung der aufgeklärten Moskauer Studentenschaft – bis er nach Petersburg befohlen und dort mit der Erziehung des Zarewitsch, des späteren Zaren Alexander III., betraut wird. Desse Vater, Reform-Zar Alexander II., belohnt ihn noch kurz vor seiner Ermordung mit der Würde des Oberprokurors.



Rotarmisten beschlagnahmen Klosterschätze, Moskau 1923

25 Jahre lang, die gesamte Amtszeit seines Zöglings und die halbe des letzten russischen Zaren Nikolai II. dazu, wird Pobedonoszew nun den Heiligen Synod in eine Agentur für Obskurantismus und Fortschrittsfeindlichkeit verwandeln. Er predigt „unerschütterliche Selbstherrschaft“, organisiert eine Geheimgesellschaft und hetzt gegen die Juden: Von denen, so hofft er, werde ein Drittel „sterben“, ein weiteres Drittel „auswandern“ und der Rest „im russischen Volk völlig assimiliert werden“.

Diese Anschauung von der Welt ist längst kirchliche Hauptströmung. In gewisser Weise hat Pobedonoszew nur die ebenfalls über ein langes Leben gestreckte Wende des 40 Jahre jüngeren Goethe-Freundes Sergej Uwarow nachvollzogen.

Der führt als 30-Jähriger im von ihm mitbegründeten Dichterkreis Arsamas aufmüpfige Reden und drangsalariert drei Jahrzehnte später den armen Alexander Puschkin: Als Minister für Volksaufklärung und Chef der Zensurbehörde verschreibt er seiner polit-orthodoxen Klasse eine „nationale Idee“, die aus der tristen Triade Rechtgläubigkeit, Autokratie und Volkstümllichkeit besteht.

Der schlichte Dreisatz vermag aus dem zaristischen Völkergefängnis keinen identitätstiftenden Staat mehr zu machen. Die Monarchie schlittert ihrem Ende entgegen – halb getrieben, halb ge-

bombt. Und die Kirche der Rechtgläubigen ist ihr auf diesem letzten Wege weder Stecken noch Stab. Am Ende hat sie die Herrschaft – oder die Herrschaft sie – auf das Zerrbild des quacksalbernden Wanderpredigers Grigorij Rasputin reduziert, über den das Volk nur rätselt, ob er wohl mehr Zeit am Bett des kranken Kronprinzen verbringt oder im Bett der Zarin.

Als 1917 die bürgerliche Revolution frischen Wind in diese Gruftgemeinschaft von Thron und Kirche bläst und Nikolai II. zum Abdanken zwingt, erhält die organisierte Orthodoxie noch einmal eine Chance. Selten zuvor verfügten Christi Stellvertreter in Russland über größeren Spielraum, die Stellung

zwischen ihrem himmlischen Herrn und den Gläubigen neu zu bestimmen. Kaum jemals sind sie freier gewesen von staatlicher Macht als zwischen März und November 1917. Und sie nutzen die kurze Zeit zur Neuorientierung: durch die Wahl eines neuen Patriarchen, durch mehr Selbstverwaltung und größere Autonomie der Gemeinden.

Aber die Galgenfrist ist zu kurz. Lenins Bolschewiki geben die Kirche als konterrevolutionäre Organisation zum Abschuss frei – bis der Priesterseminarschüler Josef Stalin sie unter den segnenden Händen seiner Geheimdienstler reaktiviert, zum Kampf gegen die Hitler-Truppen. Das kirchliche Personal wird zu einer Art Hilfstuppe der atheistischen Staatsmacht.



Eroberer Jermak
Gemälde, 18. Jh.

Moskaus Zugriff auf Sibirien begann mit der Expedition des Kosaken Jermak, der zu einem russischen Helden wurde.

Schätze im Osten

Der „russische Pizarro“ – so nannten ihn patriotische Historiker des 19. Jahrhunderts: Jermak Timofejewitsch. Es sind keine zeitgenössischen Bilder von ihm überliefert, es gibt kaum glaubwürdige Quellen über den Kosaken-Ataman, der im Auftrag russischer Kaufleute nach Sibirien vorstieß. Dabei klingen selbst die Chroniken der Tataren, seiner Gegner, ehrfurchtsvoll:

*„Jermak rüstete sich zum Kriege,
Als der Mond am Himmel leuchtete,
Unsere Heere hat vernichtet,
Jermaks hohle Eisenwaffe.
Da wir nun im blutigen Kampfe
Mit Jermak uns da gemessen,
Hat Jermak doch recht behalten.“*

Sein größter Sieg war die Eroberung der Tatarenstadt Sibir 1582, einer für heutige Verhältnisse trostlosen Ansammlung von Hütten und Lehmbauten mit Palisaden drum herum. So erscheint der Vergleich mit Francisco Pizarro, dem spanischen Eroberer des Inkareichs, arg übertrieben.

Es war ein schneller Triumph für die Angreifer, rund 500 Kosaken und 300 Söldner. Den Ausschlag gaben die drei Kanonen und ein paar Dutzend Arkebussen. Doch bis Jermaks Leute vor den Toren der Hauptstadt des sibirischen Khanats ihre Waffen luden, hatten sie unendliche Strapazen zu erdulden.

In den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts regierte in Moskau Iwan IV., „der Schreckliche“. Er interessierte sich zunächst nicht besonders für die kalte Landmasse, die da östlich des Uralgebirges lag und von berittenen Horden beherrscht wurde.

Iwan stritt sich mit Polen und Schweden um die Vorherrschaft in Nordeuropa. Der Krieg im Westen band seine militärischen Kräfte jahrzehntelang. Und es waren nicht kühne Heerführer, die zuerst nach Osten vorstießen, sondern Kaufleute: die Stroganows.

Die Legende führt die Familie auf einen mongolischen Kleinfürsten zurück, der sich dem Moskauer Herrscher anschloss. Leider, so will es die Überlieferung, fiel er später seinen Stammesgenossen in die Hände: Sie ließen ihm als Verräter das Fleisch bis auf die Knochen abziehen. Seine Witwe führte fortan den Namen Stroganow, vom russischen Verb für „schnetzen, hobeln“.

Der Enkel des Stammvaters, Luka, legte den Grundstock des Familienimperiums: In Solwytshchegodsk, 850 Kilometer nordöstlich von Moskau, schöpfte er Wasser aus einem Salzsee und verdampfte es, um den wertvollen Stoff daraus zu gewinnen. Salz wurde im Mittelalter wie Gold aufgewogen. Lukas Enkel Anika brachte es zu märchenhaftem Reichtum. Er stieg auch in den Pelzhandel mit englischen Kaufleuten ein und erkannte das Potential Sibiriens, wo es Holz, Gold, Polarfuchse, Zobel und Biber in Hülle und Fülle gab.

Die Agenten Anikas gelangten bis ins spätere Perm. Mit Billigung der Herrscher in Moskau, die sie sich durch Geschenke gewogen hielten, errichteten die Stroganows dort an der

eine Rolle, dass einige seiner Anführer die Gunst des Zaren wiedergewinnen wollten, derer sie wegen ihrer Räubereien verlustig gegangen waren.

Wohl im Herbst 1581 sammelte Jermak seine 500 Kosaken, er verstärkte sie zusätzlich durch rund 300 versprengte Kämpfer aus Deutschland, Polen und Livland. Sogar ein paar Tataren sollen dabei gewesen sein.

Diese bunte Truppe fuhr in den typischen hölzernen Kähnen auf einem Nebenfluss der Kama aufwärts gen Osten. Oft mussten sie ihre Boote vom Ufer aus ziehen, nicht selten an Stromschnellen vorbeischleppen.

Schließlich hatten sie die Wasserscheide in den Hügeln des Ural erreicht. Im Quellgebiet der Tura bauten sie neue Kähne und steuerten stromab ins unbekannte Sibirien. Wo sie auf Tataren stießen, duckten sie sich vor dem Pfeilhagel hinter die hohen Bordwände.

Im Frühjahr erreichten sie die Gegend um Sibir, das sie im Oktober im Handstreich nahmen. Doch damit saßen sie erst einmal fest. Jermak ging die Munition aus, ihm starben die Männer weg. Denn Kütschüm Khan ließ seine Tataren immer wieder angreifen.

Also wählte der Ataman einen seiner Untergebenen aus, den tollkühnen Iwan Kolzo. Der sollte sich nach Moskau durchschlagen und Hilfe anfordern. Um dem Gesuch Nachdruck zu verleihen, gab Jermak ihm 40 Kosaken und mehr als 5000 Zobel-, Silberfuchs- und Biberfelle mit. Es war wohl vor allem dieser gewaltige Schatz, der Iwan IV. überzeugte, sich nach Sibirien zu wenden. Zudem fürchtete der Zar wohl, durch vordringende Krimtataren im Süden in einen Zweifrontenkrieg gezogen zu werden.

Er setzte 300 Schützen in Marsch, schwer bepackt mit Vorräten und Munition. Für Jermak ließ er als Ehrengeschenk einen prunkvollen Harnisch einpacken – eine verhängnisvolle Gabe, wie sich herausstellen sollte.

Es dauerte fast ein Jahr, bis die Truppe in Sibir ankam, dezimiert vom Frost und den Pfeilen der Gegner. Sie fand einen demoralisierten Haufen vor. Jermak hatte es eine Weile verstanden, Rivalitäten unter den Stämmen im Khanat auszunutzen, um den Druck Kütschüms zu mindern. Doch war seine Truppe arg zusammengeschmolzen. Die Expedition stand trotz der Verstärkung aus Moskau vor dem Scheitern. Bald fiel Kolzo, der Kurier, in einem Scharmützel. Dann lockte eine überlegene Tatarenhorde Jermak in einen Hinterhalt. Auf der Flucht stürzte er in einen Fluss, als er versuchte, einen Kahn zu erreichen. Doch er schaffte es nicht und ertrank. Angeblich zog ihn der Panzer aus der Rüstkammer Iwans in die Tiefe.

Nach dem Tod ihres Atamans flüchteten die letzten überlebenden Kosaken aus Sibir. Niemand weiß, wie viele von ihnen es schafften, den Ural nach Westen zu queren.

Allein militärisch – das hatte Jermaks Ostlandzug gezeigt – war Sibirien nicht zu bezwingen. Expeditionsheeren ging in der menschenfeindlichen Weite der Nachschub aus. Erst als sich im Schutz der wenigen russischen Stützpunkte auch Bauern, Händler und Handwerker ansiedelten, konnte der Zar seine Macht jenseits des Ural festigen.

Jan Puhl



Jermaks Truppen kämpfen am Irtysch

Holzstich nach einem Gemälde aus dem 19. Jahrhundert

Kama, einem großen Nebenfluss der Wolga, ihr Hauptquartier. Sie kontrollierten damit das Tor nach Sibirien und konnten ihre Pelze und das Salz per Schiff nach Moskau schaffen. 1558 verpachtete Iwan rund 15 Millionen Morgen „brachliegendes Land, dichte Wälder, wilde Ströme und Seen, unbewohnte Inseln und Teiche“, so groß wie Nordrhein-Westfalen, an die Stroganows. Dort im Vorland des Ural durften sie jagen, Salz siedeln und Handel treiben; nur wenn sie Bodenschätze wie Gold fanden, hatten sie das sofort an den Kreml zu melden.

Der Reichtum der Familie weckte die Raubgier der Tataren im Osten des Gebirgszuges: Kütschüm Khan, ein später Nachfahre Dschingis Khans, hatte zwischen Irtysch und Ob ein Reich gegründet. Seine Reiter überfielen immer wieder die Karawanen der Stroganows.

Der Zar war im Westen noch zu beschäftigt, um helfen zu können. Also sahen sich die Stroganows nach Söldnern um. Sie wurden bei den Kosaken an der Wolga fündig: Nachkommen unfreier Flüchtlinge aus dem Zarenreich, die sich in den rauen Steppen eingerichtet hatten, geübte Kämpfer in offenem Felde gegen die Tataren und erfahrene Schiffer. Jermak Timofejewitsch war einer ihrer Anführer, Atamane genannt. Er hatte zeitweise für den Zaren im Livländischen Krieg gekämpft, dann wieder von Flusspiraterie gelebt.

Jermak folgte dem Ruf der Stroganows, oder besser: ihrem Gold. Als er den Auftrag annahm, spielte womöglich auch

Als sie Dmitrij Iwanowitsch im Mai 1591 zu Grabe trugen, konnte keiner ahnen, dass er noch zweimal auf der politischen Bühne erscheinen würde. Dass er Russland in ein 15 Jahre währendes Chaos aus Intrigen, Mord und Verrat stürzen würde. Und dass Bürgerkriege in seinem Namen das Land fast zerreißen sollten.

Denn Dmitrij Iwanowitsch, jüngster Sohn Iwans IV., war fraglos tot.

Das war das Problem.

Dmitrij war mit neun Jahren unter ungeklärten Umständen gestorben. Deshalb fehlte sieben Jahre später ein Zar, den alle Russen als Herrscher akzeptieren konnten.

Das Land war kopflos – buchstäblich. Adelige zankten sich um Einfluss und Macht. Bauern wehrten sich gegen die Leibeigenschaft. Nachbarstaaten witterten ihre Chance, sich Russland einzuverleiben. In dem Durcheinander wurde der Zarensohn Dmitrij zu einem Symbol für gute Herrschaft – vielleicht die einzige Hoffnung, die das Land während der bis dahin dramatischsten Phase seiner Geschichte noch zusammenhielt.

Russland explodierte nicht, die Unordnung schlich sich ein. Sie kroch heran, als Zar Fjodor, auch er ein Sohn Iwans IV., im Januar 1598 kinderlos starb – womit die Dynastie der Rurikiden endete. Sein Halbbruder Dmitrij hätte den Thron geerbt, wäre der nicht schon 1591 ums Leben gekommen.

Als neuer Herrscher bot sich Boris Godunow an, der Schwager des verstorbenen Zaren, der jahrelang für Fjodor die Regierungsgeschäfte geführt hatte. Bei Hofe munkelte man zwar, dass Godunow den kleinen Dmitrij hatte umbringen lassen, um selbst an die Macht zu kommen. Die offizielle Untersuchung des Falls jedoch brachte Entlastung; wahrscheinlich war der Junge durch einen Unfall gestorben. Eine Reichsversammlung wählte Godunow Ende Februar zum Herrscher, im September wurde er in der Marienkirche gekrönt.

Alles hatte wieder seine Ordnung, scheinbar. Doch nicht ganz Russland stimmte ein in den Jubel über den neuen Zaren. „Den großen Herren wären darüber die feisten moskowitischen Wangen fast geplatzt“, berichtete der deutsche Offizier Conrad Bussow, einer der wenigen westlichen Beobachter in Moskau.

Anhänger des falschen Dmitrij töten Zar Fjodor (russisches Gemälde von 1862)

Weil 1598 die erste Zarendynastie ausstarb, verstrickten sich Adel und Volk in abenteuerliche Machtkämpfe. Die „Smuta“ – Zeit der Wirren – wurde zu einem nationalen Trauma.

Die Auferstehung

Von EVA-MARIA SCHNURR



Denn Boris war nur ein Adeliger, ein Bojar, gehörte nicht einmal einer der alten Hochadelsfamilien an. Nichts zeichnete ihn vor den anderen Bojaren aus. Wie konnte so einer Gottes Stellvertreter auf Erden sein, Zar von Russland?

Boris tat viel, den Makel zu kaschieren: Er ließ Papiere fälschen, so dass es aussah, als habe Zar Fjodor ihn zu seinem Nachfolger bestimmt, und er ließ die Entscheidung der Wahlversammlung als Stimme Gottes interpretieren. Den eifersüchtigen Bojaren aber konnte er nichts vormachen. Besonders übel nahmen sie ihm, dass er ihnen keine neuen Privilegien gewährte.

Gerüchte waberten seit 1601 durch Moskau, wie Säure zersetzten sie Boris' ohnehin müßige Legitimität: Dmitrij sei gar nicht tot – er lebe und rücke auf Moskau vor, um Zar zu werden, flüsterte man. Und tatsächlich tauchte in Polen nur wenig später ein Mann auf, der sich mit erstaunlicher Überzeugungskraft als Dmitrij präsentierte.

Was für eine Nachricht: Dmitrij, der Zarensohn, derjenige, dem die Herrschaft rechtmäßig zustand, begehrte den Thron! Zwar war der Prätendent in Wahrheit nur ein entflohener Mönch. Aber der polnische König unterstützte ihn, und ziemlich sicher hatten mächtige Bojaren ihre Finger im Spiel. Ein legitimer Erbe, der Boris' Herrschaftsanspruch in Frage stellte, kam inneren wie äußeren Feinden des Zaren gerade recht.

Auch bei den vielen Bauern, die unter der Leibeigenschaft litten, weckte der angebliche Dmitrij Hoffnungen: Wenn Gott den Zarensohn auf so wundersame Weise wieder auftauchen ließ, dann konnte sich auch ihr Schicksal zum Besseren wenden, dann würde der göttlichen Ordnung wieder entsprochen, glaubten viele Menschen.

Zeitgenössisches Porträt des ersten Pseudo-Dmitrij



Boris Godunow (Porträt aus dem 17. Jahrhundert)

Fjodor, sein 16-jähriger Sohn, trat das Erbe an, aber er konnte sich nicht lange behaupten: Unter Führung der Bojaren lief der größte Teil des Moskauer Heeres zum falschen Dmitrij über, und mit ihm das Volk, dem der Hochstapler mehr Freiheiten versprach. In Moskau rissen seine Anhänger die Macht an sich und töteten Zar Fjodor und seine Mutter. Im Juni 1605 zog Dmitrij als Sieger in die Hauptstadt ein.

Doch auch der neue Zar brachte das Land nicht ins Gleichgewicht. Der junge Mann, der gebildet war und durchaus geschickt regierte, dachte nicht an Zugeständnisse gegenüber den Bojaren, die ihn auf den Thron gehoben hatten. Nicht die erhoffte Ordnung brachte der angebliche Dmitrij, sondern irritierende Neuerungen: Er war zum Katholizismus

Längst war aus der dynastischen Krise eine soziale geworden. Eine Hungersnot marterte das Land, die Lebensmittelpreise stiegen. Unzufriedene Bauern und Kosaken im Süden des Landes schlugen sich auf die Seite des falschen Dmitrij, der ab 1604 auf Moskau marschierte. Derart bedrängt, starb Zar Boris überraschend am 23. April 1605, vermutlich an den Folgen eines Blutsturzes.

konvertiert, holte immer mehr Polen in die Hauptstadt und heiratete eine polnische Adelige. Nicht einmal Mittagsschlaf hielt er nach russischer Sitte! Bojaren unter Führung von Wassilij Schuiski und den Romanows schmiedeten ein Komplott und töteten den Zaren am 27. Mai 1606.

Nun schien das Ziel für die hochadeligen Familien greifbar: Mit Wassilij Schuiski krönten sie einen der Ihren, der versprach, sich in Zukunft bei Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichtsfragen mit den anderen Bojaren zu beraten.

Doch wieder war die Hoffnung auf eine beständige Herrschaft verfrüht: Diesmal sah der niedere Dienstadler im neuen Herrscher eine Marionette des Hochadels. Das Volk fürchtete Steuererhöhungen und noch weniger Freiheit.

In der nervösen Stimmung brauchte es nur ein paar Gerüchte, und das Chaos brach aus: Wieder sei ein Wunder geschehen, wieder sei Dmitrij den Attentätern entkommen, streuten die Gegner Wassilij's. Städte und Dienstadelige nahmen den Kampf für den angeblichen Thronanwärter wieder auf.

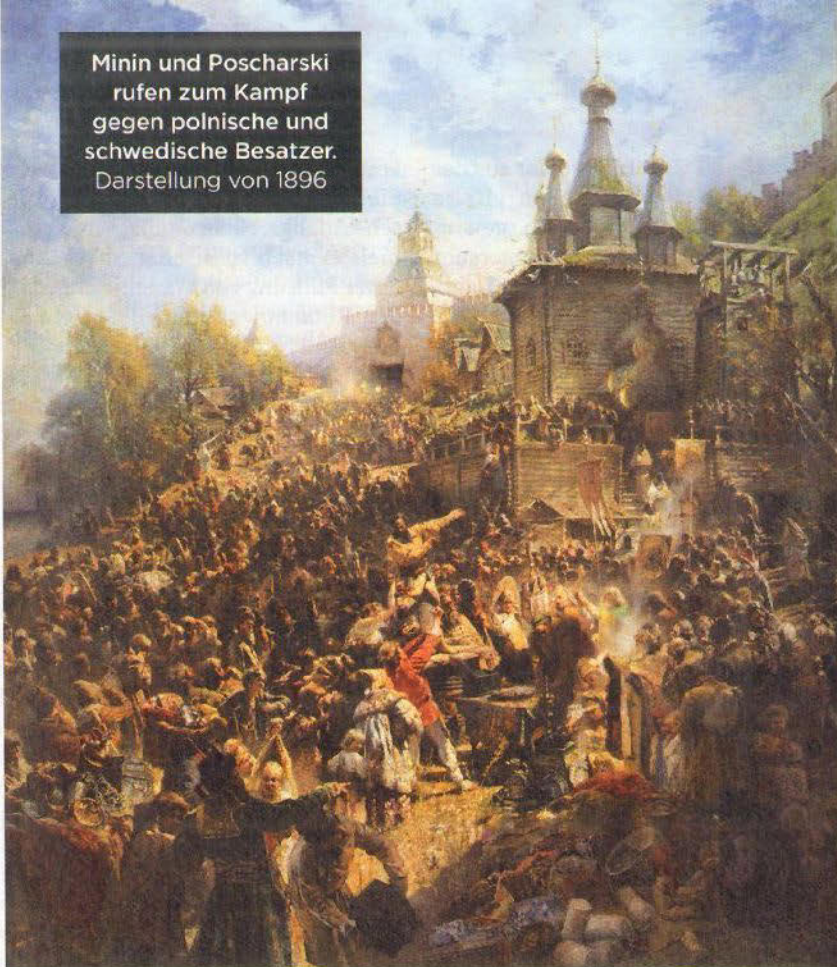
Zwar war nun fast jedem klar, dass „Dmitrij“ ein Betrüger war: Nicht einmal entfernte Ähnlichkeit mit dem Original hatte der Mann, der nun behauptete, der Zarensohn zu sein. Doch hinter ihm konnten sich die Unzufriedenen sammeln, ihre Hoffnung auf eine bessere Herrschaft auf ihn projizieren.

Es half Zar Wassilij nicht, dass er den Leichnam des echten Zarensohns Dmitrij öffentlich ausstellte und ihn als Märtyrer heiligsprechen ließ: Der falsche Dmitrij rückte bedrohlich nah an Moskau heran und baute in der Stadt Tuschino nordöstlich der Hauptstadt sogar eine Art Nebenregierung auf.

In seiner Not bat Wassilij Ende 1608 den schwedischen König um Unterstützung. Damit aber provozierte er den polnischen König, der die Bewegung für den falschen Dmitrij unterstützte, um Polens Einfluss im Nachbarland zu vergrößern. Polnische Truppen rückten nach Russland vor, nach mehreren Jahren Bürgerkrieg besetzten sie gemeinsam mit russischen Hilfstruppen im Juli 1610 die Hauptstadt und stürzten den von Schweden unterstützten Zar Wassilij.



Minin und Poscharski
rufen zum Kampf
gegen polnische und
schwedische Besatzer.
Darstellung von 1896



Wieder war ein Zar weg – und nun? Ein siebenköpfiger Bojarenrat, der provisorisch die Regierung übernahm, schlug den Sohn des polnischen Königs Sigismund als neuen Zaren vor: Wladyslaw stammte aus einer Königsdynastie, stand über dem Parteizwist im russischen Adel, er schien ein geeigneter Kandidat.

König Sigismund jedoch meldete selbst Ansprüche auf den russischen Thron an, wollte Polen und Russland vereinen. Als auch noch der zweite falsche Dmitrij im Dezember 1610 von eigenen Anhängern getötet wurde, brach vollends die Anarchie über Russland herein: Schwedische Verbände kämpften im Südwesten, Hauptstadt und Kreml waren von katholischen polnischen Truppen besetzt – tiefste Schmach für viele Russen. Und zwölf falsche Dmitrijs beanspruchten im Sommer 1611 die Macht für sich.

Russland war nicht explodiert, es war in sich zusammengefallen. Diejenigen, auf deren Schultern das Land eigentlich ruhen sollte, Adelige und Eliten, Stadtobere und Dienstleute, bekriegten einander. Die eigenen Interessen waren ihnen näher als jene des Landes.

Mehr als zweieinhalb Jahre blieb Russland ohne Regierung. Dann erst

konnten sich die verschiedenen Parteien und sozialen Gruppen auf eine gemeinsame Linie einigen.

Der Metzgermeister Kusma Minin und der Fürst Dmitrij Poscharski brachten in Nischni Nowgorod Adelige und Heerführer zusammen, organisierten Truppen und schafften es sogar, eine Sonderabgabe für deren Unterstützung einzusammeln.

Vor dem Ansturm des russischen Aufgebots kapitulierte die polnische Besat-

zung am 4. November 1612. Moskau war frei. Wenn es nun gelang, einen Zaren zu küren, den alle Russen anerkennen konnten, hatte das Land eine neue Chance.

Lange verhandelten die Delegierten der Reichsversammlung. Im Frühjahr 1613 fiel die Wahl auf Michail Romanow. Er kam aus einer der alten Hochadelsfamilien, schien unabhängig, aber gleichzeitig so schwach, dass er die Privilegien der Bojaren nicht antasten würde.

Gerade 16-jährig stand er vor der Aufgabe, das zerrüttete Reich wieder aufzubauen. Und gegen alle Wahrscheinlichkeit war er erfolgreich: Zar Michail stabilisierte die Herrschaft gemeinsam mit seinem Vater, dem Patriarchen Filaret, der lange faktisch für ihn regierte. In nur vier Generationen konnten seine Nachfahren das Land zur europäischen Großmacht ausbauen.

Der Zarensohn Dmitrij war tot, endgültig, Russland war wieder auferstanden. Doch die Furcht vor dem Chaos hatte sich während der „Smuta“, der Zeit der Wirren, tief in das russische Nationalgefühl eingebrannt. 1818, als Russland längst eine der führenden Nationen Europas war, errichtete man auf dem Roten Platz in Moskau ein Denkmal für Kusma Minin und Fürst Poscharski, denen es gelungen war, das Land wieder zu einen. „Vom dankerfüllten Russland“ lautet die Sockelinschrift.

Bis heute reckt eine der steinernen Figuren die rechte Hand ebenso triumphierend wie mahnend gen Himmel. Es sieht aus, als beschwöre sie den Geist des falschen Dmitrij, nur ja in seinem Grab zu bleiben.

ABENTEURER

Iwan Bolotnikow

Der Mann mit dem abenteuerlichen Lebenslauf gilt in der sowjetischen Geschichtsschreibung als Revolutionär, als Führer eines Bauernkrieges gegen das herrschende Feudalsystem. Dabei ging es auch ihm vor allem um eigene Interessen. Der ehemalige Leibeigene eines Fürsten flüchtete in seiner Jugend zu den Kosaken. Bei Kämpfen geriet er in Gefangenschaft der Tataren, wurde als Galeerensklave an die Osmanen verkauft. In einem Seegefecht konnte er sich befreien, gelangte nach Venedig und schlug sich von dort über Polen nach Russland durch. Dort stellte er sich an die Spitze eines Aufgebots für den zweiten falschen Dmitrij gegen Zar Wassilij und sammelte unterdrückte Bauern als Soldaten um sich. 1606 rückte er bis vor Moskau, scheiterte aber an der Einnahme der Stadt. Kurz darauf wurde er gefangen genommen, 1608 in der Verbannung geblendet und getötet.

Wie Graf Waldemar zu Schleswig-Holstein, Sohn des dänischen Königs, Gefangener des Zaren wurde

Bräutigam hinter Gittern

Das Vorhaben war von langer Hand geplant. Im November 1640 schickte Zar Michail einen Mittelsmann nach Dänemark, um alles über einen jungen Mann herauszufinden: Alter, Größe, Gesundheit, Bildung. Es ging um die Frage, ob ein Sohn des dänischen Königs der richtige Bräutigam für Zarentochter Irina sein könnte.

Die Antwort klang vielversprechend: 20 Jahre alt sei Graf Waldemar zu Schleswig-Holstein, schlank, rothaarig und gesund. Er sei geschickt, beherrsche Italienisch und die

Waffenkunst. König Christian IV. von Dänemark bemerkte das Interesse der Russen. Schon bald führte Waldemar eine Handelsdelegation ins ferne Moskau. Bei Hofe musste der Königssohn zu seinem Verdross das Schwert ablegen. Die Forderungen, die er vortrug, wurden fast alle abgeschlagen: keine Zollfreiheit für Dänen, keine eigenen Kirchen für die örtliche dänische Gemeinde, kein Getreidekauf.

Mit leeren Händen kehrte der Prinz heim. Als im Frühjahr 1642 zwei russische Gesandte die Hand der Zarentochter in Kopenhagen darboten, ließ Christian IV. sie abblitzen: Niemals würde sein Sohn, wie von den Moskauern verlangt, zum orthodoxen Glauben konvertieren. Eine Heirat sei unmöglich.

Im Dezember traf Peter Marselis, dänischer Kaufmann in Diensten des Zaren, in Kopenhagen ein. Er überbrachte in-

teressante Versprechen: Religionsfreiheit für den Bräutigam, dazu als Startkapital in der neuen Heimat zwei russische Städte plus 300 000 Rubel.

König Christian IV. war nun einverstanden und schickte den Sohn gen Osten. Die Reise stand unter keinem guten Stern: Im Nordwesten Russlands überschlug sich Waldemars Kutsche. Die Russen empfingen den Königssohn dann mit Brot und Salz sowie fürstlichen Geschenken.

Am 31. Januar 1644 nahm der Kreml den Dänen wie ein Familienmitglied auf: Musketiere standen ohne ihre Waffen Spalier; dem Bräutigam wurden goldener Zierrat, Zobel und teure Stoffe dargebracht. Der Zar selbst küsste und umarmte den Schwiegersohn in spe und bat ihn an

seine Seite. Die Zarin schickte zwei Dutzend Handtücher als symbolisches Hochzeitsgeschenk.

Die Ernüchterung folgte rasch. Der russisch-orthodoxe Patriarch suchte Waldemar auf und wollte von der versprochenen Religionsfreiheit nichts wissen: Der Däne solle zum einzig wahren christlichen Glauben übertreten, wobei der Täufling dreimal komplett ins Wasser getunkt würde. Waldemar reagierte mit protestantischer Überheblichkeit: „Ich habe die Bibel fünfmal gelesen“, beschied er den Or-

thodoxen, „ich bin schriftkundiger als jeder Priester.“

Daraufhin bestellte ihn der Zar ein. „Dein Vater, der König, befahl dir, mein Wort zu befolgen“, donnerte Michail Fjodorowitsch Romanow. Waldemar beteuerte, dass er bereit sei, sein Blut für den Schwiegervater zu vergießen. Sein Glauben indes sei unverhandelbar; in seiner Heimat sei eine bikonfessionelle Ehe im Übrigen kein Problem. Der Zar blieb hart: In Russland sei unterschiedliche Religionszugehörigkeit in der Ehe sogar dem gemeinen Volk verboten.

Der mit allen Ehren begrüßte Prinz war nun ein Gefangener; seine verzweifelte Fluchtversuche wurden gewaltsam beendet.

Hofbeamte redeten dem Dänen zwar zu: Schön und klug sei die Braut, und sie trinke nicht einmal. Aber es half nichts. Dem Kremlherrscher warf Waldemar in einem

Schreiben vor, er handle schlimmer als „untreue Türken und Tataren“.

Als Antwort drohte der Zar dem Prinzen mit Verbannung, aber der Däne zeigte sich unbeugsam: „Es ist besser, mit einem reinen Gewissen zu sterben, als ehrenvoll mit einem unreinen Gewissen zu leben.“

So weit kam es nicht, denn am 23. Juli 1645 starb der Zar. Waldemar konnte nach anderthalb Jahren zurück nach Dänemark reisen. Der protestantischen Dänengemeinde in Moskau blieb ein Trost: 1652 bezog sie eine neue Kirche. Michail hatte das Gotteshaus im Juli 1643 als Morgengabe für Prinz Waldemar in Auftrag gegeben.

Annette Bruhns



Graf Waldemar

Porträt von Justus Sustermans

Tyrannischer Aufklärer



*Peter der Große modernisierte das Land
mit Gewalt. Als Flottenbauer
und Feldherr formte er aus seinem Reich
eine europäische Großmacht.*



Schlacht von Narwa
im November 1700
Gemälde von 1846

Zar Peter I. gründet
St. Petersburg als neue Hauptstadt
Gemälde von 1862



Von MATHIAS SCHREIBER

Der ideale Herrscher ist nicht nur klug und energisch, sondern auch groß und stark – dieses Wunschbild wurde in der Geschichte manchmal wahr. Ein zupackender Riese ist der Russe Pjotr Alexejewitsch Romanow (1672 bis 1725) bereits in jungen Jahren. Dem 13-Jährigen bescheinigt 1685 ein niederländischer Gesandter in Moskau, er habe nicht nur „angenehme Gesichtszüge“, sondern sei so lebhaft am „Militärischen“ interessiert, dass man von ihm eines Tages „gewiss kühne Aktionen und heroische Taten“ erwarten könne. Zu diesem Zeitpunkt trägt er schon drei Jahre den russischen Herrschertitel: „Zar Peter I.“

Als Erwachsener verfügt Peter über das Gardemaß von gut zwei Metern, da demonstriert er schon mal seine Kraft, indem er mit bloßen Händen aus einem silbernen Teller einen Klumpen knetet. Aber den Ruhmestitel „der Große“ verdient sich der Tatmensch Peter viele Jahre später am Ende des „Nordischen Krieges“.

Brutalität ist ihm lange vertraut. Mit nur zehn Jahren wird er im Moskauer Kreml-Palast Augenzeuge eines Blutbades. Auslöser ist eine vertrackte Mischung aus Familienzweist und politisch-sozialem Aufstand. Der Familienstreit folgt einem klassischen Muster: Peters Vater, der reformfreundige Zar Alexej Michailowitsch (1629 bis 1676), hat aus zwei Ehen 16 Kinder. Zwischen den Clans der beiden Mütter schwelt eine Dauerfehde, genährt vom Wunsch, dass der nächste Zar aus ihrer Linie stamme.

Gleichzeitig brodeln es bei den Strelizen, einer Elitetruppe, die 20 000 Mann umfasst. Die Soldaten beschuldigen ihre Obristen der Unterschlagung von Sold und der Misshandlung. Die Regierung lässt sie gewähren.

Die Strelizen genießen diesen Machtgewinn und ergreifen – angeblich um den Staat vor seinen Feinden zu schützen – Partei im Nachfolgestreit der verfeindeten Zarensippschaften. Im Mai 1682 verwüstet eine tobende Soldateska die Residenz der Zaren. Die Strelizen töten etliche Verwandte und Freunde Peters, darunter zwei seiner Onkel. Sie werden über Balustraden und Balkonbrüstungen in darunter aufgerichtete Lanzen und Hellebarden gestürzt, in Stücke gehackt und unter spöttischem Geschrei

Zar auf Europatour

Die wichtigsten Auslandsreisen von Peter I.

— Die „Große Gesandtschaft“ 1697/98

— 1716/17



nahe der Basilius-Kathedrale zur Schau gestellt.

Nun setzen die Strelizen durch, dass zusammen mit dem zehnjährigen Peter, der kurz zuvor zum Zaren gewählt und vom Patriarchen bestätigt worden war, auch sein sechs Jahre älterer, geistig behinderter Halbbruder Iwan gekrönt wird. Für die beiden Unmündigen übernimmt Iwans energische und fähige Schwester Sofija, 24 Jahre alt, die Regentschaft, die sie sieben Jahre lang ausüben wird.

„Niemals“, schreibt der Historiker Erich Donnert in seiner Biografie „Peter der Große“ (1987), habe Zar Peter „die grauenvollen Szenen vergessen, die sich vor seinen Augen abspielten, als Angehörige seiner Familie von Strelizen zu Tode gespießt wurden“.

Der Strelizen-Alptraum sucht Peter sieben Jahre später abermals heim. Mit nun fast schon 18 Jahren steht er kurz vor der Volljährigkeit, doch seine Halbschwester Sofija will die Macht nicht abgeben. Weil er sich dagegen sträubt, schürt sie neue Unruhen.

In einer August-Nacht des Jahres 1689 melden zwei Kremlwächter dem jungen Zaren, der sich mit seiner Mutter in einem Dorf bei Moskau aufhält, Soldaten aus der Hauptstadt seien im Anmarsch und wollten ihn töten. Peter flieht in panischer Angst, springt barfuß, im Nachtgewand, auf ein Pferd und galoppiert in den nächsten Wald. Diener bringen ihm Kleidungsstücke. Dann reitet er nach Norden in das befestigte Sergius-Dreifaltigkeitskloster. Ihm wird klar: Eine Entscheidung ist fällig, Sofija muss dem jungen Zaren weichen oder ihn entmachen.

Der oberste Kirchenpatriarch ergreift Peters Partei, die ausländischen Offiziere, die russische Söldnertruppen in Moskau befehligen, fügen sich den Anordnungen aus dem Kloster. Die Regentin Sofija muss den Kreml verlassen und ins Neue Jungfrauenkloster im Moskauer Südwesten ziehen. Drei Scharfmacher der Strelizen werden gefoltert und geköpft.

Peters Position festigt sich, auch wenn seine Auseinandersetzung mit den widerspenstigen Strelizen damit noch nicht beendet ist. Vorerst plagen ihn andere Sorgen: Schon als 16-Jähriger hat er in einem Dorfschuppen ein halbverrottetes englisches Segelboot entdeckt, das er von einem holländischen Zimmermann herrichten ließ. Später nennt er diesen kleinen Kahn liebevoll das „Großväterchen der russischen Flotte“ – eben diese Armada aufzubauen ist der größte Ehrgeiz des volljährigen Zaren. Das Problem dabei: Russland besitzt nur in Archangelsk, das im hohen Norden gelegen ist, einen eigenen Zugang zum Meer, doch der ist den langen Winter über zugefroren.

Ohne einen eisfreien Zugang zur Ostsee oder zum Schwarzen Meer kann Russland weder als Handelsmacht noch militärisch reüssieren. Der sprichwörtlich gewordene „Drang zum Meer“ bestimmt Peters Strategie. Sie mündet in zwei Kriege: gegen die Krimtataren und Türken im Süden und danach ge-

Um als Handels- und Militärmacht zu reüssieren, braucht Russland einen **eisfreien Zugang** zum Meer.

gen die Schweden im Nordwesten, welche die baltische Ostseeküste beherrschen.

Nach einem ersten, gescheiterten Versuch, die Türkenfestung Asow auf dem Landweg zu erobern, beweist er eindrucksvoll seinen für Russlands Aufstieg entscheidenden Charakterzug: ungeheu-

verstopftes Nadelöhr zum Schwarzen Meer ist geöffnet. Auf einen Schlag ist Peter eine europäische Berühmtheit.

Doch der Zar lässt sich vom frischen Ruhm nicht blenden. Er weiß sehr wohl, dass er ohne ausländische Schiffsbauer, Navigatoren und Artilleristen die Türken nicht besiegt hätte.

anzuzetteln. Wieder sind Strelizen beteiligt; die Parole lautet: Wer das heilige Russland an das Ausland verrät, der soll sterben. Doch die Putschisten fliegen auf. Peter rächt sich furchtbar. Unter der Folter gestehen die Verschwörer, mit der entmachteten Sofija konspiriert zu haben. Ihnen werden reihen-



Schiffe zu Zeiten von Zar Peter I.
Ölgemälde von 1911

re Willenskraft, zähe Zielstrebigkeit gerade auch nach Rückschlägen.

An einem Nebenfluss des Don erweitert Peter lokale Bootsbauwerkstätten zu einer großen regelrechten Werft, wo er in wenigen Monaten 30 Galeeren und Hunderte von kleineren Barken auf Kiel legen lässt. Arbeitskräfte lässt er zwangsweise rekrutieren.

Bald ist es so weit: Peter kann die Versorgung Asows über die See blockieren. Vier Wochen nach der zweiten Belagerung kapituliert die Festung. Ein lange

So beschließt er am Jahresende 1696, eine „Große Gesandtschaft“ der Lernbegierigen nach Westeuropa zu schicken und selbst daran teilzunehmen.

Diese Gesandtschaft ist jedoch ein provozierender Verstoß gegen eine jahrhundertealte Tradition. Der oberste Herrscher Russlands, der Beschützer der Kirche verlässt niemals zu Friedenszeiten die russische Erde, schon gar nicht monatelang und inkognito.

Peters Bruch mit der Tradition ermutigt seine Gegner, eine Verschwörung

weise die Gliedmaßen und die Köpfe abgehackt.

Sechs Tage nach diesem barbarischen Schlachtfest, im März 1697, bricht die „Große Gesandtschaft“ gen Westen auf, eines der anrührendsten und komischsten Reiseabenteuer der Geschichte. Die Gesandtschaft, das sind mehr als 250 Leute, darunter einige Dutzend Adlige, Leibgardisten, drei Übersetzer, ein Stallmeister, vier Kämmerer,

Moskaus reaktionäre **Eliten** verübeln dem Zaren seine Freundschaft mit den Deutschen.

zwei Goldschmiede, sechs Trompeter, 70 besonders großgewachsene Soldaten, außerdem Ärzte, Geistliche, Köche, vier Zwerge, ein Affe.

Die Reise der Kutschen, Reiter und Bagagewagen dauert 18 Monate. Sie führt über Riga und das Polen zugehörige Kurland – wo die trinkfreudigen Russen wirken wie „getaufte Bären“ – nach Königsberg. Hier absolviert Peter einen Kurs in Artillerietechnik. Und er trifft den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III., den späteren Preußenkönig Friedrich I.

In Königsberg bleibt der Zar fast zwei Monate, dann gelangt er über Berlin nach Copenbrügge bei Hameln. Der genussfreudige Peter lernt bei einem vierstündigen Abendessen mit Musik und Tanz zwei Damen des westlichen Hochadels schätzen: die Kurfürstin Sophie von Hannover und ihre hübsche, gebildete Tochter Sophie Charlotte. Ihnen erscheint Peter trotz „bäurischer Manieren“ als ein „außerordentlicher Mann“.

Die nächsten Stationen der wunderlichen Russenreise sind Amsterdam und die nicht weit davon entfernte Werftstadt Zaandam. Schon am Tag nach der Ankunft lässt sich ein gewisser „Peter Michailow“ bei einer privaten Werft, mit Werkzeug und in zünftiger Arbeitskleidung, als Zimmermann anstellen. Doch die Inkognito-Maskerade und der Deckname Michailow können nicht verhindern, dass schon bald die Leute neugierig nach Zaandam eilen, um diese seltsamen Russen zu bestaunen wie Zoo-Tiere. Der impulsive Zar ohrfeigt einen besonders zudringlichen Gaffer.

Ein Teil der Gesandtschaft setzt auf einem britischen Kriegsschiff über nach England, wo König William III. für den russischen Gast eine kleine Seeschlacht inszenieren lässt. Peter interessiert sich hier für eine Kanonengießerei, englische Särge, ein Hospital und das britische Münzwesen, das er zum Vorbild russischer Geldreformen wählt.

Über Dresden und Prag reist die Zaren-Crew dann nach Wien.

Hier erreicht ihn die Nachricht, vier Regimenter der Strelizen, die an der polnisch-litauischen Grenze stationiert werden sollten, marschierten meuternd auf

Moskau zu. Der Herrscher bricht die Reise ab, er gelangt nach Krakau, wo er erfährt, General Patrick Gordon habe die Rebellion niedergeschlagen.

Jetzt findet Peter noch Zeit für ein Treffen mit dem Sachsen August II. („der Starke“) in der Nähe von Lemberg. Der sinnenfrohe Kurfürst ist zugleich

Peters Halbschwester Sofia im Neuen Jungfrauenkloster
Gemälde von Ilja Repin, 1879



neuer polnischer König. Peter versteht sich mit ihm blendend und gewinnt seine Unterstützung für den Versuch, die Schweden aus dem Baltikum zu jagen.

Der „Große Nordische Krieg“ zwischen Russland samt seinen Alliierten und Schweden wirft seinen Schatten voraus. Aber vorher hat der rachsüchtige Zar daheim noch eine Rechnung zu begleichen.

Und wie er sie begleicht: Am 27. September beginnt er auf dem Landsitz Preobraschenskoje Verhöre von Strelizen, wobei Folterungen mit der geknoteten Lederpeitsche, mit glühendem Holz oder Eisen und über offenem Feuer die Regel sind. Verhört und gemartert (Nase abschneiden, Zunge kürzen) wird

Tag und Nacht, und das mehrere Monate lang. In dem kleinen Ort brennen ständig rund 30 Scheiterhaufen. Bis Februar 1699 werden 1182 Strelizen aufgehängt oder geköpft, etliche auch auf dem Roten Platz und an den Stadttoren Moskaus. Zum Neuen Jungfrauenkloster, in dem Sofija interniert ist, werden 230 Rebellen geschafft und im dortigen Klostergarten an mehreren Galgen aufgeknüpft.

Peter legt selbst bei Folterungen mit Hand an. Fünf Strelizen sollen, erzählt man sich später, sogar von ihm selbst zur Eröffnung des Blutgerichts geköpft worden sein.

Der heimgekehrte Zar beschert seinen Landsleuten noch andere Zumutungen. Eben erst hat der Hochadel die Ankunft des Reisenden gefeiert, da nimmt sich Peter eine Schere und schneidet etlichen Bojaren die langen Bärte ab. Wie die Bärte, so lässt Peter auch die langen hemdartigen Kaftanschöße, Mäntel und Gewändärmel stutzen. Praktischere ungarische oder deutsche Kleider werden den Städtern verordnet, auch mal als modisches Muster ans Stadttor gehängt. Moskaus reaktionäre Eliten verübeln dem Zaren seine Freundschaft mit Deutschen, die in der Hauptstadt leben. Die aber faszinieren ihn als modern, gebildet und gut organisiert.

Mit diktatorischem Furor vereinfacht Peter auch die russische Schrift, modernisiert die Verwaltung und das Militär und passt den russischen an den westeuropäischen Kalender an (das neue

Jahr beginnt nicht mehr am 1. September, sondern am 1. Januar). Schließlich schafft er die Unsitte ab, dass der Untergebene bei der tiefen rituellen Verbeugung vor dem Herrscher mit der Stirn den Boden berühren muss. Treue und Dienstfeier schätze er mehr als solche Selbsterniedrigung, lässt Peter verlauten.

Der rastlose Zar: Während er seine erste Ehefrau in ein Kloster verbannt und überkommene Traditionen kappt, holt er aus zu einem politischen Doppelschlag. Im Juli 1700 schließt er in Konstantinopel, nach zweijährigem Waffenstillstand, Frieden mit der Türkei. Und kaum hat er im Sü-

den den Rücken frei, erklärt er im August Schweden den Krieg.

Die Ostsee-Großmacht wird regiert von dem gerade mal 18 Jahre alten König Karl XII., einem Wittelsbacher, auch Herzog von Bremen und Verden. Im Bündnis mit Sachsen-Polen und Dänemark will der Zar das schwedische Baltikum in die Zange nehmen. Doch das

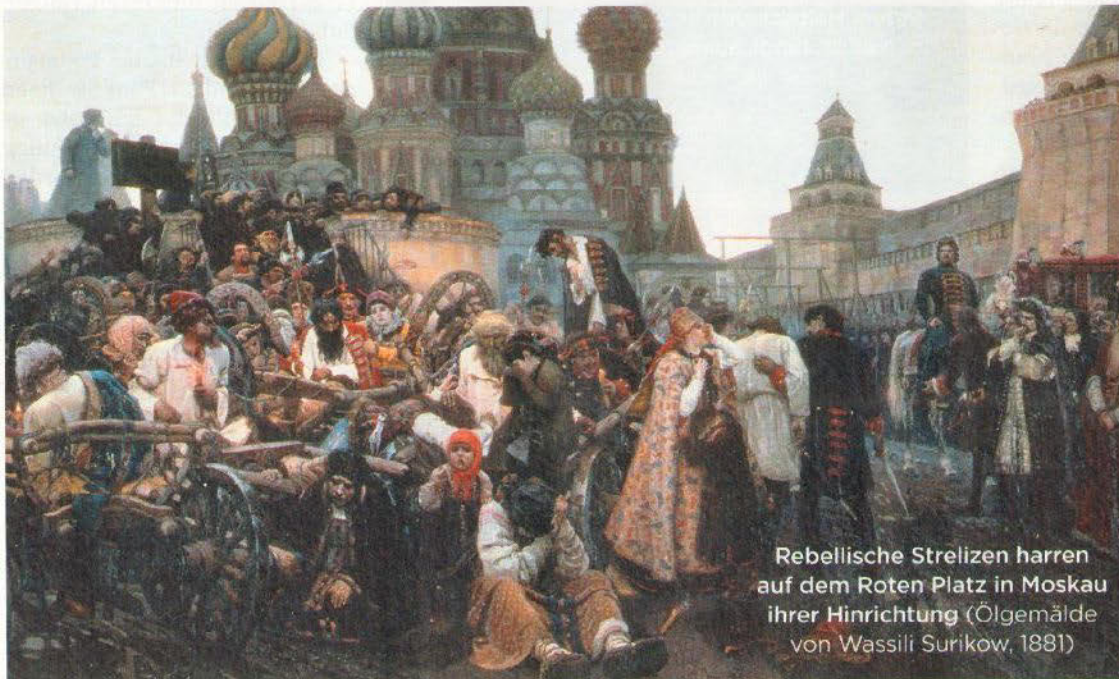
Tuchmanufakturen liefern der Armee Waffen, Schuhe und Uniformen. Schon ein Jahr nach der Niederlage von Narwa verfügen die Russen über 300 neue Kanonen, die Armee kommt bald auf 200 000 Soldaten.

Schon im Sommer 1701 geht Peter wieder in die Offensive. Der Zar erobert weite Teile von Livland und Estland,

Russland herauszubrechen, marschiert er am Jahresende 1706 mit einer glänzend ausgerüsteten Armee von 40 000 Mann gen Moskau. Die Russen kombinieren eine Strategie des Rückzugs ins Landesinnere mit gezielten Nadelstichen gegen die Nachschublinien des Feindes. Wo auch immer die Schweden durchziehen, finden weder Tiere noch

Soldaten Nahrung. Schon bald dezimieren Hunger, Kälte und Krankheit die schwedische Armee, wie ein Jahrhundert später die Truppen Napoleons.

Im Sommer 1709 kommt es zur Entscheidungsschlacht vor der ukrainischen Festung Poltawa. Karl XII. verfügt nur noch über 22 000 Soldaten. Ihnen stehen etwa 42 000 Russen gegenüber. Karl verliert die Bataille. Zusammen mit kosakischen Verbündeten flieht er



Rebellische Strelizen harren auf dem Roten Platz in Moskau ihrer Hinrichtung (Ölgemälde von Wassili Surikow, 1881)

misslingt gründlich. Trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit erleiden die Russen in einem Schneesturm eine schwere Niederlage bei Narwa.

Ihr Blutzoll ist hoch, etwa 10 000 Tote und Verwundete werden gezählt, fünfmal so viele wie die Opfer auf schwedischer Seite; 20 000 Russen, darunter zehn Generäle, werden gefangen genommen.

In ganz Europa wird Karl XII. als begnadeter Feldherr bewundert. Der Erfolg steigt dem Schweden zu Kopf.

Der gedemütigte Zar resigniert aber nicht. In äußerster Anspannung des Volkes, auch durch immer neue Steuern, macht Peter sein Land wieder kampffähig. Immer größere Teile der Bevölkerung müssen Rekruten stellen. Aus jeder dritten Kirche werden Glocken geholt, geschmolzen und zu Kanonen verarbeitet – eine frühe Form totaler Mobilmachung. Neue Eisenwerke, Leder- und

während Karl XII. in Polen Krieg führt. Peters Truppen hausen furchtbar in diesen Gebieten, brennen Dörfer und Höfe nieder, plündern Lagerhäuser, verwüsten Felder, verschleppen Familien – der Feind soll nichts Essbares, nichts Brauchbares mehr finden. Verbrannte Erde.

Im Mai 1703 erobern die Russen die Festung Nyenschanz nahe der Mündung der Newa in den Finnischen Meerbusen. Die neue Festung, die Peter mitten im Mündungsdelta bauen lässt, erhält eine Kirche, benannt nach den Aposteln Peter und Paul. Der Zar tauft den Ort, den er zur Hauptstadt des Landes machen wird, „Sankt-Peterburch“, St. Petersburg – Personenkult im religiösen Gewand (siehe Seite xx).

Doch Karl XII., ähnlich willensstark wie sein russischer Gegner, gibt nicht auf. Nachdem es ihm gelungen ist, August den Starken aus dem Bündnis mit

über die Grenze in die Türkei. 7000 Schweden sind tot, 3000 geraten in Gefangenschaft. Auf russischer Seite sind etwa 1300 Soldaten gefallen.

Peters Sieg bei Poltawa bringt im Nordischen Krieg die endgültige Wende. Rasch aktiviert der Zar die Bündnisse mit Sachsen-Polen und Dänemark, auch Brandenburg-Preußen tritt der Allianz bei. Peter beherrscht nun die baltischen Gebiete des schwedischen Königreichs. Bemerkenswert ist die Toleranz, mit der der russische Monarch den Städten und den Ritterschaften ihre Religionsfreiheit und Privilegien garantiert. Der Zar bestätigt Deutsch als Amtssprache – unter den Schweden gab es solche Freiräume nicht.

1721 finden im schwedisch-finnischen Nystad die Verhandlungen über einen Friedensvertrag statt, sie dauern über drei Monate. Ihr Ergebnis: Schweden tritt Livland, Estland und Ingerman-

Aus jeder dritten Kirche werden **Glocken geholt**, geschmolzen und zu Kanonen verarbeitet.

land, die Provinz rund um St. Petersburg, „für ewige Zeiten“ an Russland ab, erhält aber Finnland zurück.

Der Friede von Nystad stellt für Peter den „größten Erfolg seines Lebens“ (Erich Donnert) dar. Russland ist jetzt die Führungsmacht im nordosteuropäischen Raum. Im Oktober treten in St. Petersburg der Senat und der Heilige Synod zusammen, jene von Peter eingesetzten obersten Instanzen weltlicher und geistlicher Kompetenz, die dem Zaren zuarbeiten wie Ministerien. Sie bitten, scheinbar von sich aus, den Herrscher um die Annahme der Ehrentitel „Vater des Vaterlandes, Allrussischer Kaiser und Peter der Große“. Der Zar nimmt an: festlich in der Dreifaltigkeitskathedrale, ausländische Würdenträger sind zugegen. Der Kaisertitel, in dem das gestiegene russische Selbstbewusstsein zum Ausdruck kommt, erinnert auch an den alten Anspruch Moskaus, es sei nach dem Fall von Byzanz 1453 das „Dritte Rom“.

Peter bleibt der unermüdliche Erneuerer. 1722 führt er für alle Beamten und Würdenträger in Staat und Militär eine „Rangtabelle“ mit 14 Klassen ein. Nicht Abstammung und Familien-Nimbus allein sollen über die gesellschaftliche Stellung entscheiden, sondern persönliche Fähigkeiten und Verdienste: Der Dienstadel tritt dem Erbadel zur Seite.

Während der Zar auch noch diese Reform auf den Weg bringt, brechen seine Soldaten 1722 zum persischen Feldzug auf. Es ist der Versuch, am Kaspischen Meer Fuß zu fassen. Die Russen besiegen die Perser, Baku wird russisch.

1724 gründet der Monarch in St. Petersburg die russische Akademie der Wissenschaften. Gespräche darüber hat er wohl schon 1711 mit dem Göttinger Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz geführt. Die neue Institution soll „unter den Russen solche ausfindig machen, die gelehrt sind“, was zunächst ziemlich schwierig ist. Unter den ersten 17 Akademiemitgliedern befindet sich kein einziger Russe. Im Mai 1724 krönt Peter seine Frau Katharina zur Kaiserin, ohne sie ausdrücklich als seine Nachfolgerin auszurufen, was sie dann aber 1725 für zwei Jahre wird.

Die dramatische Art, wie der Zar Anfang 1725 stirbt, passt zu seinem turbulenten Herrscherleben: Auf einer Inspektionstour nahe der Newa-Mündung entdeckt Peter ein Boot, das der Sturm auf eine Sandbank geworfen hat. Einige

PETERS ZWEITE EHEFRAU

Analphabetin auf dem Thron

Eine 19-jährige baltische Schönheit faszinierte den Herrscher: Martha Skawronskaja, frühere Hausmagd des lutherischen Propstes in Schwedisch-Livland, wurde im Herbst 1703 die Geliebte des Zaren. Ein Jahr zuvor war sie mit ihrem Hausherrn in russische Gefangenschaft geraten. Im Februar 1712 heiratete Peter I. die zur orthodoxen Kirche übergetretene Bauerntochter, die den Namen Katharina erhielt. Seine zweite Ehefrau begleitete ihn sogar bei Feldzügen, etwa nach Moldau. Katharina erwies sich als Stütze und mäßigende Beraterin ihres impulsiven Gatten. Der Zar nannte sie zärtlich „Katherinuschka“. Er dankte ihr, indem er sie im Mai 1724 in der Uspenski-Kathedrale



im Kreml zur Herrscherin krönen ließ. Nach Peters Tod im Februar 1725 avancierte sie für zwei Jahre zur russischen Herrscherin. Die Regierungsgeschäfte ließ die Analphabetin ihren Vertrauten Alexander Menschikow erledigen, der schon ihrem Mann gedient hatte. Menschikow und Katharina verband ihre einfache Herkunft und ein Hang zur Verschwendung. Dies förderte die Korruption der Untergebenen. Häufige Trinkgelage bei Hofe zerrütteten Katharinas Gesundheit. Sie starb im Mai 1727 im Alter von 43 Jahren.

Soldaten, die nicht schwimmen können, kämpfen in der rauen See um ihr Überleben, andere versuchen, den gekenterten Kahn wieder flottzumachen. Peter lässt sich zur Sandbank rudern, ungeduldig springt er schon vor der Sandbank über den Bootsrand, um schneller helfen zu können.

Das eiskalte Wasser bekommt ihm schlecht: In der Nacht quälen ihn Fieber und Schüttelfrost, sein notorisches Blasen- und Nierenleiden meldet sich heftig zurück. Scheinbar erholt er sich wieder und erlaubt sich noch auf einem nachweihnachtlichen Fest exzessiven Alkoholenuss. In der Nacht zum 8. Februar ruft er nach seiner Tochter Anna, der späteren Herzogin von Holstein-Gottorf. Als sie kommt, ist er schon bewusstlos, er stirbt gegen sechs Uhr morgens.

Wer war nun Peter der Große? Groß war er gewiss nicht nur körperlich. Den einen gilt er als Genie, das dem breiigen Riesenland eine erkennbare und übersichtliche Form gegeben habe; den anderen gilt er als Mörder, als „gekrönter Tiger“, als Vernichter altrussischer Identität, als ungewöhnlich grausamer Tyrann; wieder anderen als Sittenverderber – wegen seiner Unterwerfung der Kirche unter die Autorität des Staates und wegen seiner Liebe zu den Frauen sowie zu den regelmäßigen „Narren- und Saufkonzilen“.

Peter hat Russland im Kreis der europäischen Mächte etabliert. Er zivilisierte das Reich durch barbarische Formen des Kampfes gegen die alte Barbarei, durch politische, militärische und alltagskulturelle Reformen; zugleich hat er durch den Ostsee-Zugang die Handelsbeziehungen zu England, Holland, Frankreich und den deutschen Staaten entscheidend intensiviert. So war er trotz vieler taktischer Fehler, die der impulsive, launische, vielleicht manisch-depressive Mann machte, ein bedeutender Strategie.

Gawril Derschawin, ein russischer Dichter des 18. Jahrhunderts, stellt mit Blick auf Peter den Großen die rhetorische Frage: „War Gott es nicht, der in ihm niederstieg?“ Eins war er gewiss: ein kolossal außergewöhnliches, widersprüchliches, zugleich sympathisches wie abstoßendes Individuum. Und für das Russland jener Jahre war er trotz seiner despotischen Wutausbrüche: ein Glücksfall.

Mit der Entscheidung, St. Petersburg zur neuen Hauptstadt zu machen, öffnete Peter I. das russische Reich in Richtung Westen. Noch 300 Jahre später lebt hinter den Mauern der alten Prachtbauten die Erinnerung an die untergegangene Dynastie.

Sumpfbblüte aus Stein



Von WALTER MAYR

Still ist es nachts im Gemäuer, das die toten Zaren birgt. Kein Ton von draußen dringt bis hierher. Nichts von profanem Getriebe.

Nur hinter dem Grabmal von Großfürstin Anna Michailowna sind leise Schritte zu hören. Pistole und Handschellen im Bund ihrer Uniformhose, geht die junge Polizistin Toma Patrouille. Seit fünf Jahren, sagt sie, schiebe sie hier Wache: 24 Stunden am Stück, alle drei Tage, nur sie allein. Sie gruselt sich nicht. Sie hält die Stellung, im Reich der toten Romanows.

Fünfundfünfzig Mitglieder der Herrscherdynastie, darunter zwölf Regenten, sind in der Peter-Paul-Kathedrale zu St. Petersburg begraben. Im Walhall des Zarengschlechts hat man die Mitglieder der ehemals edelsten Familie dicht an dicht zur Ruhe gebettet: Von der Kapelle, in der Nikolai II., letzter Zar der Russen, samt Gattin und vier Kindern ruht, bis zum Prunkgrab Peters I. rechts vom Altar sind es kaum hundert Schritte.

Verziert mit Plastikrosen und Bronzebüste steht der Sarkophag Peters I. – des Großen – neben dem seiner Gattin Katharina. Nicht weit entfernt, aus blutrotem Ural-Rhodonit geschnitten, fällt das Grabmal des ermordeten Reformzaren Alexander II. ins Auge. Und hinter der angelehnten Tür zur Grabkapelle blickt stumm von einem Bild an der Wand der letzte Zarewitsch. Wo seine sterblichen Überreste sind, ist bis heute strittig.

Wer aus dem Totenreich ins Freie tritt, sieht Backsteinmauern rundum. Die Peter-Paul-Kathedrale ist Blickfang und Mittelpunkt jener Festung, die Peter I. am Newa-Ufer errichten ließ. Ein Bollwerk, das die wechselvolle Geschichte des imperialen Russland bebildert: Hier begann 1703 die Gründung der künftigen Haupt-

stadt Petersburg; hier landeten, mehr als 200 Jahre später, die Minister der letzten zaristischen Regierung in Gefängniszellen; und hier sind, in der Kathedrale, die toten Romanows zur Ruhe gekommen.

Das heißt, zur Ruhe sind nicht alle gekommen. Sagt zumindest Wladimir Kildjuschewski. Der weißhaarige Archäologe trägt Bürstenschnitt, Ziegenbart und eine Anzughose, deren Flecken von tätiger Arbeit im Feld erzählen. Kildjuschewski leitet die Ausgrabungen auf dem Gelände der Festung. Und fördert nicht selten Erschütterndes zutage.

„Hier auf diesem Boden hat dem Petersburg der Zaren das Stündlein geschlagen“, sagt der Wissenschaftler, während er schnellen Schritts vorausseilt in sein Reich – eine Rumpelkammer, drei Treppen hoch in einer Ecke der Festung. Mannshohe Regale hinter weißer Kunststofftür: Hier lagert, streng geordnet, was der Archäologe und seine Helfer in den letzten Jahren aus der Erde geholt haben. Zerfetzte Kleider, Goldkreuze, Medallions; in einer Kiste nur Gebisse; in einer anderen nur Schädel.

Kildjuschewski nimmt einen davon heraus, dreht ihn in seiner Hand und zeigt ein fingerkuppengroßes Einschussloch auf der Rückseite: „Der hier ist von hinten erschossen worden“, sagt er, „wie die meisten anderen auch.“

Knochen und Gerippe von 112 Menschen hat man inzwischen geborgen. Alle sind sie ab 1918 auf dem Gelände der Festung dem „Roten Terror“ zum Opfer gefallen – so taufen die Bolschewiki ihre Abrechnung mit Adel und Bourgeoisie. „Es spricht einiges dafür“, sagt Kildjuschewski, „dass unter den Opfern, die wir entdeckt haben, auch die vermissten Großfürsten der Romanows sind.“

Heißt das, die Schädel von Paul Alexandrowitsch, dem Onkel des letzten Zaren, und seinen am 30. Januar 1919 er-



Der Doppeladler, Wappenvogel der Zaren, am Eingangstor der Eremitage

Eremitage im winterlichen
St. Petersburg



mordeten Vettern liegen womöglich in dieser schlichten Holzkiste hier? „Ich weiß nicht, ob das je geklärt werden kann“, sagt Kildjuschewski, „aber ich wünsche mir, dass wir die historische Wahrheit herausfinden, es ist unsere Bürgerpflicht. Die Großfürsten waren immerhin, nach der Ermordung von Nikolaus II. im Juli 1918, die höchstrangigen Anwärter auf die Thronfolge.“

Was da der Boden der Festung ausspuckt, seit die Sowjetunion untergegangen und die geopolitische Eiszeit in Europa beendet ist, seit aus Leningrad wieder St. Petersburg wurde, das sind – im Permafrost eingeschlossenen Fossilien gleich – Überbleibsel aus der mehr als 200-jährigen glanzvollen Periode des Zarentums in der Stadt an der Newa.

Ans Licht gekommen sind Reste der hölzernen Festung von 1703 und des ersten Senatsgebäudes, dazu rostige Vor-

derlader aus den Waffenschmieden Peters I. „Es ist einerseits“, sagt der alte Archäologe Kildjuschewski, „ein bewegendes Gefühl zu wissen, wir gehen auf dem Boden, auf dem Peter ging. Andererseits bin ich, was seine Lebensleistung angeht, gespalten: Er war ein grausamer Herrscher, der Russland gewaltige Blutopfer abverlangt hat; aber er trieb das Land Richtung Europa. Mehr als Peter hat innerhalb von nur 25 Jahren kein Zar geschaffen.“

Viel beklagt und gut belegt ist die Tatsache, dass Petersburg „auf Schlamm und Knochen“ gebaut wurde; dass also

Peter I. nichts und niemanden schonte, um seinen Traum von einer Hauptstadt wahr werden zu lassen, die den Russen

ein „Fenster nach Westen“ öffnet. Das Gelände der Festung zeugt noch heute vom unerbittlichen Willen des Herrschers. Der erste Häftling, der hier gefoltert wurde und im Gefängnis verstarb, war der widerspenstige Alexej – der Zarewitsch und älteste Sohn Peters des Großen.

Nicht weit von den alten Kasematten der ersten Jahre haben sie später die Trubezkoi-

Bastion zum berüchtigtsten Gefängnis für politische Häftlinge der Zarenzeit ausgebaut. Inzwischen ist die alte Zucht-



Polizistin Toma

Peter-Paul-Kathedrale, errichtet zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Im Innern der Kirche haben 55 Angehörige der Zarenfamilie ihre letzte Ruhe gefunden.



anstalt zum Museum umgewidmet. Die Namen der einstigen Gefangenen, an den Zellentüren vermerkt, erzählen die Geschichte des Widerstands gegen die verhassten Romanows.

Düstere Kreuzgänge, große, karg möblierte Zellen, schallgedämpfte Wände – so mancher Häftling ist hier verurteilt worden. In Zelle 60 saß 1905 der Schriftsteller Maxim Gorki ein. Dieselbe Zelle, ein Jahr später: Leo Trotzki. Wenige Meter weiter, an der Tür von Nummer 47, ist als ehemaliger Insasse verzeichnet: Alexander Iljitsch Uljanow, Lenins Bruder. Er war Drahtzieher des Plans, Zar Alexander III. zu ermorden, wurde deswegen zum Tode verurteilt und schließlich gehängt im Mai 1887.

„Wissen Sie, wer ihn, den Uljanow, Religion gelehrt hat, als er noch aufs Gymnasium ging?“, fragt lächelnd der alte Ar-

chäologe in seiner Rumpelkammer. „Das war mein Großvater, ein Priester. Den Bruder Uljanows hat er auch unterrichtet – Lenin. Unsere Familie kommt aus der Stadt Simbirsk. Wie Lenin selbst und wie der von ihm später gestürzte Ministerpräsident Alexander Kerenski.“

Launen der Geschichte, Beispiele schicksalhafter Verstrickung: Die Chronik Petersburgs ist voll davon. Von Anfang an sind Menschen aus allen Teilen des Imperiums hierher gerufen worden. Die ersten, um mitzubauen an der „Hauptstadt des Nordens“ – Tausende, Zwangsarbeiter und Leibeigene vor allem, bezahlten dafür mit ihrem Leben. Die späteren kamen, um der Stadt aus Stein und Granit, die geprägt war von italienischen Baumeistern, deutschen Kaufleuten und französischen Höflingen, ein wenig russische Seele einzuhauen.

In der Figur des Ehernen Reiters auf dem Senatsplatz an der Newa ist dem Stadtgründer ein Denkmal gesetzt: Über einem Felsblock von 1600 Tonnen Gewicht thront da der Herrscher, Peter I., sein sich bäumendes Ross leichterhand bändigend, in der Pose des Sehers. Unter den Hufen des Pferds wird eine Schlange zermalmt – stellvertretend für alle Gegner der Petrinischen Reformen.

Weg vom Mittelalter, weg von Moskau, hin nach Petersburg: Eine neue Stadt als Symbol neuen Denkens, das war Peters Plan. Es ging ihm, zu Lasten der Stellung von Kirche und Adelsstand, um die Förderung von Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur, um die Modernisierung von Militär und Verwaltung.

Alexander Puschkin hat in seinem Gedicht „Der Eherne Reiter“ das Vorrecht des Herrschers auf einsamen Ratschluss, aufs Regieren mit eiserner Hand besun-



gen; und im selben Gedicht dem Zorn jenes kleinen Beamten Raum gegeben, der sein Weib in den Newa-Fluten verlor; und der in der Folge die Hybris des Zaren beklagt, sich eine Hauptstadt ausgerechnet ins Sumpf- und Überschwemmungsgebiet bauen zu lassen.

Puschkins Gedicht zählt bis heute zur Pflichtlektüre an Schulen. Die Mehrheit russischer Denker kam und kommt im Urteil über Peter I. und sein Petersburg zu noch weniger günstigen Schlüssen. Schon Fjodor Dostojewski klagt, wie schrecklich es sei, „in der abstraktesten und vorbedachttesten Stadt der Welt zu leben“. Über den Zaren und seine Vorliebe für gerade Linien und Prunkbauten vom Reißbrett höhnen noch andere im 19. Jahrhundert.

Zum Inbegriff dieser Stadt, die „gegen Russland“ erbaut worden sei, wie viele behaupten, zum Inbegriff des steingeworde-

nen Herrschaftsanspruchs wird die Magistrale der Hauptstadt erklärt: der streng gezirkelte, Glanz und Urbanität des Zarentums beschwörende Newski-Prospekt. Auf dem Newski, schreibt Nikolai Gogol, „ist alles Trug, alles Traum, alles nicht das, was es scheint“.

Wie ein Fliegender Holländer, so Andrej Bely 1913 in seinem Romanepos „Petersburg“, sei Peter I. über dem Newa-Delta eingeschwebt, um „hier als Blendwerk sein nebliges Reich zu errichten“. Unwirklich wie eine Luftspiegelung über den finnischen Sümpfen komme einem diese Metropole vor, urteilt der Chronist Nikolai Anziferow: bis in die

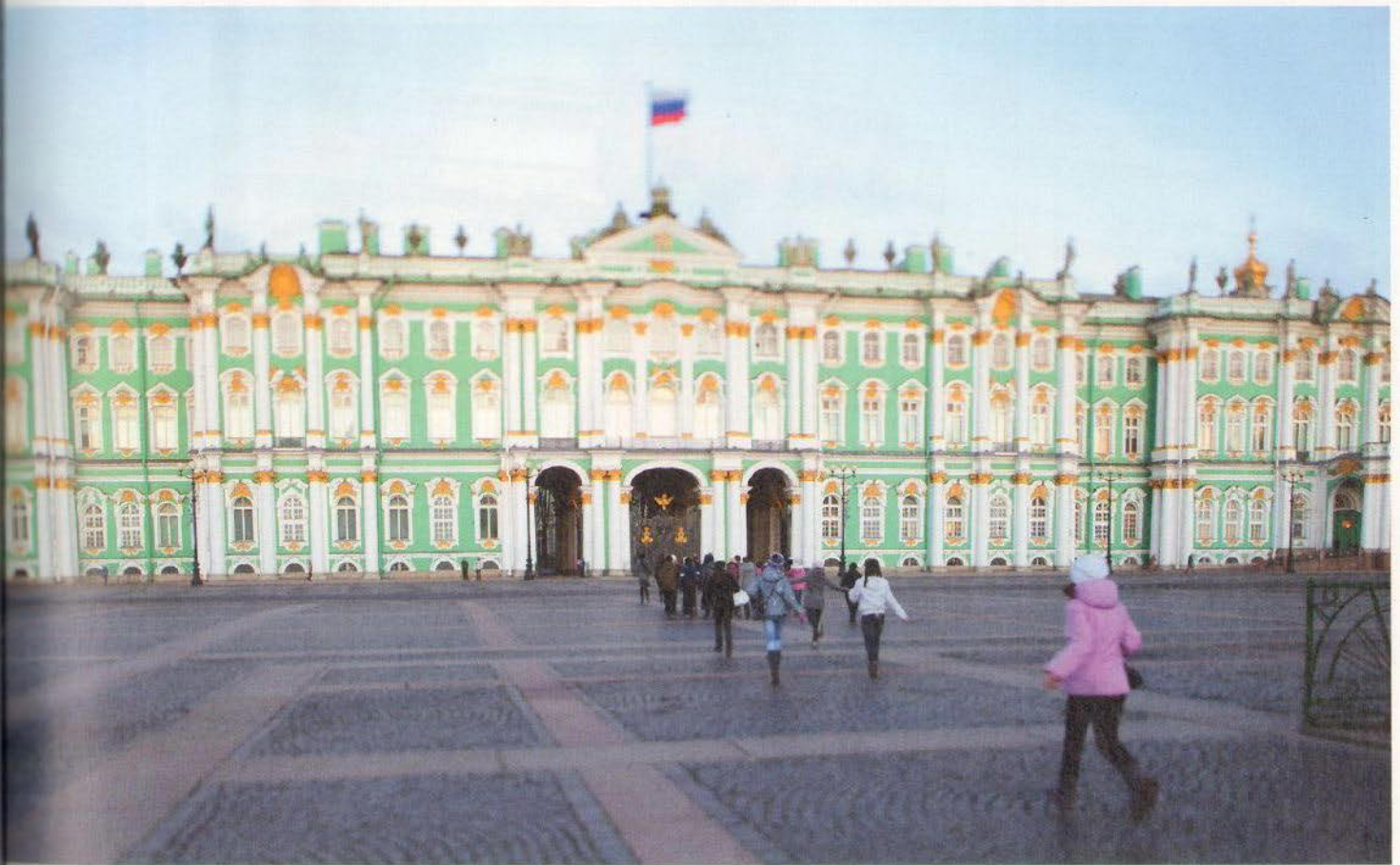
Anlage ihrer Prunkgärten hinein den Allmachtsanspruch des Zaren abbildend, aber auch dessen Grenzen. Denn die „bleiche Petersburger Sonne“, so spottet Anziferow, „lockte nur dürre Tulpen aus den fetten Rotterdamer Zwiebeln heraus“.

St. Petersburg – eine bizarre Sumpflüte aus Stein? Der Entschluss, 700 Kilometer südlich des Polarkreises italienisch inspirierte Barockpaläste und Lustschlösser als Wahrzeichen einer Hauptstadt zu errichten, mag noch heute wahnwitzig wirken. An-

dererseits: Das moderne Petersburg wäre nichts ohne das Erbe des Gründers. Ohne die Fundamente, die Peter I. legen ließ.



Archäologe Kildjuschewski



Überreste von Opfern des „Roten Terrors“, die 1918/19 auf dem Gelände der Peter-Paul-Festung erschossen wurden (l.). Im Petersburger Winterpalast setzten die Bolschewiki im November 1917 Mitglieder der Provisorischen Regierung fest, die das Zarenregime abgelöst hatte; heute beherbergt der Prachtbau die Eremitage, eines der wichtigsten Kunstmuseen der Welt.

Es wäre nicht die Stadt, in der Jahr für Jahr zweieinhalb Millionen Menschen vor einem ehemaligen Zarenpalast Schlange stehen, um Eintritt zu zahlen und sich dann, vorbei an Museumswärterinnen mit sowjettypischem Röntgenblick, auf Hunderte zur Besichtigung freigegebene Räume zu verteilen: In der Staatlichen Eremitage mit ihren rund drei Millionen Ausstellungsstücken sind nicht nur Meisterwerke von Leonardo da Vinci, Gauguin oder Picasso zu sehen.

Die Staatliche Eremitage ist vor allem ein Ort, an dem die Zaren Geschichte schrieben. Und ein Ort, an dem gegen den Willen der Zaren Geschichte geschrieben wurde. „Doch dazu später, erst einmal der Reihe nach“, sagt Tatjana Robertowna.

Robust und resolut verkörpert Tatjana Robertowna unverkennbar den Stil der noch zu Breschnew-Zeiten geschul-

ten Museumsführerin. Das heißt, nicht zuletzt: Sie weiß, wovon sie spricht. „Schon Peter I.“, so legt sie los, „hatte an dieser Stelle seinen Winterpalast, hier ist er auch gestorben. Reste seines Palasts wurden erst gut 250 Jahre später entdeckt – Mauerstücke, Fundamente und eine Flasche Tokajer; aber die war natürlich längst Essig.“

Weiter geht es, mitten durch die Schatzkammern der Zaren: Alte Eremitage, Neue Eremitage, Kleine Eremitage, Winterpalast. Alles prall gefüllt mit Kunstwerken von Weltrang. Aber wo sind die Spuren von Glanz und Elend der Romanows?

Erklärende Schilder fehlen, Tatjana Robertowna immerhin weiß Bescheid. „Saal Leonardo da Vinci“, schnarrt sie, unter Kronleuchtern und Seidenteppichen aus Flandern verharrend. „Hier

hängt nicht nur Leonardos ‚Madonna Benois‘ von 1475. In diesem Saal wurden auch Dekabristen verhört; bisweilen von Zar Nikolai I. persönlich.“

Einer der Betroffenen war Pawel Pestel, Lutheraner deutscher Abkunft und führender Kopf der Dekabristen. Die Verschwörer vom Dezember 1825 hatten vergebens eine Hinwendung zur Republik geprobt. Pestels Standhaftigkeit bei den Verhören beeindruckte den Zaren, hielt ihn indes nicht davon ab, den Rebellenführer in einer Zelle der Peter-Paul-Festung auf seinen Tod warten und im Juli 1826 hängen zu lassen.

Weiter geht es im Sturmschritt mit Tatjana Robertowna durch die russische Geschichte. Vorbei an den Touristenschwärmen rund um die bronzene Pfauenuhr im Pavillonsaal, vorbei an dem kleinen Kabinett mit Blick auf die Nawa, in dem Katharina die Große ihre engsten



Der St.-Georgs-Thronsaal in der Eremitage. 1837 durch einen Brand zerstört, wurde er vom russischen Architekten Wassilij Stassow mit viel Carrara-Marmor restauriert. Eine Ikone (r.) zeigt den letzten Zaren Nikolai II. mit seiner Familie.

Vertrauten um sich zu scharen pflegte, und ab in den Winterpalast.

Hinter dem Thronsaal mit Säulen aus Carrara-Marmor führen Treppen zu den Privatgemächern der Zarenfamilie im Nordwestflügel. „Die lebten dort ja viel bescheidener, als die Repräsentationsräume hier vermuten lassen“, erklärt Tatjana Robertowna. Das hätte sie so zur Breschnew-Zeit nicht sagen dürfen, ist aber die Wahrheit. Durch einen dunklen Korridor geht es auf die kaiserlichen Gemächer zu.

„Hier zur Rechten starb Alexander II. in seinem Schlafzimmer nach dem Attentat. Im Zimmer daneben hat er 1861 den Erlass zur Abschaffung der Leibeigenschaft unterzeichnet“, sagt die Museumsführerin. „Dahinter sehen wir die Treppe zur Wohnung Ihrer Kaiserlichen Hoheit Maria Alexandrowna. Über diese Treppe sind die Bolschewiki damals

vom Schlossplatz gekommen, im November 1917, und haben die Minister der Provisorischen Regierung verhaftet. Aber da war der Großteil der Wachen schon lange weg.“

Dann strebt Tatjana Robertowna dem Malachitsaal zu und dem angrenzenden Weißen Esszimmer. Hier tagte 1917 die liberale Regierung unter Alexander Kerenski. Bis zuletzt, bis die Bolschewiki die Macht an sich rissen, um ein Dreivierteljahrhundert lang Geschichte nach ihrem Gutdünken zu schreiben.

Der Moment, in dem sich Russlands Zeitenwende vollzog, wurde verewigt, sagt Robertowna und bleibt vor einer Kaminuhr stehen: Die zeigt noch immer 2.10 Uhr – den Zeitpunkt der nächtlichen Machtübernahme durch Lenins Gefolgsleute am 8. November 1917.

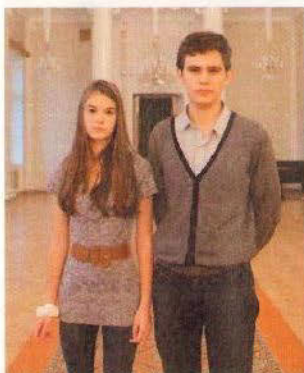
Was haben die Bolschewiki übrig gelassen vom Petersburg der Zaren? Von

jener Stadt, der die Dichterin Anna Achmatowa zwei Jahre vor der Revolution noch die Verse widmete: „Und dennoch würden wir sie niemals tauschen, die prächtige granitne Stadt voll Unglück und voll Ruhm, die weiten Flüsse unterm blanken Eise, die Parks, die sonnenlos im Finstern ruhn, der Muse Stimme sei sie noch so leise.“

Am besten lässt man sich von Daniil Fedkewitsch an die Hand nehmen und im Anitschkow-Palast durch Zeit und Raum begleiten. Daniil ist 15 Jahre alt und besucht das vorzügliche Lyzeum in der ehemaligen Residenz von Zar Alexander III. am Newski-Prospekt. Zusammen mit der hübschen Sascha aus der zehnten Klasse gilt er als der beste Pfadfinder und Spurenleser im Gewirr der Gänge und als Türöffner im nichtöffentlichen Teil des Prunkbaus.



Wer durch den Anitschkow-Palast samt sowjetischen Anbauten geht, muss drei Epochen unterscheiden lernen. Einst von Katharina II. ihrem Favoriten Potjemkin übereignet, erlebte der Palast seine Glanzzeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Ballsaal und Bühne feingeistiger Salons. Von den Sowjets ab 1937 zum Palast der Leninpioniere umgewidmet, beherbergt der Komplex heute den „Palast der Kreativität der Jugendlichen“, der in weiten Teilen so aussieht, wie sein Name klingt: 16 000 Kinder und Jugendliche werden hier in unterschiedlichen Fertigkeiten geschult.



Schüler Fedkewitsch, Freundin

Daniil springt mühelos vom Vorgestern übers Gestern ins Heute und zurück, er zeigt, wo oberhalb der Paradestreppe Hammer und Sichel das Wappen der Zaren ersetzen; er kann kostbare Marmorreliefs mit Motiven aus den Trojanischen Kriegen erklären und auch die drei leeren Nischen im dritten Stock: „Dort hingen früher Porträts von Lenin, Stalin und dem Leningrader Parteisekretär Andrej Schdanow.“

Der Anitschkow-Palast, samt Gummibäumen und Möbeln aus volkseigener Herstellung im neueren Teil, samt Louis-XVI.-Rokokostühlchen im alten, ist eine Art St. Petersburg

en miniature. Geschichte zum Anfassen, vernarbt Gewebe.

Im Kinderzimmer von Nikolai II. tagt heute auf schäbigem Teppich und Holzgestühl eine Schüler-Arbeitsgemeinschaft zur Geschichte der Stadt. Der junge Daniil braucht da nicht zuzuhören. Er weiß auch so, dass in den Prunksälen hier oben Puschkin, Tschaikowski und Dostojewski auf zierlichem Gestühl bei Romanows zu Gast waren. Und er weiß, dass hier kurz vor Kriegsausbruch 1914 das letzte rauschende Fest des Zaren geschlechts über die Bühne ging – die Vermählung von Prinzessin Irina Alexandrowna mit dem späteren Rasputin-Mörder Fürst Felix Jussupow.

Was erzählen die Lehrer einem Petersburger Gymnasiasten 20 Jahre nach dem Ende der Sowjetunion über die Zarenzeit? – „Weder Vor- noch Nachteile werden verschwiegen“, sagt Daniil. –



Was war das Positive? – „Dass alles schneller ging. Weil nicht so viele mitentschieden haben.“ Im Übrigen, fügt Daniil hinzu, sei in seinem Land die Frage nach dem politischen System nicht die allein entscheidende. Eines seiner Lieblingszitate stamme vom Schriftsteller Fjodor Tjutschew aus dem 19. Jahrhundert: „Mit dem Verstand ist Russland nicht zu begreifen“; und: „An Russland kann man nur glauben.“

Wer vom Anitschkow-Palast, wo der letzte Zar seine Kinderjahre verbrachte, zum Taurischen Palais marschiert, wo nach dem Sturz des Zaren der Petersburger Sowjet tagte, kommt auf halber Strecke in die Baskow-Gasse. Hier wuchs mit Blick auf die grüngoldene Zwiebelkuppel der Erlöserkirche im Haus Nummer 12 einer auf, den sie inzwischen Russlands neuen Zaren nennen: Wladimir Putin.

Als erster Petersburger nach Nikolai II. hat der Jurist und Ex-Geheimdienstoffizier es an die Spitze des Landes geschafft. In wechselnden Rollen, erst als Premier, dann zwei Amtszeiten lang als Präsident, seit 2008 wieder als Premier und demnächst wohl noch einmal als Präsident, lenkt er die Geschichte Russlands.

„Dass Putin für immer Präsident“ sein werde, lasse sich inzwischen nicht mehr ausschließen, spottete im Oktober 2011 der Moskauer Schriftsteller Wiktor Jerofew. Der Kern des Problems liege nämlich nicht darin, dass der zähe Wladimir Wladimirowitsch zarengleich

regiere. Verhängnisvoll sei vielmehr die Autoritätsgläubigkeit des Durchschnittsrußen: „Leider ist unser Leader liberaler

als 80 Prozent unserer Bevölkerung. Die Russen sind ein archaisches Volk.“

Putins Geburtshaus, mit streunenden Katzen im Hinterhof und blättern dem Putz an der Fassade, liegt in einem jener Petersburger Viertel, die seit der Zarenzeit ihr Gesicht bewahrt haben. Das zeigt sich nicht zuletzt an der prachtvollen Preobraschenski-Kathedrale, in die der kleine

„Wolodja“ einst, ohne Wissen des auf Parteilinie bedachten Vaters, von der Mutter zur Taufe geschleppt worden ist – 34



Bischof Nasari



Alexander-Newski-Kloster, Blick vom Haupteingang (l.). Wohnhaus in der Baskow-Gasse, wo Wladimir Putin aufwuchs (o.). In der Preobraschenski-Kathedrale wurde Putin getauft.

Westens studiert, aber dennoch denjenigen verehrt, der den Westen bekämpft und besiegt hat, nämlich Alexander Newski.“

Was Peter I. vor allem vorzuwerfen sei, scherzt der Bischof, sei die Idee mit der nördlichen Hauptstadt – St. Petersburg: „Auch mir kommt diese Stadt oft komisch vor. Dann sage ich mir, mein Gott, warum konnte der große Peter sie nicht woanders hinbauen lassen? In die wunderbar sonnige Ukraine zum Beispiel, wo ich ursprünglich herkomme.“

Der Zar aber wollte Zugang zum Meer. Und so lebt Bischof Nasari mit seinen 40 Mönchen am Newa-Ufer und preist täglich den Herrn. Sonntags, wenn gegen zwanzig vor sechs am Morgen das Partyvolk noch vor verschlossenen Metro-Schächten auf die Bahn nach Hause wartet, setzen sich erste Gläubige bereits in Bewegung Richtung Kloster, um mit den Mönchen die Messe zu feiern.

Der Weg führt sie vorbei an Friedhöfen, auf denen die Geistesgrößen und Musenkinder der Zarenzeit beinah so nah beieinanderliegen wie die Romanow-Sprösslinge in der Peter-Paul-Kathedrale: Tschaikowski und Mussorgski finden sich neben Dostojewski auf der rechten Seite des Weges wieder; der Universalgelehrte Michail Lomonossow und Sergej Witte, Premier des letzten Zaren, zur Linken.

Drinne, in der Dreifaltigkeitskathedrale, wo im flackernden Schein bleistift dünner Bienenwachskerzen Mönche und gewöhnliche Gottesfürchtige gegen die Winternacht ansingen, wo in der Nische, in der der Zarenthron stand, nun die Alten auf einer Bank kauern und Einzelne sich vor dem silbernen Schrein mit den Reliquien Alexander Newskis verneigen – in dieser Kathedrale ist es, als wäre das alte Russland, gebaut auf den Dreiklang aus Krone, Kirche und gläubigem Volk, nie untergegangen.

Im linken Seitenschiff der Kathedrale hängt unter anderen Ikonen nun ein Bild, das noch nicht lange zur Anbetung einlädt. Es zeigt einen bärtigen Familienvater mit Frau, vier Töchtern und einem einzigen Sohn. Der Junge trägt Uniform und hat beide Hände erhoben, als ahnte er sein Schicksal voraus.

Zarewitsch Alexej aus dem Geschlecht der Romanows wurde erschossen und verscharrt von den Schergen der Bolschewiki im Sommer 1918. Inzwischen ist er heiliggesprochen. Wie sein Vater und der Rest der Familie.

gusseiserne Doppeladler, zwischen deren Häuptern die Zarenkrone sitzt, zieren den Zaun rund um das Gotteshaus.

Putins Großvater Spiridon, selbst ein Kind der Zarenzeit, wurde später als persönlicher Koch von Lenin und dann auch noch Stalin ein Geheimnisträger ersten Ranges im Sowjetsystem. Putins Vater Wladimir, überzeugter Kommunist, kämpfte im Zweiten Weltkrieg gegen die Deutschen. Putin selbst bewarb sich schon als Schüler beim Geheimdienst KGB.

„Ich kenne Putin seit langem, ich finde nichts Schlimmes daran, dass er ‚Silowik‘ ist“ – ein Veteran der Sicherheitsorgane, sagt Bischof Nasari in seinem Amtssitz im Alexander-Newski-Kloster: „Wir haben hier in Russland Jahrhunderte absoluter Machtausübung hinter uns und brauchen noch Generationen, um die Mentalität der Zarenzeit zu überwinden.“

Eine starke Hand wie die Putins kommt da gerade recht.“

Bischof Nasari, stattlich, weißbärtig, mit einem gewaltigen silbernen Medallion vor der Brust und einer Kollektion Stichwaffen hinter seinem Schreibtisch, steht einem der zwei heiligsten Orte Russlands vor – dem Alexander-Newski-Kloster. Am äußersten östlichen Ende des Newski-Prospekts verkörpert es den spirituellen Kontrapunkt zum westlich gelegenen Winterpalast der einstigen Herrscher am Schlossplatz.

Gegründet hat das Kloster Peter der Große. Gewidmet hat er es Alexander Newski, dem siegreichen Feldherrn in der Schlacht gegen die Schweden 1240. „Denen, die sagen, Zar Peter I. sei ein Antichrist gewesen“, erklärt Bischof Nasari, „erwidere ich – er war ein Über-Orthodoxer. Er hat zwar die Kultur des

*Katharina die Große
war als strenge Herr-
scherin bewundert und
gefürchtet. Sie spielte
mit den Ideen der
Aufklärung, blieb aber
absolute Kaiserin.*

Der Wille zur Macht

Zarin Katharina II.,
Prinzessin aus
Zerbst in Anhalt,
geboren in Stettin
Zeitgenössisches
Porträt



Tag der Entscheidung, ein Freitag, der 9. Juli 1762. Schon ganz früh steht über der russischen Hauptstadt St. Petersburg die Sonne prall am wolkenlosen Himmel. Es scheint, als wäre sie gar nicht untergegangen. Weiße Nächte, so heißt die Zeit der Sommersonnenwende, in der die Abend- und die Morgendämmerung kaum merklich ineinander übergehen.

Wieder einmal hat sich Peter, der Kaiser, der Zar, allein ins knapp 40 Kilometer entfernte Oranienbaum verzogen, und wieder einmal hat er über die Mäßen getrunken. Peter ist Deutscher, ein Mann aus Holstein; die Russen, das Volk, über das er herrscht, sind ihm fremd. Die Preußen, die verehrt er, trägt am liebsten deren blaue Uniform.

Ein ewiger Junge, der lange mit Soldatenfiguren aus Holz und Blei spielte, bildungsfaul, jähzornig. „Er ist eine Missgeburt“, sagte seine Tante voller Verachtung, „der Teufel möge ihn holen.“

Auch Peters Frau stammt aus Deutschland. Katharina ist intelligent, klug, emanzipiert, sie schmökert in lateinischen und griechischen Klassikern, liest Montesquieu und auch Voltaire, dessen Werke „mein Gemüt und meinen Geist geformt haben“. Schon als Teenager behauptete sie, ein „philosophischer Kopf“ zu sein. Schnell lernte sie Russisch, weil „ich Russin sein wollte, um von den Russen geliebt zu werden“. Was ihr gelingt, obwohl sie ihr Leben lang mit deutschem Akzent spricht. Sie geht in ihrem neuen Glauben auf, der orthodoxen Lehre, Peter hingegen ist verkappeter Lutheraner.

Katharina hat die helle Juli-Nacht im „Monplaisir“ verbracht, einer kleinen Villa auf dem Gelände von Schloss Peterhof, wie Oranienbaum Sommersitz der kaiserlichen Familie am Saum der Ostsee. Um sechs Uhr lässt ein Offizier der kaiserlichen Garden, ein Elitekämpfer, sie wecken. Der narbengesichtige Hauptmann Alexej Orlow mahnt zur Eile: „Alles ist fertig für die Proklamation.“

Ein Satz, der klingt wie ein Code. Proklamation – das heißt, Katharina auf den Thron zu heben und den Kaiser abzusetzen. Coup d'état, Staatsstreich, ein Verbrechen, beschlossen aus Gründen der Staatsräson.

Peter III. ist erst seit einem halben Jahr Zar aller Reußen und hat bereits

eine starke Opposition gegen sich aufgebracht. Den Militärs missfällt vor allem seine offen zur Schau gestellte Preußenliebe; Peters Spruch, General in Preußen zu sein sei ehrenvoller als Imperator in Petersburg, muss als böse Entgleisung gelten. Und dann sein Befehl, russische Soldaten in einen Krieg gegen Dänemark zu hetzen – um die Interessen des Hauses Holstein durchzusetzen, Interessen seines Hauses. Ein Privatkrieg also, bald soll Abmarsch sein.

Russisch-deutsche Linie

Von den Romanows zur Dynastie Romanow-Holstein-Gottorf, Auszug aus dem Stammbaum



Das ist zu viel. Dieser Herrscher muss weg.

Nur seine Frau kommt für die meisten der Verschwörer als Nachfolgerin in Frage. Katharina hat ihre eigenen Gründe. Erst kürzlich kanzelte Peter sie in aller Öffentlichkeit ab, eine „dura“ sei sie, eine dumme Gans, ein dummes Frauenzimmer. Und sie ist überzeugt davon, dass er sie verstoßen will, um seine Geliebte zu heiraten.

Überraschend schnell gelingt es Katharina, alle vier Regimenter der kaiserlichen Garden auf ihre Seite zu ziehen; Soldaten nennen sie „Mütterchen“, küssen ihr die Hände und den Rockzipfel. Bald sind auch Senat und Kirchenobere vom Segen des zügigen Machtwechsels überzeugt. Am Abend des 9. Juli, nicht

einmal 12 Stunden nach ihrem Aufbruch aus Monplaisir, ist Katharina Russlands neue Kaiserin.

Der Ex-Zar, aus dem Amt gejagt „wie ein Kind, das man ins Bett schickt“ (Preußens Friedrich II.), kommt unter Hausarrest. Sieben Tage später ist er tot – wahrscheinlich vergiftet und vielleicht, sicherheitshalber, erdrosselt. Katharina klagt, ihre „Abscheu“ sei „unaussprechlich, dieser Tod ist ein Schlag, der mich zu Boden wirft“. Den Mord hat sie weder in Auftrag gegeben noch von ihm gewusst, und doch profitiert sie davon.

Aus taktischem Kalkül lässt sie verbreiten, der Gatte sei trotz intensiver ärztlicher Hilfe an einer „äußerst akuten Kolik“ gestorben, die das Gehirn angegriffen und zu einem Schlaganfall geführt habe. So steht am Anfang ihrer Herrschaft, die 34 Jahre lang dauern sollte, eine Lüge. Die allerdings schnell verblasste; Katharina gelang es, dieses Reich, das am Ende größer war als das Imperium Romanum in der Hochphase, überhaupt regierbar zu machen.

Und sie schaffte es, ihr Land auf Abstand zu bringen zu den asiatischen Despoten. „Russland“, wird sie sagen, „ist eine europäische Macht.“

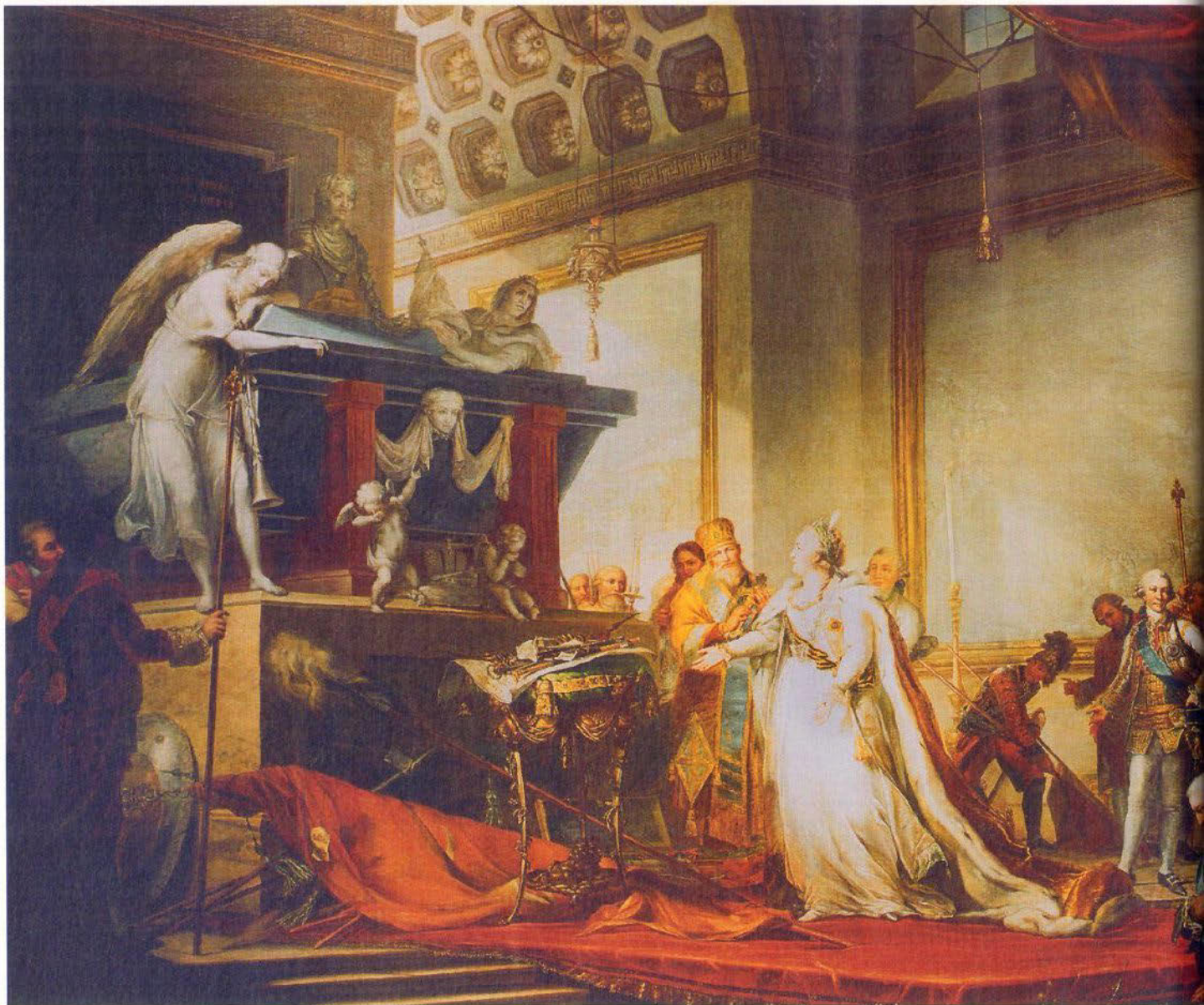
Ein gewaltiges Wort. Und von sich selbst zeichnete sie das Bild einer mustergültig aufgeklärten Herrscherin. Doch dies, urteilt der Russland-Kenner Reinhold Neumann-Hoditz, sei reines Posieren gewesen, „mit Blick auf Westeuropa“. Der Adel, den sie nach der Machtübernahme beständig hofieren musste, blieb allzu mächtig. Letztlich steigerte sie die Macht der fürstlichen Familien noch, obwohl sie anderes versprochen hatte.

Und die Lage der Bauern, die die Hauptlast der Steuerbürde zu tragen hatten und weitgehend rechtlos blieben, verschlechterte sich – allen gegenteiligen Bekundungen zum Trotz.

Historiker haben Katharina deswegen eine Heuchlerin genannt und zugleich anerkannt, dass sie sich um Russland verdient gemacht hat. Schon fünf Jahre nach dem Umsturz bot ihr die „Gesetzgebende Kommission“, ein Reformkonvent, einen besonderen Beinamen an, den bis dahin nur bedeutende Männer der Weltgeschichte getragen hatten. Katharina lehnte ab, weil sie es der „Nachwelt überlassen“ wollte, „unparteiisch zu beurteilen, was ich getan habe“.

Der vorgeschlagene Titel war hochmögend – „die Große“.

Das Fürstentum Anhalt-Zerbst gehörte zu den kleinen Territorien des Alten



Reichs, gerade mal 20 000 Menschen lebten hier als Nachbarn des mächtigen Preußen. Die anhaltinischen Herrscher entstammten dem Geschlecht der Askanier, und diese Herkunft konnte stolz machen. Hochadel mit einer jahrhundertelangen Tradition, vom Alter her ebenbürtig den Staufern und Welfen; die Habsburger und die Hohenzollern traten erst später auf die Bühne Deutschlands und Europas.

Sophie war Askanierin, Sophie Auguste Friederike, Prinzessin von Anhalt-Zerbst, geboren 1729 im pommerschen Stettin, wo ihr Vater dem preußischen König als Kommandant diente. Als sie sieben war, verkrümmte sich nach einem Sturz ihr Rückgrat, vermutlich als Folge einer Brustfellentzündung. Mehrere Jahre trug sie ein Korsett, angefertigt ausge-

rechnet vom Henker der Stadt – ein Arzt war zu teuer. Es muss eine quälende Zeit gewesen sein, bis sie wieder gesund war, „eine Lehre in Demut und Geduld“, schreibt der britische Historiker Vincent Cronin.

Das Mädchen galt nicht unbedingt als Schönheit, ihr Kinn stand so weit vor, dass Sophies Erzieherin sie mahnte, es einzuziehen, sonst würde sie noch jemanden damit erstechen. Dennoch hatte sie genügend Verehrer, und sie wusste genau, wohin sie wollte. „Obwohl ich noch ein Kind war“, sagte sie, habe ihr vor allem eines geschmeichelt – „der Titel einer Königin“.

Im September 1745 fand die Hochzeit mit Peter statt, dem designierten Nachfolger der Zarin Elisabeth, eingefädelt

von Friedrich, dem „Alten Fritz“, der Russlands Bedeutung früh erkannte. Peter war ihr Cousin zweiten Grades. Offiziell hieß sie nun Jekaterina Alexejewna. Er war 17, sie 16, ein allzu junges Paar. „Wir kannten nie unter uns die Sprache der Zärtlichkeit. Es war doch wohl nicht meine Sache, sie in Gang zu bringen“, echauffierte sich Katharina. Ehrlich gab sie aber zu, ihr sei „an der russischen Krone mehr“ gelegen gewesen „als an seiner Person“.

Königin, Krone, Kaiserin – ehe sie dann ihren Mann stürzte, hatte sie 17 Jahre lang, demütig und geduldig, als Großfürstin an der Seite Peters gelebt. Einmal nannte er sie „schrecklich böseartig und sehr eigensinnig“.

Und sie gebar drei Kinder, Peter war jedoch wohl weder der Vater von Paul

Katharina II. legt türkische Trophäen am Grab Peters des Großen nieder. Gemälde von 1791



noch von Anna noch von Alexej. „Für seine lockeren Sitten“, so Neumann-Hoditz, sei „der Zarenhof bekannt“ gewesen, und dies blieb auch weiterhin so.

Katharinas Regentschaft begann mit einer fast spielerischen Szene, und sie sollte zu einer ihrer ersten wichtigen Entscheidungen führen.

Im Senat, einem Kollegium von 30 Männern, fragte sie ganz unbedarft: „Wie viele Städte hat Russland?“ Keiner wusste es. Eine Karte wurde aus der „Akademie der Wissenschaften“ geholt, die Senatoren zählten, und an diesem Tag, formuliert es Cronin, habe die Zarin die „behütete und zivilisierte Welt des Hofes“ verlassen und ein Russland betreten, „so wie es wirklich war: unwissend und für einen Europäer erschreckend rückständig“.

Ein Riesenland, schwer gebeutelt durch den Siebenjährigen Krieg gegen Preußen, der gerade zu Ende ging, im Etat fehlten sieben Millionen Rubel. Russlands Kreditwürdigkeit war dahin, am Ende der Regierungszeit von Kaiserin Elisabeth (1741 bis 1761) hatten die Niederländer ein Darlehen von zwei Millionen Rubel abgelehnt.

Schnell erkannte Katharina, dass sie den Haushalt konsolidieren musste. Russland war ein Agrarstaat, unterbe-

Fleiß und russischer Glaubensstärke wurde ihr Erfolgsrezept. Weil sie „mehr als die meisten in ihrem Jahrhundert an die Kraft der Erziehung zum Wohle des Volkes glaubte“ (Cronin), trieb die Kaiserin ihre Beamten auf diesem Gebiet besonders an. Schulen gab es so gut wie keine in Russland, außer einigen kirchlichen Seminaren oder Lehranstalten für künftige Heeres- und Marineoffiziere. Dies änderte sich, freilich nicht so schnell und nicht so flächendeckend,

Tausende deutscher Familien zogen nach Russland.

völkert, mit viel zu wenigen Arbeitskräften. Sie ließ ein Einwanderungskonzept erarbeiten, in ausländischen Zeitungen, besonders deutschen, erschienen Anzeigen, mit denen Siedler für die Steppengebiete an der unteren Wolga zu großzügigen Bedingungen gesucht wurden: ein halbes Jahr freies Quartier, Vieh, Gerätschaften, Saatgut umsonst, Steuerfreiheit für bis zu 30 Jahre.

Tausende Familien aus deutschen Landen folgten zwischen 1763 und 1767 dem Ruf, fern der Heimat gründeten sie über hundert Ortschaften. Sie zogen auf derselben Route gen Osten wie zwei Jahrzehnte zuvor die junge Prinzessin von Anhalt-Zerbst; die Nachkommen der Immigranten heißen bis heute Wolgadeutsche.

Dieses – insgesamt erfolgreiche – Projekt zeigt, dass Katharina politischen Weitblick besaß, gepaart mit dem Gespür für notwendige gesellschaftliche Veränderungen. Dafür arbeitete sie hart, wie sie einer Brieffreundin mitteilte. „Ich stehe regelmäßig um sechs Uhr früh auf, ich lese und schreibe ganz allein bis acht; dann kommt man und trägt mir die Angelegenheiten vor. Ich geh vor elf Uhr schlafen, um am nächsten Tag das Gleiche zu tun.“

Eine lebendige Synthese aus deutschem

wie es sich die Regentin vielleicht vorgestellt hatte. Am Ende sollten es immerhin 315 staatliche Schulen sein mit 790 Lehrern und fast 20 000 Schülern, etwa ein Zehntel von ihnen Mädchen.

Katharina gründete eine ganz besondere Ausbildungsstätte, die bis zum Ende der Zarenzeit bestand. Im Petersburger Smolny-Institut blieben Schülerinnen vom 5. oder 6. Lebensjahr bis zum 18., mit breitem Lehrplan: Erdkunde, Rechnen, Religion und Geschichte, Heraldik, Fremdsprachen, Musik und Zeichnen. Auch Nähen, Haushaltskunde und Tanzen standen auf dem Programm, selbst das Erlernen juristischer Grundbegriffe.

Voltaire, dieser geniale Kopf, mit dem sie auf hohem Niveau über ein Jahrzehnt lang korrespondierte, ließ in einem sei-



ner zahllosen Briefe die Befürchtung anklingen, die Smolny-Damen könnten einem „Amazonenbataillon“ angehören, „ich unterstelle aber nicht, dass sie die Männer verbannen“. Postwendend antwortete die lebensbejahende Katharina, leicht spöttelnd, man sei „weit davon entfernt, aus ihnen Nonnen zu machen, die vor lauter Litaneien nachts in der Kirche schwindsüchtig werden. Wir erziehen sie im Gegenteil zu den Freuden der Familie, wir wünschen sie weder prüde noch kokett“.

In der alten Hauptstadt Moskau, dem wirtschaftlichen und politisch-kulturellen Zentrum des Landes, ließ sie eine Schule für Findelkinder einrichten. Findelhäuser gab es mehrere, und es mutet nachgerade modern an, dass niemand, der ein unehelich geborenes Kind dorthin brachte, verpflichtet war, „sich auszuweisen oder irgendwelche Auskünfte über das Kind zu geben“, so der Russland-Historiker Erich Donnert. Jedes Kind konnte im eigenen Bett schlafen, allein das Moskauer Haus nahm jährlich etwa 2000 Jungen und Mädchen auf.

Überhaupt lag der Kaiserin das Schicksal von Kindern besonders am Herzen, vielleicht auch, weil ihr Töchterchen Anna mit nicht einmal zwei Jahren gestorben war. „Wenn man in ein Dorf kommt und einen Bauern fragt, wie viele Kinder er hat, wird er sagen 10, 12 oder sogar 20“, hielt Katharina fest. „Und wie viele leben davon? Dann sagt er, einer, zwei oder drei, selten vier. Diese erschreckend hohe Sterblichkeit muss bekämpft werden.“

Peter der Große hatte für seine kranken oder verletzten Soldaten gut ausgestattete Lazarette errichten lassen, Katharina kümmerte sich um die Zivilbevölkerung. Sie ließ sich gegen die todbringenden Pocken impfen – um den skeptischen, verängstigten Untertanen klarzumachen, wie ungefährlich diese überaus wichtige Prophylaxe war. Während in den Metropolen London und Berlin kurz vor dem Ende des 18. Jahrhunderts die Kindersterblichkeit bei 32 beziehungsweise knapp 28 Prozent lag, tat sich St. Petersburg mit einer deutlich besseren Rate hervor – knapp über 18 Prozent.

Als die deutsche Russin Katharina an die Macht kam, hatten sich in wichtigen Herrscherhäusern Europas politische Maximen bereits grundlegend verändert. Vormalig galt als Regierungsform

der Absolutismus, Fürsten glaubten sich nur ihrem Gewissen gegenüber verantwortlich und Gott, von dem sie sich eingesetzt fühlten.

Nun durchdrangen die Ideen der Aufklärung dieses Prinzip der Obrigkeit und der Selbstgefälligkeit. Eine der gängigsten Beschreibungen des gesellschaftlichen Umbruchs lieferte der deutsche Philosoph Immanuel Kant. „Aufklärung“, schrieb er, sei der „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“.

Aufklärung hieß, im Idealfall: Achtung der Menschenrechte, Handlungsfreiheit für jeden, Pressefreiheit, eine

FAVORIT DER KAISERIN

Potjomkin

Berühmt ist Grigorij Potjomkin als Favorit Katharinas II. Doch der 1739 geborene Sohn eines Majors war nicht nur ein feuriger Liebhaber, sondern auch ein geschickter



Strategen und Organisator. Dass er mit bemalten Holzfassaden „Potjomkinsche Dörfer“ errichtet habe, ist eine Legende, erfunden von adligen Nei-

dern. Der Anschluss der Krim und der Aufbau der Schwarzmeerflotte waren Potjomkins Werk. Er avancierte 1784 zum Feldmarschall und starb 1791 während einer Dienstreise. Zeitlebens blieb er der Zarin politisch treu und freundschaftlich nah.

aufs Gemeinwohl verpflichtete Regierungsführung. Der Souverän sollte „erster Diener seines Staates“ sein, nicht erster Nutznießer.

Ein Thema beschäftigte deshalb die Regenten in der Phase des aufgeklärten Absolutismus vor allem: Reformen.

Keine Frage: Die Ordnung des Bildungswesens, ihr großes Interesse an sozialer Wohlfahrt, an Kunst und Kultur stehen auf Katharinas Habenseite, wie auch die Konsequenz, mit der sie im ständig wachsenden Reich für ein effek-

tives Verwaltungssystem sorgte, damit ein einheitlicher Staat geschaffen werden konnte.

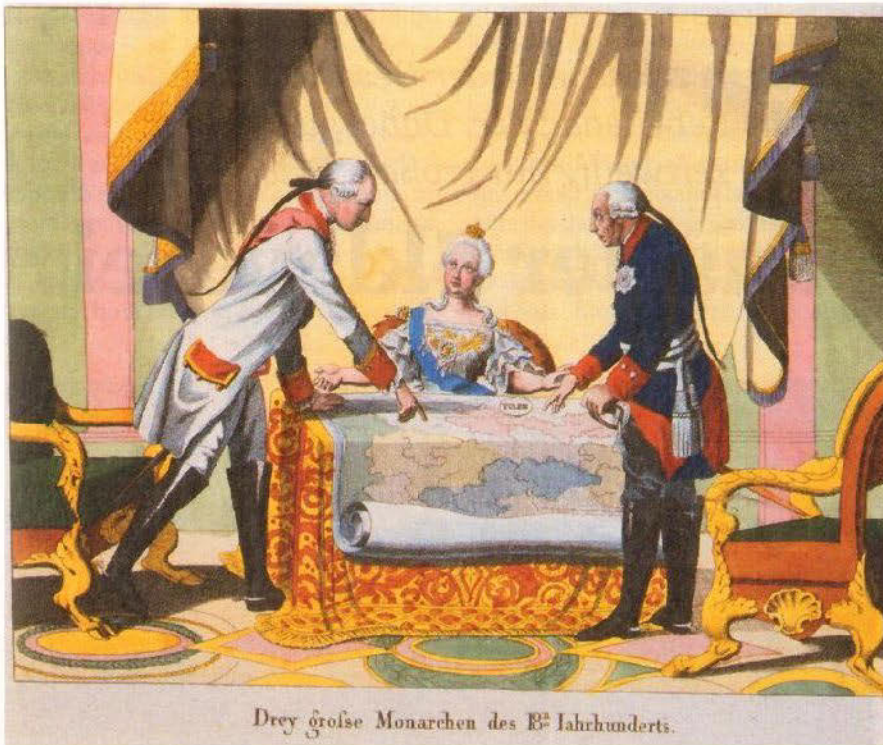
Und zwar ein gewaltiger: Zwei Türkenkriege brachten Russland den Zugang zum Schwarzen Meer, die Krim wurde annektiert, die südliche Ukraine kam hinzu, ein Teil Georgiens als Protektorat; die drei Teilungen Polens (1772, 1793 und 1795) vergrößerten das Land im Westen um eine halbe Million Quadratkilometer – und 5,6 Millionen Menschen, überwiegend Weißrussen und Ukrainer orthodoxen Glaubens.

Anfangs hatte die Kaiserin davon geträumt, in diesem Imperium Ideale der Aufklärung realisieren zu können. Eigenhändig verfasste sie eine „Instruktion“, geplant als Grundlage für ein umfassendes russisches Gesetzbuch. Katharinas Fleißarbeit bestand aus 655 Paragrafen, die ihren Untertanen Rede- und Glaubensfreiheit genauso versprach wie das Recht auf Eigentum oder langfristig die Aufhebung der Leibeigenschaft. „Das schönste Monument des Jahrhunderts“, jubelte Voltaire, ihr Berater Nikita Panin dagegen hob warnend die Stimme: „Das sind Grundsätze, die geeignet sind, Mauern einzureißen.“

Er behielt recht. Die „Gesetzgebende Kommission“ – mit 208 Deputierten der Städte, 160 des Adels, 60 Kosaken und 80 Bauern, die Katharina aus einer Vorschlagsliste persönlich auswählte – tagte zwar ab August 1767 im Moskauer Kreml. Heraus kam freilich nichts. Schon im Jahr darauf stellte die Kommission ihre Arbeit ein. Russische Konservative verstanden sich früh darauf, Reformprojekte zu zerreden und auszusitzen.

Doch diesem Misserfolg habe Katharina nicht lange nachgetrauert, konstatiert die Slawistin Annelies Graßhoff. Bald schon „belächelte sie ihre ‚Instruktion‘ als ‚Jugendsünde‘ und tat sie als ‚leeres Geschwätz‘ ab“.

Es zeigte sich, dass diese rückwärts-gewandte Politik große Gefahren in sich barg, für Katharina, für den Thron, für Russland. Im Herbst 1773 gelang es dem Kosaken Jeweljan Pugatschow, hinter sich ein Heer unzufriedener, geschundener und rechtloser Männern zu versammeln – ein Führer zwar ohne rechtes Programm, aber ein mitreißender Typ, der geschickt die „anarchischen Instinkte der Volksmassen“ entfachte, so Neumann-Hoditz. Doch der bäuerliche Volksanarchismus, das machte ihn gefährlich, wurde von einem Gegen-Zaren



Drei große Monarchen des 18. Jahrhunderts.

Katharina vereinbart mit Joseph II. von Österreich und Friedrich II. von Preußen 1772 die erste Teilung Polens. (Gravur, 18. Jahrhundert)

geführt. Denn Pugatschow behauptete, er sei Peter III. (siehe Seite 58).

Die Zarin schien über die Hintergründe dieser Revolte nicht nachdenken zu wollen, sie nannte die Aufständischen „Straßenräuber“. Erst als die Kritik an ihr und ihrem Führungsstil wenige Jahre später offener und politischer wurde, erfasste sie Unruhe – die sich nach dem Ausbruch der Französischen Revolution 1789 noch verstärkte, weil sie fürchtete, das Volk werde sich mit der „Seuche des französischen Irrwegs“ infizieren.

Sie erzitterte vor den Worten mutig gewordener Publizisten wie dem Beam-

ten Alexander Raditschew, dessen 1790 erschienener Bestseller „Reise von Petersburg nach Moskau“ ihr Regime außergewöhnlich scharf attackierte.

Raditschew prangerte Misshandlungen von Leibeigenen an, schrieb über die unvorstellbare Armut, über Zwangsehen, Vergewaltigungen von Bauernmädchen durch ihre Herren – in der Ode „Freiheit“ prophezeite er gar das Ende der Zarenherrschaft.

Katharina sah in dieser Bestandsaufnahme „kriminelle und durch und durch aufrührerische Tendenzen“. Wie Pugatschow wurde Raditschew zum Tode verurteilt, dann begnadigt und ins sibi-

rische Städtchen Ust-Ilimsk verbannt. Russland blieb Adelsland, und es war noch reaktionärer als zu Beginn der Herrschaft Katharinas.

Ach ja, die Liebe, der Sex, ihre angebliche Gier. Ein Thema, das echte und vermeintliche Forscher, einander überbietend in ausschweifender Phantasie, bis heute beschäftigt. Oftmals erscheint Katharina als eine Mischung aus Lady Macbeth und einer Nymphomane. Ihr Liebesleben wurde romantisiert oder vulgarisiert. „Historikern, die keine größere Sorge zu kennen scheinen“, ärgerte sich der Geschichtsforscher Valentin Gitermann, „verdanken wir den Nachweis, dass Katharina von ihrem 23. Lebensjahr an insgesamt 21 Liebhabern ihre Gunst geschenkt hat.“

Manche der Männer nutzte sie aus in vielleicht schwelgerischer Schamlosigkeit, manche liebte sie wirklich. Ihr letzter Gespieler, der sich ganz offiziell am Hofe bewegte, war fast 40 Jahre jünger als sie, auch dies galt Moralaposteln als bedeutsames Thema.

Lange vor ihrem Tod am 17. November 1796 hatte die „teutsche Prinzessin aus dem unmächtigen Anhaltinischen Hause von Zerbst“ (so die damalige Zeitschrift „Politisches Journal“), die eine überraschend gute Schreiberin war, einen Text für ihren Grabstein entworfen. Sie „trachtete“ danach, „ihren Untertanen Glück, Freiheit und Wohlstand zu verschaffen“, formulierte Katharina über sich selbst, „sie war nachsichtig, machte sich das Leben nicht schwer, war von heiterem Naturell, hatte eine republikanische Seele und ein gutes Herz“.

Das war, wie so oft in Russland, wenn Zarenmacht sich inszenierte, nicht die ganze Wahrheit.



VORBILD DER KANZLERIN

Zu den wenigen persönlichen Dingen, mit denen sich Angela Merkel an ihrem Arbeitsplatz im Kanzleramt umgibt, gehört ein gerahmtes Porträt von Katharina der Großen. „Sie war eine kluge Strategin“, sagt Merkel.

*Aus leibeigenen Bauern rekrutierte der Deserteur
Jemeljan Pugatschow eine Rebellenarmee. Dabei gab er sich
als Zar Peter III. aus – zeitweilig mit großem Erfolg.*

Erhebung aus der Sklaverei

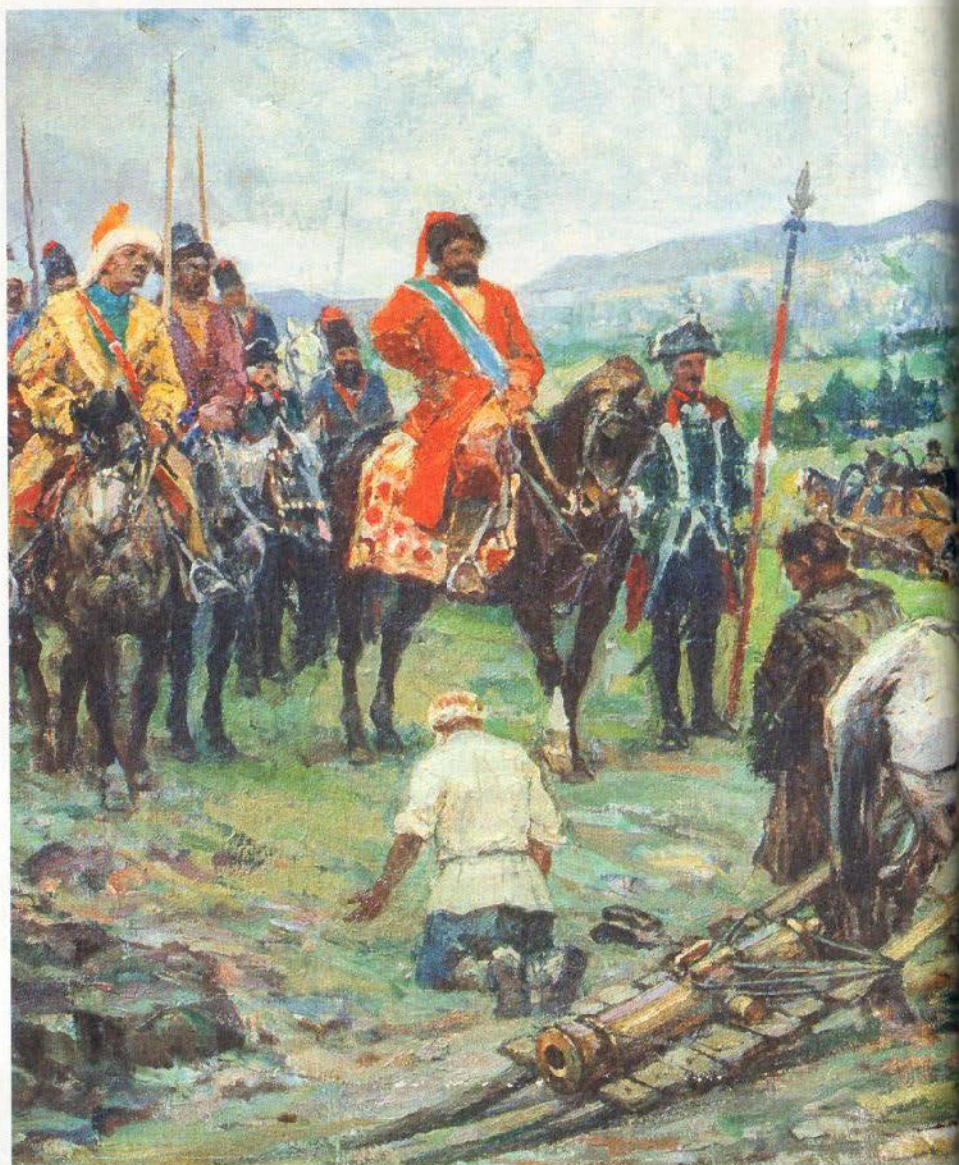
Von CHRISTOPH GUNKEL

Der Brief kam drei Tage zu spät. Es waren jene drei Tage, die Zarin Katharina II. die größte innenpolitische Krise ihrer langen Herrschaft hätten ersparen können: einen Aufstand, der sich zu einem Flächenbrand im Süden Russlands ausweitete. Eine gefährliche Sozialrebellion der leibeigenen, praktisch versklavten Bauern, von der Herrscherin zunächst völlig unterschätzt, dann systematisch verschwiegen. Bis die aufgeklärte Zarin zu den Waffen der absoluten Monarchie griff: Geheimpolizei, Strafexpeditionen, Hinrichtungen, Folter.

Der verspätete Brief Katharinas erreichte am 8. Juni 1773 den Gouverneur der Provinzmetropole Kasan an der Wolga. Er erhielt einen Ukas, von der Zarin persönlich bestätigt. Ein Don-Kosake namens Jemeljan Pugatschow solle mit der Knute geprügelt und dann zur Zwangsarbeit nach Sibirien verbannt werden. Der Grund: Pugatschow hatte am Ural ansässigen Kosaken Geld versprochen, sollten sie mit ihm ins Osmanische Reich flüchten – mit dem sich Russland im Krieg befand. Der Plan wurde verraten und Pugatschow in Kasan eingesperrt. Doch drei Tage bevor der Ukas dort eintraf, verhalfen ihm Sympathisanten zur Flucht, indem sie einen Wächter betrunken machten.

Erst Monate später erfuhr Katharina von der peinlichen Panne. Damit war jener Mann frei, der kurz danach den größten Bauernaufstand in der Geschichte Russlands anführen sollte. Als „übelsten Staatsfeind“ verdamnte die Monarchin den Aufrührer, seine Anhänger als „Ungeheuer der Menschheit“ – während spätere Generationen ihn als frühen Klassenkämpfer und Revolutionär verehrten.

Ob Staatsfeind oder Messias – nach seiner Flucht tauchte Pugatschow erneut bei den Ural-Kosaken unter. Hier war er



sicher, denn viele Kosaken stammten selbst von Flüchtlingen ab. Abenteurer, entlaufene Bauern und Abtrünnige waren die Urväter des Reitervolks gewesen, das seit Jahrhunderten in den Steppen zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer lebte. Und die Kosaken, die sich nicht als Untertanen, sondern als „freie

Menschen“ verstanden, bewahrten sich an den Randgebieten des russischen Imperiums eine große Autonomie. Lange besaßen sie eigene Truppen und verteidigten wichtige Landesgrenzen.

Den Zaren wurde die Freiheit ihrer unentbehrlichen Grenzschilder zunehmend unheimlich. Das Misstrauen

wuchs, als viele Kosaken im 17. Jahrhundert einer Kirchenreform nicht folgten und sich als Altgläubige bekannten – eine Glaubensströmung, die von der orthodoxen Großkirche als Ketzerei verfolgt wurde. Immer stärker versuchte die Zentralmacht, die Kosaken zu kontrollieren und mit Vertrauensleuten zu durchsetzen.

In dieser gereizten Atmosphäre hatte Pugatschow leichtes Spiel. Er wiegelte

Garnison nicht sofort die Flucht ergriff, ließ er zur Einschüchterung elf Männer aufhängen, die als Parteigänger der Zarin galten. Niemand sollte mehr zweifeln, wie ernst es ihm war.

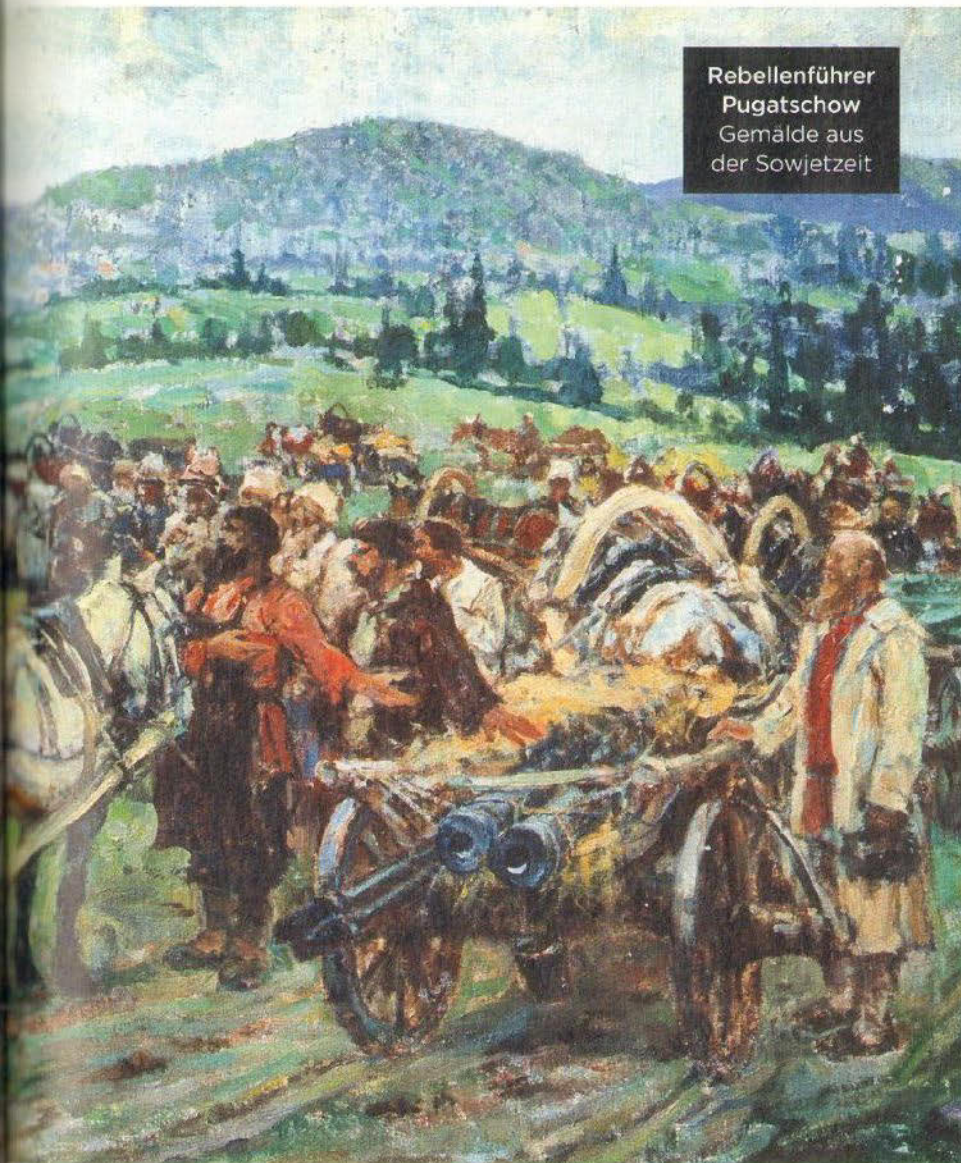
Anschließend stürmte er ostwärts und eroberte einige Festungen in der Gegend des Jaik, des heutigen Ural-Flusses. Die Bewohner begrüßten die Rebellen als Befreier und bewirteten sie mit Brot und Salz. Binnen weniger Tage schwoh

Jetzt war auch die Zarin alarmiert und sendete Truppen Richtung der Stadt. Doch die kaiserlichen Einheiten unterschätzten die großen Entfernungen und koordinierten ihre Aktionen nur schwach. Ihre langsame Infanterie war den flinken Reiterhorden der Rebellen unterlegen. Die tauchten blitzartig auf, griffen an und zogen sich dann wieder hinter die nächste Hügelkette zurück.

Der Gegner agiere „extrem schnell“ und „schieße, wie man es von Bauern nicht erwarten würde“, notierte General Wassilij Ker, Oberkommandierender der Strafexpedition, respektvoll. Mitte November geriet Ker unter so heftiges Feuer, dass er sich anschließend wieder nach Moskau zurückzog. Eine zweite kaiserliche Einheit erlebte wenig später ein noch größeres Fiasko: Die Rebellen rieben sie binnen 15 Minuten auf, erhängten den Kommandeur und 32 Offiziere. Dabei winkte Pugatschow mit einem Taschentuch, um das Zeichen zur Exekution zu geben. Wer überleben wollte, lief über.

Besorgt registrierte Katharina II. die Erfolge der Aufständischen. Schlimmer noch: Pugatschow gab sich als falscher Zar aus. Und zwar ausgerechnet als Peter III., Vorgänger und Ehemann der Monarchin: ein ungeschickter Herrscher aus dem deutschen Fürstengeschlecht Holstein-Gottorf, der sich nicht nur mit seiner machthungrigen Frau überworfen hatte, sondern auch mit einflussreichen Adligen und der Kirche. Nach nur sechs Monaten Herrschaft legte ihn 1762 eine von Katharina initiierte Palastrevolte vom Thron. Als der Gestürzte kurz danach unter bis heute ungeklärten Umständen verstarb, waren viele Russen überzeugt, er sei auf Befehl Katharinas ermordet worden.

Jetzt, elf Jahre später, schienen Katharina die Schatten der Vergangenheit einzuholen. Pugatschow behauptete, Peter III. sei den Mordkommandos entkommen und habe sich jahrelang an „einem geheimen Ort“ versteckt. Als vorgeblicher „Kaiser von ganz Russland“ verlangte er in einem ersten Manifest von seinen Untertanen ihre einst geschworene Treue. Unerhörte Gegenleistungen stellt der neue Volks-Zar in Aussicht: „ewige Freiheit, Flüsse, Wiesen, alle Nutzungsrechte und Gewerbe, Salär, Proviant, Pulver und Blei, Würden und Ehren“. Wer sich ihm aber widersetze, warnte er kurz danach, werde „grausame Folterqualen“ erleiden.



Rebellenführer
Pugatschow
Gemälde aus
der Sowjetzeit

die Ural-Kosaken zur Rebellion auf: gegen die wachsende Abgabenlast, gegen die Zwangsrekrutierung zum Militär, gegen die Einschränkung ihrer Freiheit.

Am 29. September 1773 erreichte Pugatschow mit rund hundert Anhängern die Stadt Jaizk, das heutige Oral im Westen Kasachstans. Weil die kaiserliche

Pugatschows Truppe auf etwa 1000 Mann an. Nun fühlte er sich stark genug, die größte Stadt der Region anzugreifen: Orenburg, wichtigster Umschlagort für den Handel mit Zentralasien, umgeben von einer wuchtigen Befestigungsanlage, verteidigt von 1300 Garnisonssoldaten. Im Oktober begann die Belagerung.

Pugatschows Manifest war nicht nur die ziemlich paradoxe Erklärung eines Rebellen, der sich auf Traditionen der absoluten Monarchie berief, deren Auswüchse er eigentlich bekämpfen wollte. Es war auch der Beginn eines ungleichen Duells: Auf der einen Seite die prunksüchtige Katharina, hochgebildet, mehrsprachig und wortgewaltig, die sich als Aufklärerin verstand und Geistesgrößen wie Voltaire zu ihren Brieffreunden zählte. Auf der anderen Seite ein verarmter Don-Kosake und Deserteur, der als Analphabet nicht einmal in der Lage war, seine Erklärungen selbst zu verfassen – und mit seiner unpräzisen Sprache dennoch viel eher die Herzen der Bauern eroberte als seine Gegenspielerin.

Die Sprengkraft ihrer Auseinandersetzung lag darin, dass sie mit Hochadel und Bauernschaft die Interessen zweier Klassen vertraten, die einander immer fremder und verhasster geworden waren. Im Russland des 18. Jahrhunderts glichen diese beiden Schichten zwei Welten, die Pugatschows Aufstand nun ungebremst aufeinanderprallen ließ.

Den größten Konfliktstoff bildete die Leibeigenschaft, die sich schon im 16. Jahrhundert unter Iwan IV. („der Schreckliche“) herausgebildet hatte. Per Gesetz schränkte der Zar drastisch die Freiheit der Bauern ein und lieferte sie fortan der Willkür des Landadels aus. Bis dahin hatten sich die Bauern den Gutsbesitzer aussuchen können, von dem sie glaubten, dass er sie am besten schützen würde. Doch im Jahr 1550 reduzierte Iwan diese Möglichkeit zum Wechsel auf einen Tag im Jahr.

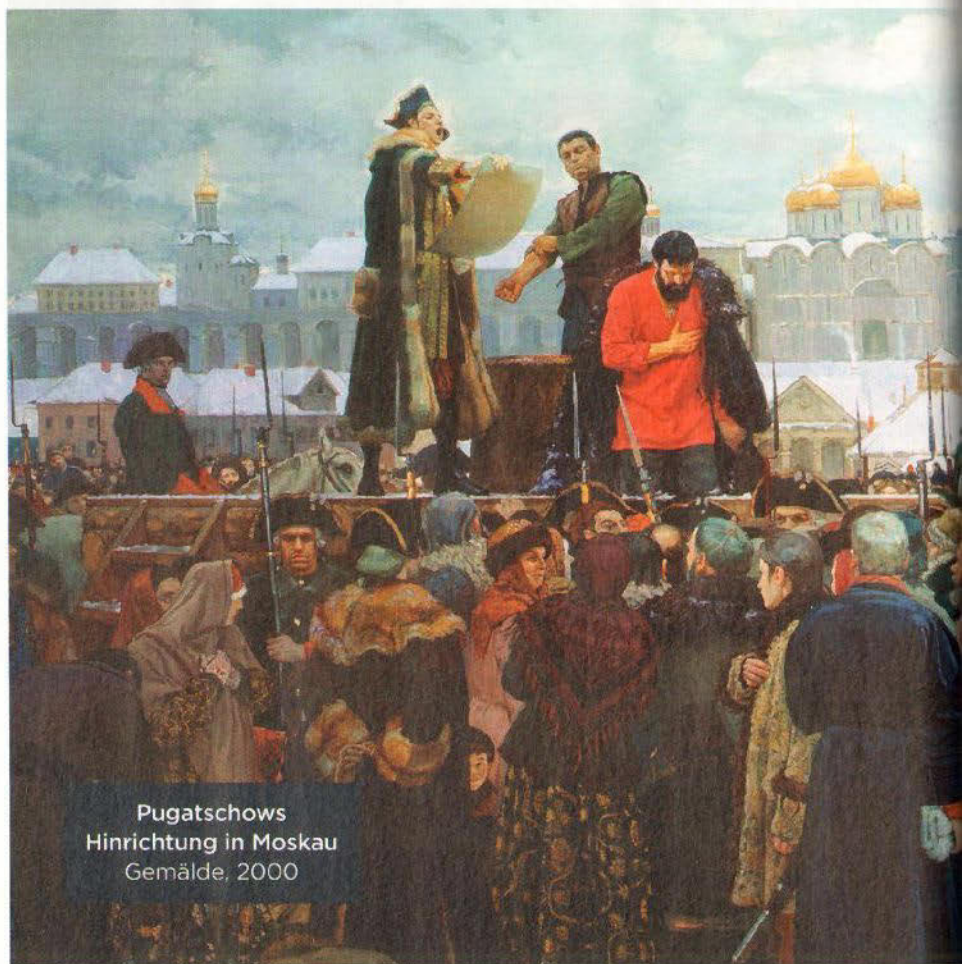
Sein Pakt mit dem Adel bot Iwan einen entscheidenden militärpolitischen Vorteil: Wenn die Bauern nicht mehr wegziehen durften, konnten die Gutsbesitzer besser mit ihren Arbeitskräften kalkulieren – und dem Zaren das gewünschte Kontingent an Soldaten stellen. Iwans Nachfolger verboten den Bauern ausnahmslos den Wegzug. So gerieten Millionen in Unfreiheit. Peitschenhiebe, ein oft mörderisches Arbeitspensum und die Angst, verkauft zu werden, trieb viele Leibeigene in die Flucht. Manche ermordeten ihre Herren.

Unter Katharina nahmen die Spannungen zu. Eine winzige Elite aus einflussreichen Adelsfamilien besetzte alle führenden Posten in Verwaltung, Politik und Militär. Rund 90 Prozent der Bevölkerung schufteten dagegen als Leibeigene.

Zwar schwärmte die Zarin besonders im Ausland für die Ideale der Aufklärung und diskutierte zum Entsetzen des Adels sogar die Freilassung der Bauern. Reformgegner wie der Hofdichter Alexander Sumarokow prognostizierten ihr daraufhin apokalyptische Zustände: einen „unaufhörlichen Bürgerkrieg“ zwischen Adel und Bauern, eine „Entvölkerung der Dörfer“ durch Landflucht, eine völlige Abhängigkeit der Gutsbesitzer von ihren einstigen Arbeitssklaven.

sende Soldaten benötigte. Da es keine Wehrpflicht gab, musste sie Nachschub vom Land einziehen lassen – einen Soldaten pro 150 Dorfbewohner. Oft endeten die Zwangsrekrutierungen in einem Blutbad: Wer sich wehrte oder floh, wurde eingefangen und misshandelt. Viele Rekruten starben, ohne je ihre Regimenter zu erreichen.

Auch Pugatschow hatte für die Zarin gegen die Türken kämpfen müssen,



Pugatschows
Hinrichtung in Moskau
Gemälde, 2000

Katharina widersprach, beließ es aber bei hehren Worten. Mit einigen Maßnahmen stärkte sie stattdessen die Tyrannei der Gutsherren. So erlaubte sie ihnen, Leibeigene „für sehr dreistes Benehmen“ zur Zwangsarbeit ins Zucht haus zu schicken. Die Kosten des Aufenthalts übernahm sogar der hochverschuldete Staat: Das Zarenreich investierte lieber in Unterdrückung als in Wohlfahrt.

Die Situation verschärfte sich, als Katharina für den lange erfolglosen Krieg mit dem Osmanischen Reich Zehntau-

bevor er sich 1771 nach einem Krankheitsurlaub weigerte, zur Front zurückzukehren. Mehrmals wurde er deswegen festgenommen, konnte aber immer wieder entkommen. Nach einer fast zweijährigen Odyssee tauchte er rund 700 Kilometer nordöstlich seiner Heimat am Don bei den Ural-Kosaken unter.

Dort wurde er als Befreier gefeiert und gerierte sich als Souverän: Er prägte Münzen mit seinem Konterfei und verwendete kaiserliche Siegel. Bittsteller empfing der Rebellen-Zar auf einem

Richterstuhl, gekleidet in einen roten Mantel mit goldener Spitze, in der einen Hand ein Zepter, in der anderen eine silberne Axt. Tausende schworen ihm die Treue – so unwahrscheinlich seine Geschichte auch war: Da behauptete ein 1,63 Meter kleiner Mann mit dunkelbraunen Haaren, Zahnücke und vernarbtem Gesicht, der totgeglaubte Zar Peter III. zu sein. Dabei war der echte Peter blond, blauäugig und auffällig groß gewesen – und hatte sich nie für

laufene Leibeigene. Die Erfolgsnachrichten ermutigten weitere Rebellen zu lokalen Aufständen.

Im Dezember sprang der Funke auf Regionen über, die Hunderte Kilometer nördlich vom Kerngebiet der Ural-Kosaken lagen. Erst schlossen sich die Baschkiren an, ein halbnomadisches Turkvolk. Dann rebellierten Tataren, Kirgisen und viele Arbeiter aus den Hüttenwerken, Zentren der Waffenherstellung. Große Städte wie Kasan, Ufa und

de der Aufstand Russland in den Augen der Europäer wieder in die Zeiten Iwans des Schrecklichen zurückwerfen. „Das Ganze wird mit Hängen enden“, schrieb sie einem Vertrauten betrübt, „doch welche Aussicht für mich, die das Hängen nicht liebt.“

Mehr als tausend Kilometer von St. Petersburg entfernt wurde längst in ihrem Namen gemordet, gefoltert und gehängt. Die Geheimpolizei hatte ihre Zentrale in Kasan errichtet und verhörte ge-

fangene Rebellen und Augenzeugen. Manche wurden zu lebenslanger Zwangsarbeit verurteilt. Anderen brannten Bibikows Männer mit hei-

ßem Eisen das Wort „Verräter“ ins Fleisch. Zur Abschreckung ließ der General Hingerichtete noch wochenlang am Galgen baumeln.

Selbst wer als harmlos galt, wurde nur freigelassen, wenn er versprach, Pugatschow künftig nur noch als Gauner und Hochstapler zu bezeichnen. Bibikow setzte sogar die inhaftierte Frau des Rebellenführers zur Gegenpropaganda ein. An Markttagen sollte sie den Leuten verraten, wer der vermeintliche Peter III. in Wahrheit war: ein Schwindler und Ehebrecher, der inzwischen mit einer anderen Frau zusammenlebte.

Im Frühjahr 1774 schien sich das Blatt zu wenden. Anfang April besiegten die zaristischen Truppen die Baschkiren in der Nähe von Ufa. Mehr als 2000 Rebellen wurden getötet oder gefangen. Hunderte Kilometer südlich geriet auch Pugatschow selbst in Schwierigkeiten. Vor den Toren Orenburgs, das die Aufständischen seit sechs Monaten belagerten, wurde er geschlagen, verlor 5500 Mann und entkam nur knapp. Zwei Wochen später verlor der Rebellenführer die nächste Schlacht und flüchtete mit nur noch knapp 500 Anhängern Richtung Norden.

Orenburg war befreit, doch der Vater des Erfolgs, General Bibikow, starb kurz danach an Fieber. „Der Tod könnte den Aufständischen neuen Mut geben“, notierte der britische Botschafter, als er in der fernen Hauptstadt davon hörte – und behielt recht.

Wieder konnte Pugatschow binnen kürzester Zeit Tausende Anhänger gewinnen und strategisch wichtige Orte erobern, darunter Kasan, das die Rebellen am 23. Juli 1774 plünderten und in

Katharina die Große wollte dieses „Geschwür ausmerzen“.

die Kosaken interessiert.

Auch wenn enge Vertraute Pugatschows wahre Identität kannten und etliche den Schwindel ahnten, war der Mummenschanz sehr effektiv. Denn das einfache Volk verehrte die Zaren als göttliche Autorität; Repressionen schrieb es meist Intrigen des Adels zu. Zudem galt der echte Peter III. als sehr reformwillig. Er hatte sich für die Religionsfreiheit eingesetzt und damit Anhänger des altorthodoxen Glaubens beeindruckt. Viele Bauern waren überzeugt, Peter

habe geplant, sie von der Leibeigenschaft zu befreien – und sei deshalb ermordet worden.

So avancierte der tote Zar zum Hoffnungsträger. Vor Pugatschow hatten sich bereits sieben Hochstapler als Peter III. ausgegeben. Keiner von ihnen entzündete jedoch einen so gewaltigen Flächenbrand wie der achte falsche Peter.

Der eilte im Herbst 1773 von Erfolg zu Erfolg. In wenigen Wochen hatte seine Truppe sechs Forts und 20 Kanonen erobert. Schon bald zählte sie 10 000 Mann, darunter waren auch viele ent-

Jekaterinburg waren bedroht. Kopflos flohen die zaristischen Garnisonen oft schon bei den ersten Gerüchten von der Ankunft der Aufständischen.

Katharina reagierte mit einer Mischung aus Versprechungen und Drohungen. In Kirchen ließ sie Erklärungen verlesen, die allen Aufständischen Vergebung zusicherten, sollten sie der legitimen Obrigkeit die Treue schwören. Gleichzeitig stattete sie einen ihrer besten Militärs, General Alexander Bibikow, mit umfassenden Vollmachten aus und beauftragte ihn, dieses „Geschwür des 18. Jahrhunderts auszumerzen“.

Bibikow hatte einen doppelten Auftrag: Er sollte den Aufstand rasch niederschlagen und mit einer Art politischen Polizei dessen Ursachen ergründen und vermeintliche Hintermänner aufspüren. Denn die Zarin war überzeugt, eine solche Krise könne nur aus dem Ausland gesteuert werden. Im mondanen St. Petersburg hatte sie das Gefühl für die Unzufriedenheit ihrer Untertanen verloren.

So empfand sie die Rebellion eher als Gefahr für ihre Außenpolitik. Monatelang verschwieg sie den Aufstand aus Angst, er könne die russische Position bei möglichen Friedensverhandlungen mit den Türken schwächen. Briefe aus dem Ausland wurden abgefangen, Botschafter berichteten, niemand dürfe über den Aufstand reden.

Lange machte sich die feingeistige Herrscherin mehr Sorgen um ihren Ruf in der Welt als um die Erfolge der Rebellen, die sie auf „Blindheit“ und „Aberglaube“ zurückführte. Selbstgerecht notierte sie, dass sie doch mit „Menschenliebe und Milde“ regiert habe. Nun wer-





Brand steckten. Immer mehr verlagerte sich der Krieg nun in die Wolga-Region. Um Anhänger anzulocken, machte Pugatschow den Aufstand endgültig zum Klassenkampf. In Manifesten versprach er nicht nur Freiheit „für alle Zeit“, sondern kündigte auch die „Ausrottung dieser verbrecherischen Adeligen“ an, die es „zu fangen, zu strafen und zu hängen“ gelte. Den Worten ließ er Taten folgen – etwa in Saransk, wo wenig später 60 Adelige aufgeknüpft wurden, darunter Frauen und Greise.

Die Kaiserin reagierte und beauftragte General Pjotr Panin mit der Niederschlagung des Aufstands, der zeitweise sogar im Hunderte Kilometer entfernten Moskau Besorgnis auslöste. Panin war ein kompromissloser Hardliner aus einer einflussreichen Adelsfamilie, dessen Onkel von den Rebellen ermordet worden war. Von Beginn an setzte er auf blanken Terror. Seine Jagd auf Pugatschow wurde zum Rachefeldzug des Adels.

„Allen Mördern und ihren Komplizen“, befahl der General in einem von Katharina gebilligten Rundschreiben, „sollen erst die Hände und Füße, und dann ihre Köpfe abgeschlagen werden; ihre Körper sollen auf Blöcken neben Durchfahrtsstraßen platziert werden.“ Falls die Täter nicht ermittelt werden könnten, sollten per Losverfahren willkürlich Männer exekutiert werden, um die Dorfgemeinschaft zu zwingen, die wahren Mörder auszuliefern.

Die Einschüchterung wirkte. Pugatschow verlor an Rückhalt. Zudem waren viele seiner Bauernkämpfer nur mit Mistgabeln, Keulen und Messern bewaffnet. Gehetzt von den Einheiten des Obersten Iwan Michelson, der ihn schon mehrfach besiegt und wieder aus Kasan vertrieben hatte, musste sich der falsche Zar entlang der Flüsse Sura und Wolga tief in den Süden zurückziehen.

Der Kosake wurde in einem Holzkäfig nach Moskau transportiert.

Bei Zarizyn, dem späteren Stalingrad, endete sein Aufstand: Im Morgengrauen des 5. September 1774 griffen Michelsons Truppen an, töteten 3000 Rebellen und nahmen 4000 Gefangene. Viele der panisch Flüchtenden ertranken in der Wolga.

Pugatschow war besiegt und doch entkommen. Mit ein paar Anhängern konnte er in die nahezu wasserlose Kalmykensteppe fliehen. Seine Lage war aber so aussichtslos, dass selbst engste Vertraute den Mut verloren: Um ihr Leben zu retten, lieferten sie Pugatschow Ende September an die Behörden aus. Wenig später wurde der Kosake in einem streng bewachten Holzkäfig Richtung Moskau transportiert und wochenlang verhört.

Die Zarin wollte die Sache möglichst schnell hinter sich bringen. Ein Gericht

verurteilte Pugatschow und einige Weggefährten zum Tode. Die Hinrichtung im Januar 1775 auf dem Bolotnaja-Platz in Moskau wurde trotz klirrender Kälte zum Volksspektakel. Pugatschow bekreuzigte sich und bat sein Volk um Vergebung. Dann stürzten sich die Henker auf ihn. „Sie rissen ihm den weißen Schafspelz vom Leib und zerfetzten die Ärmel seines seidenen, himbeerfarbenen Halbkafans“, notierte ein Augenzeuge. „Und schon schwebte sein blutiges Haupt in der Luft.“

Es war ein seltsamer Sieg. Adelige Generäle hatten mit leibeigenen Soldaten einen Aufstand der Leibeigenen gegen den Landadel niedergeschlagen. Vermutlich waren etwa 22.000 Menschen getötet worden, die meisten davon Rebellen. Rastlos war Pugatschow Tausende Kilometer durchs Land gezogen und hatte dennoch nichts erreicht. Am Ende hatte er sich sogar geografisch im Kreis gedreht: Seine Flucht endet nur rund 400 Kilometer von der Stadt Jaizk, in der alles begonnen hatte.

Einem Ort, den Katharina nun aus dem Gedächtnis der Nation tilgen wollte. Sie taufte Jaizk in Uralsk um und machte den Fluss Jaik zum Ural. Pugatschows Heimatdorf Simowieskaja wurde Stein für Stein abgetragen und unter neuem Namen an anderer Stelle wieder aufgebaut. Künftig verschwendete die Zarin

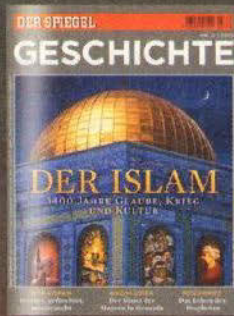
keinen Gedanken mehr an die Befreiung der Leibeigenen; den unruhigen Süden des Reiches versuchte sie mit einer Verwaltungsreform besser zu kontrollieren. Die Kosaken hatten nach Pugatschow weniger Autonomie als zuvor, auch wenn die Herrscherin ihnen diesen Verlust mit einigen Privilegien versüßte.

Dennoch triumphierte der Rebellenführer postum: Katharinas Kalkül, der Aufstand solle „ewigem Vergessen und tiefem Schweigen anheimfallen“, ging nicht auf. Pugatschow blieb seinen Landsleuten noch lange im Gedächtnis. Er kämpfte weiter, in etlichen Erzählungen und Volksweisen, und Nationaldichter Alexander Puschkin setzte ihm 1836 im Roman „Die Hauptmannstochter“ ein literarisches Denkmal. Dann, 1917, kamen die Kommunisten und verkärten ihn endgültig zum Volkshelden.

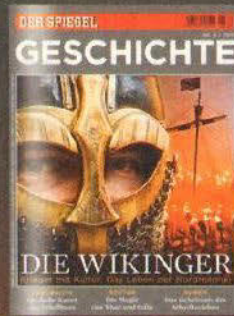
Schließen Sie Ihre Wissenslücken!

Sichern Sie sich jetzt Ihre fehlenden Ausgaben **SPIEGEL GESCHICHTE** und **SPIEGEL WISSEN**. Einfach Coupon ausfüllen. Schneller geht's per Internet: www.spiegel.de/einzelhefte

Versandkostenfrei im Inland ab € 20 Bestellwert!



05/10 Der Islam – 1400 Jahre Glaube, Krieg und Kultur



06/10 Die Wikinger – Krieger mit Kultur: Das Leben der Nordmänner



01/11 Die Deutschen im Osten – Auf den Spuren einer verlorenen Zeit



02/11 Die Hohenzollern – Eine Dynastie, die Deutschland prägt



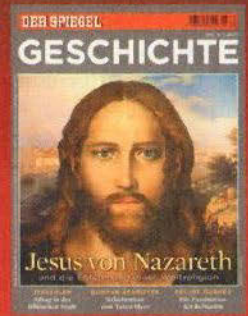
03/11 Arabien – Kalifen, Kriege und der Kampf um Freiheit



04/11 Der Dreißigjährige Krieg – Die Urkatastrophe der Deutschen



05/11 Japan – Das geheimnisvolle Kaiserreich



06/11 Jesus von Nazareth und die Entstehung einer Weltreligion



03/10 Alles im Kopf – Was wir heute wissen müssen



04/10 Mehr Zeit – Vom richtigen Umgang mit einem kostbaren Gut



01/11 Das überforderte Ich – Stress, Burnout, Depression



02/11 Leben lernen – Was Schule heute leisten muss



03/11 Die Kunst der Erziehung

Ja, ich möchte meine Sammlung ergänzen! Versandkostenfrei im Inland ab € 20 Bestellwert

SPIEGEL GESCHICHTE Ich bestelle folgende Ausgaben zzgl. Versandkosten:

- | | |
|---|---|
| ☐ 05/10 € 7,50 je Exemplar | ☐ 03/11 € 7,50 je Exemplar |
| ☐ 06/10 € 7,50 je Exemplar | ☐ 04/11 € 7,50 je Exemplar |
| ☐ 01/11 € 7,50 je Exemplar | ☐ 05/11 € 7,50 je Exemplar |
| ☐ 02/11 € 7,50 je Exemplar | ☐ 06/11 € 7,50 je Exemplar |

SPIEGEL WISSEN Ich bestelle folgende Ausgaben zzgl. Versandkosten:

- | | |
|---|---|
| ☐ 03/10 € 7,50 je Exemplar | ☐ 02/11 € 7,50 je Exemplar |
| ☐ 04/10 € 7,50 je Exemplar | ☐ 03/11 € 7,50 je Exemplar |
| ☐ 01/11 € 7,50 je Exemplar | |

☐ **Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren.** Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (bitte für PDF-Rechnung angeben)

Ich zahle bequem per Bankinzug

Geburtsdatum

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

So einfach können Sie bestellen:

- Coupon senden an:**
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg
- Telefon 040 3007-4878**
- Fax 040 3007-857050**
Einfach Coupon ausschneiden und faxen
- www.spiegel.de/einzelhefte**
Einfach und schnell im Internet

Ich zahle mit Kreditkarte: ☐ Mastercard ☐ Visa ☐ Amex

Kartennummer

Gültig bis MM/JJ

Datum, Unterschrift des Bestellers

* Die Kartennummer besteht bei Visa und Mastercard aus den letzten drei Ziffern auf der Rückseite im Unterschriftenfeld, bei Amex-Karten viestellig auf der Vorderseite rechts oben.

Kurz nach Sonnenuntergang kam auf einmal die Hauptstadt des Gegners in Sicht. Es war der 29. März 1814, ein wolkenloser, warmer Frühlingstag. Ein Geschichtsschreiber im Stab des russischen Kaisers hielt den Moment später fest: „Unerwartet tauchten rechts von uns der Montmartre und die hohen Türme der Hauptstadt auf. ‚Paris! Paris!‘, erschallte es überall.“

Das russische Heer, angeführt von Zar Alexander I., sah endlich das große Ziel vor Augen. Fast zwei Jahre lang waren die Soldaten geritten und marschiert, hatten Feinde getötet und Kameraden verloren. Weit entfernt von ihrer Heimat standen sie nun vor einem historischen Triumph. Würde Paris fallen, dann würde auch Napoleon stürzen, der Mann, den sie in Russland hassten wie den Satan.

Schon am nächsten Tag tobten die Kämpfe zwischen den Häusern am Rande der Stadt, die seit vier Jahrhunderten nicht mehr von fremden Eroberern bezwungen worden war. Nachmittags gelang es einem Armeekorps, den Montmartre zu stürmen. Bald hallten russische Regimentsmärsche durch die Gassen, der Sieg war gewiss. Ein Offizier, der zu Waffenstillstandsverhandlungen ins gegnerische Lager geschickt wurde, kehrte betrunken zurück, weil er bereits zu viel gefeiert hatte. Bestraft wurde er nicht, an so einem Tag.

Der russische Oberbefehlshaber behielt einen kühlen Kopf. Denn Alexander I. wollte nicht nur den militärischen, sondern auch den politischen Erfolg. Das bedeutete: Frankreich brauchte eine neue Regierung, mit der er Frieden schließen konnte. Ruhe in Paris war dafür die Voraussetzung.

Am 31. März ließ der Zar seinen Grauschimmel „Mars“ satteln, einst ein Geschenk des französischen Gesandten in St. Petersburg, und ritt durch die Stadt. Begleitet wurde Alexander von seinen Verbündeten, dem preußischen König Friedrich Wilhelm III. und dem österreichischen Feldmarschall Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg. Auf den Champs-Élysées nahmen sie die Parade ihrer Regimenter ab. Dann began-

nen die Verhandlungen über die Zukunft des besiegten Landes.

Napoleon, der in Fontainebleau 60 Kilometer südlich von Paris Quartier bezogen hatte, klammerte sich noch an die Macht. Der Kaiser der Franzosen wollte zunächst nur zugunsten seines drei Jahre alten Sohnes abdanken. Das lehnten die Sieger ab. Schließlich erklärte Napoleon seine bedingungslose Abdankung. In der Nacht vom 12. auf den 13. April 1814 versuchte er, sich das Leben zu nehmen, doch das Gift war wirkungslos. Eine Woche später reiste er, wie verbannt, ins Exil nach Elba.

Einer seiner engsten Vertrauten aus der frühen Regierungszeit urteilte später sarkastisch: „Er wünschte gern der ganzen Welt die Freiheit zu schenken, unter der Bedingung, dass sich alle freiwillig seinem Willen unterziehen.“ Autokratie mit freundlichem Antlitz, das war sein Herrschaftsstil.

Mit dem acht Jahre älteren Napoleon Bonaparte musste sich Alexander von Anfang an auseinandersetzen. Die spektakuläre Siegesserie des Feldherrn, ersten Konsuls und Kaisers versetzte zu Beginn des 19. Jahrhunderts ganz Europa in Staunen und Schrecken. Hatte der

Nach seinem Sieg über Napoleon wurde Alexander I. als „Retter Europas“ gefeiert.

Triumph in Paris

Von DIETMAR PIEPER

Nicht mehr der Korse war nun der mächtigste Herrscher, sondern sein russischer Gegenspieler aus dem Hause Romanow. Das Ansehen Alexanders in der Welt war größer als das jedes Zaren vor ihm. Überall auf dem Kontinent feierten ihn die Menschen als „Retter Europas“.

Im März 1801, mit 23 Jahren, war er auf den russischen Kaiserthron gekommen, nachdem adlige Verschwörer seinen Vater ermordet hatten. Der junge Monarch hatte keine ganz einfache Jugend hinter sich. Seine Großmutter Katharina II. mischte sich kräftig in Alexanders Erziehung ein. Sie sorgte dafür, dass der freundliche, sensible Junge in die humanistische Gedankenwelt der Aufklärung eintauchte. Der Vater, Zar Paul I., war dazu der dunkle Gegenpol. Paul liebte Drill und Disziplin; im Hochadel war er weithin verhasst.

Alexander I. blieb für seine Umgebung rätselhaft, was vielleicht am erzieherischen Hin und Her zwischen Vater und Großmutter lag. Mal schien er dem Adel entgegenzukommen, mal drängte er ihn zurück. Mal stärkte er die Reformkräfte, dann wieder protegierte er beinharte Reaktionäre. Die Leibeigenschaft der Bauern verurteilte er als „Schande Russlands“, aber weniger als einem Prozent dieser Elenden verschaffte er die Freiheit.

junge Petersburger Aristokrat den genialen Aufsteiger anfangs noch mit Sympathie gesehen, wandelte sich das Bild bald nach seiner Kaiserkrönung. In einem Brief schrieb Alexander, der Franzose sei „einer der berüchtigtsten Tyrannen, die die Geschichte je hervorgebracht hat“.

In Russland, dem geografischen wie politischen Gegenpol, wiesen viele dem Zaren im Kampf gegen Napoleon eine historische Mission zu. Leo Tolstoi hat diese Stimmung viel später in seinem Romanepos „Krieg und Frieden“ beschrieben. Die Gastgeberin eines Petersburger Salons hält zu Be-



Zar Alexander reitet an der Spitze der Sieger über die Champs-Élysées
Aquarell 1880

ginn des Werks einen flammenden Monolog: „Russland muss allein der Retter Europas sein. Unser gütiger Kaiser wird seine Bestimmung erfüllen, die Hydra der Revolution zu zermalmen, die jetzt ja noch schrecklicher ist in der Gestalt dieses Mörders und Verbrechers.“

Erst einmal mussten die Russen aber lernen, Niederlagen zu verdauen. 1805 besiegte Napoleon ihre Armee mitsamt den verbündeten Österreichern nahe dem heute tschechischen Austerlitz; 1807 bei Friedland in Ostpreußen fügte er einem russisch-preußischen Heer schwere Verluste zu. Danach blieb Alex-

ander I. nicht viel anderes übrig, als mit dem französischen Imperator Frieden und ein Bündnis zu schließen.

Die erste persönliche Begegnung der Kontrahenten wurde sorgfältig inszeniert. Ort des kaiserlichen Gipfeltreffens sollte die Memel bei Tilsit sein. Auf einem vertäuten Floß in der Mitte des preußisch-russischen Grenzflusses erhob sich ein prächtig geschmücktes Zelt.

Es regnete in Strömen, als sich Alexander I. am 25. Juni 1807 zu dem schwimmenden Zelt rudern ließ. Seinen Gesprächspartner, der dort fünf Minu-

ten vor ihm eingetroffen war, begrüßte er zu dessen Überraschung mit ausgesuchter Herzlichkeit. Am Ufer stand Friedrich Wilhelm III., der sich in die Rolle des Verlierers fügen musste. Der preußische König konnte nur ohnmächtig zuschauen, wie die beiden Mächtigen auch über das Schicksal seines Landes entschieden.

Der Zar, dem preußischen Königspaar seit langem freundschaftlich verbunden, sorgte immerhin dafür, dass ein Rumpfstaat erhalten blieb, der sich aus eigener Kraft von der Niederlage erholen konnte. Dahinter steckte auch ein politisches



Kalkül, das nur wenige Jahre später aufging: In den Feldzügen von 1813/14 kämpfte Preußen an Russlands Seite.

In den Verhandlungen mit Napoleon spielte der russische Monarch die Rolle des etwas naiven Schülers, und er spielte sie gut. Der Franzose sollte ihn unterschätzen, so würde ihm Zeit bleiben, neue Stärke zu gewinnen. Wie gelungen Alexanders Rollenspiel war, zeigt eine Warnung des französischen Gesandten in St. Petersburg 1810 an seine Regierung: „Die Leute glauben, er sei schwach, aber sie irren sich. Seine Persönlichkeit ist ihrem Wesen nach wohlwollend, herzlich und loyal, er hat hohe Gefühle und Prinzipien, aber dahinter verbergen sich eine anerzogene königliche Verstellung und eine verbissene Hartnäckigkeit, die unbezwingbar ist.“

Obwohl der Pakt mit Napoleon in St. Petersburg extrem unpopulär ist, hält Alexander I. an seiner außenpolitischen Linie fest. Er weiß, dass sein Bündnis mit Frankreich von begrenzter Dauer ist, und bereitet seine Armee auf den nächsten Krieg vor.

Sehr nützlich ist dabei die Spionage, die zwei junge Diplomaten in Paris betreiben. Sie beschaffen geheime Dokumente der französischen Regierung, die dem Zaren eine ziemlich genaue Vorstellung von Napoleons Absichten geben. Besonders Oberst Alexander Tschernyschow knüpft an der Seine glänzende Kontakte. Zusammenfassend schreibt er in die Heimat: „Napoleon setzt alle seine Hoffnungen darauf, genügend Kräfte zu konzentrieren, um vernichtende Schläge zu führen. Er ist fest überzeugt, dass er nicht länger als ein Jahr aus Paris fernbleiben könne.“

Mit Hilfe solcher Informationen entwirft der Zar seine Gegenstrategie. Sein wichtigster Beamter ist in dieser Zeit Michail Barclay de Tolly, ein balten-deutscher General schottischer Abstammung. Ihn ernennt Alexander I. Anfang 1810 zu seinem Kriegsminister, mit ihm spielt er die militärischen Szenarien durch. Beiden ist klar, dass sie die gewaltige französische Streitmacht nicht in offener Schlacht besiegen können.

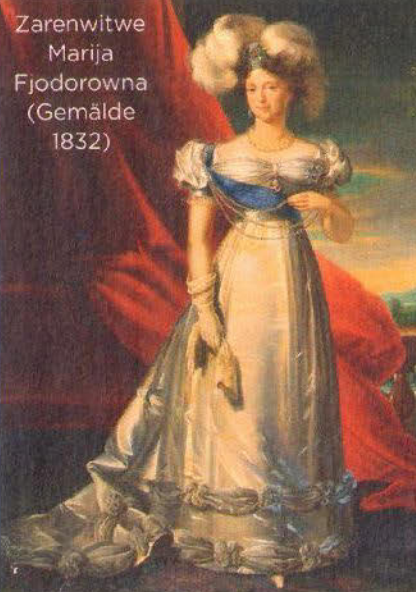
Also verlegen sie sich auf eine Art der Kriegführung, die hohe taktische Disziplin verlangt: den Gegner kommen lassen, große Schlachten vermeiden, den Raum nutzen und dann zurückschlagen.

Den meisten russischen Militärs sind die Planspiele ihres Kaisers nicht geheuer. Sie wollen schneidig attackieren, an-

MARIJA FJODOROWNA

Strenge Mutter

Sophie Dorothea Auguste von Württemberg war 16 Jahre alt, als sie 1776 den russischen Thronfolger Paul heiratete. Nach ihrem Übertritt zum orthodoxen Glauben nahm sie den Namen Marija Fjodorowna an. Ehestifterin war Pauls Mutter Katharina die Große. Sie hatte eine kluge Wahl getroffen. Marija Fjodorowna erwies sich als gebildet, diszipliniert und machtbewusst. Als ihr Mann Paul I. nach nur fünf Jahren auf dem Zarenthron 1801 ermordet wurde, nutzte sie kühl die



Gelegenheit, ihren Einfluss zu vergrößern. Hart kritisierte sie Alexander I., ihren ältesten Sohn, wegen seiner zeitweiligen Nähe zu Napoleon. Der Zar versicherte ihr schriftlich, dass er eigentlich ihrer Meinung sei: „Die Stunde, in der wir Bonapartes Untergang mit aller Ruhe zusehen werden, kann nicht mehr fern sein.“ Zielstrebig verfolgte die Zarenwitwe ihre dynastische Politik. Neun ihrer zehn Kinder erreichten ein heiratsfähiges Alter, und für jedes von ihnen schloss sie eine Verbindung mit dem europäischen Hochadel. Nach dem frühen Tod Alexanders 1825 erlebte sie noch die Zarenkrönung ihres dritten Sohnes Nikolai. Zwei Jahre später starb auch sie.

statt vermeintlich feige zurückzuweichen. Ihre Ausbildung kreist vom ersten Tag an um den Kult der männlichen Tapferkeit. Dominic Lieven, Historiker an der London School of Economics, hat sich in seiner wegweisenden Studie „Russland gegen Napoleon“ auch mit den soldatischen Traditionen des Zarenreichs befasst. Lievens Befund: „Jeder Leutnant hatte zu glauben, dass ein Russe fünf Franzosen aufwog.“ Das 764-seitige Werk gibt einen gründlichen Einblick in die politische und militärische Gedankenwelt jener Zeit.

Im März 1812 überträgt Alexander seinem Kriegsminister Barclay de Tolly das Kommando der Ersten Westarmee, die ihr Hauptquartier im heute litauischen Wilna hat. Vom 26. April an begibt er sich selbst dorthin, um Napoleons Angriff zu erwarten. Der sieggewohnte Franzose hat die größte Landstreitmacht in Bewegung gesetzt, die Europa bis dahin gesehen hat: die „Grande Armée“ mit 600 000 Mann.

Am 24. Juni trifft abends in Wilna die Nachricht ein, dass Napoleons Vorhut die Grenze zu Russland überschritten habe. Alexander, der unter freiem Himmel auf einem Sommerball tanzt, ist nicht überrascht, seine Späher haben ihn auf dem Laufenden gehalten.

Bei Smolensk kommt es im August zur Schlacht, im September auch bei Borodino, einem Dorf 100 Kilometer vor Moskau. Aber das sind keine Entscheidungsschlachten.

Auf russischer Seite fordert die weiterhin verhasste Strategie des Rückzugs ein Opfer. Der Zar bleibt zwar bei seiner Meinung, aber er löst Barclay de Tolly als Befehlshaber ab und ersetzt ihn durch Michail Kutusow. Damit spielt er auch eine nationale Karte, denn der russische General hat allein aufgrund seiner Herkunft mehr Rückhalt in der Truppe als sein Vorgänger, der als deutscher Bürokrat verschrien ist.

Nun dreht sich alles um die Frage: Moskau halten, das alte Herz des Reiches – oder auch hier zurückweichen? Kutusow, der neue Heerführer, hat eine klare Meinung: „Wenn Moskau verlorengeht, dann geht auch Russland verloren.“

Es kommt anders. Kampfflos ziehen die Franzosen in die Stadt. Vom 15. September an residiert Napoleon im Kreml. Beeindruckt schildert er seiner Frau Marie-Louise den Luxus der Moskauer Adelspaläste (siehe Kasten rechts).

Verwüstet wird die Stadt nicht durch Kämpfe, sondern durch ein gewaltiges

Feuer. Beim Brand von Moskau, der mehrere Tage lang wütet, gehen 6500 Holzhäuser und 8200 Geschäfte in Flammen auf. Franzosen und Russen beschuldigen sich gegenseitig, das Feuer gelegt zu haben. Der Anblick ihrer brennenden Stadt stürzt die Einheimischen zunächst in tiefe Niedergeschlagenheit, die aber in Wut und Rachedurst umschlägt.

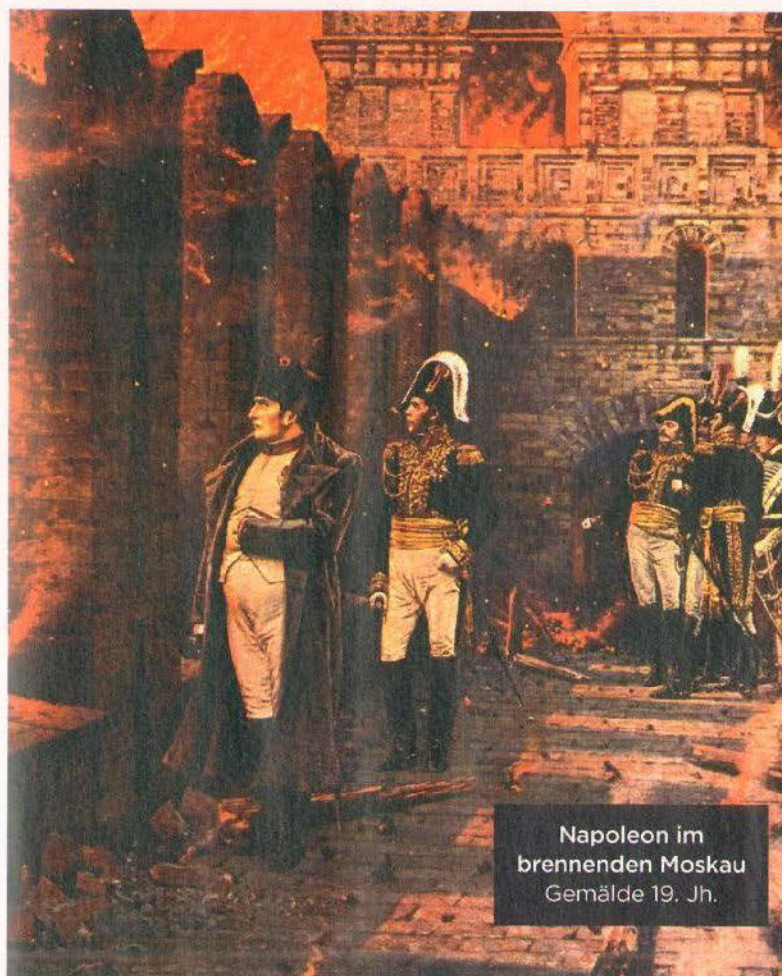
Die Eroberer bekommen das zu spüren. Bauern werden zu Partisanen, die Hinterhalte legen und Nachschublinien zerstören. Die Armee nutzt die Atem-

Nachschub bewirken aber, dass die Kampfkraft seiner Truppe rapide verfällt. Allein beim legendären Übergang über die Beresina Ende November verliert der Imperator 25 000 bis 40 000 Mann und fast seine gesamte Artillerie.

Oder ist es der bittere russische Winter, der die Franzosen bezwingt? Dieses Bild hat Napoleon später selbst gern gezeichnet, und es hat sich in den Köpfen festgesetzt. Nach seinen Recherchen kommt der britische Historiker Lieven aber zu einem anderen Ergebnis: „Erst im Dezember, als der größte Teil der

bis zum Triumph auf den Champs-Élysées führt. Wieder muss er einige Widerstände in den eigenen Reihen überwinden. Kommandeur Kutusow zum Beispiel sieht nicht ein, warum es nötig sein sollte, Napoleon immer weiter nachzusetzen. Einem Vertrauten gesteht er allerdings, wie die Gespräche mit seinem Kaiser verlaufen: „Wenn er gegen meine Argumente nichts mehr vorbringen kann, umarmt und küsst er mich. Ich fange an zu weinen und stimme ihm zu.“

Der Ruhm, den sich Alexander I. als Bezwiner Napoleons erwirbt, ist nicht



Napoleon im brennenden Moskau
Gemälde 19. Jh.

NAPOLEON AN SEINE EHEFRAU MARIE-LOUISE

Moskau, den 16. September 1812

Meine Freundin!

Aus Moskau schrieb ich Dir bereits. Ich hatte von dieser Stadt gar keine Vorstellung. Sie besaß 500 Paläste von gleicher Schönheit wie das Palais de l'Élysée Napoléon, auf französische Art mit unglaublichem Luxus möbliert, mehrere kaiserliche Paläste, Kasernen, großartige Spitäler. Alles ist verschwunden, denn seit vier Tagen verzehrt das Feuer die Stadt. Da alle kleinen Häuser des Bürgerstandes aus Holz gebaut sind, fangen sie Feuer wie Zündhölzer. Aus Zorn über die erlittene Niederlage haben der Gouverneur und die Russen diese schöne Stadt in Brand gesteckt. 200 000 Einwohner sind in Verzweiflung auf der Straße und im Elend. Für die Armee ist immerhin noch genug übrig geblieben; sie findet viele Reichtümer aller Art, denn in dieser Unordnung gibt sich alles mit Plündern ab. Dieser Verlust ist für Russland ungeheuer groß; der russische Handel wird dadurch aufs Schwerste erschüttert. Diese Elenden sind in ihrem Vorsatz so weit gegangen, dass sie die Pumpen der Feuerwehr weggeschafft oder zerstört haben. Mein Schnupfen ist vorbei, meine Gesundheit ist gut. Adieu, meine Freundin.

Ganz der Deinige

Nap.

pause zur Erholung. Kommandeur Kutusow erlaubt den Regimentern sogar, im großen Lager vor Moskau „Banjas“, die typisch russischen Dampfbäder, zu errichten.

Napoleon sitzt im Kreml wie in einem goldenen Käfig. Nach gut einem Monat wird ihm klar, dass es so nicht weitergeht. Am 19. Oktober beginnt er den Rückmarsch. Schwer bepackt mit Beutegut wälzt sich seine immer noch stattliche „Grande Armée“ nach Westen. Russische Attacken und der Mangel an

französischen Streitmacht bereits nicht mehr existierte, wurde der Winter ungewöhnlich kalt und hart.“

Napoleon selbst erlebt das kaum noch. Am 5. Dezember verlässt er den kläglichen Rest seiner Armee und reitet nach Paris. Alexander feiert seinen Sieg mit einem Feuerwerk in Wilna, dort, wo er sieben Monate zuvor den Feind erwartet hatte.

Mit großer Beharrlichkeit führt der Zar nun seinen Gegenschlag, der ihn

von Dauer. Schon auf dem Wiener Kongress, der die alte europäische Ordnung festigt, fällt er mehr durch seine Amouren als durch politische Klugheit auf. Der überaus fromme Monarch nutzt seine Machtposition vor allem, um die reaktionäre Idee einer „Heiligen Allianz“ der christlichen Herrscher zu propagieren. Man spottet über ihn. Heute ist Alexander I. nur ein Zar unter vielen. Den Namen seines französischen Gegenspielers kennt noch immer die ganze Welt.

10% sparen und Wunschgeschenk sichern!

Lesen Sie SPIEGEL GESCHICHTE 6x im Jahr, und freuen Sie sich auf ein Geschenk Ihrer Wahl.



Lieferung ohne iPod

Sinus-SoundTube

Klangwunder mit Steckplatz für Ihren iPod nano/shuffle! Mit Autoscan-Radio. Aluminiumkorpus, Anschlusskabel für alle anderen iPods, MP3- und CD-Player. Maße (B x H x T): ca. 18,5 x 4,8 x 4,8 cm.

GRATIS
zur Wahl

Schreibset „Noblesse“

Das edle, zweiteilige Schreibset „Noblesse“ besteht aus einem Metall-Druckkugelschreiber und einem hochwertigen Metall-Füllfederhalter. Das Set wird in einer eleganten, schwarzen Geschenkbox geliefert.



Madison-Armbanduhr „Cockpit“

Ausdrucksstarke Fliegeruhr mit japanischem Qualitätsuhrwerk, fluoreszierenden Ziffern und Zeigern, gewölbtem Mineralglas, Edelstahlboden und Datumsanzeige. Gehäuse-Ø: ca. 40 mm.



Telefon 0180 277 55 66
6 Ct./Anruf aus dem deutschen Festnetz;
Mobillfunk max. 0,42 €/Min.



Fax 040 3007-85 70 50
Gleich den ausgefüllten Coupon faxen



www.spiegel-geschichte.de/abo
Einfach und schnell im Internet



Coupon senden an:
SPIEGEL GESCHICHTE, Kunden-
Service, 20637 Hamburg

SPIEGEL GESCHICHTE
auch zum Verschenken!

Halfar-Umhängetasche

Mit Reißverschluss Hauptfach, Reißverschluss-Vortasche, Organizer-Fächern und seitlicher Handy-Tasche. Längenverstellbarer Umhängegurt. Material: Baumwolle. Maße (B x H x T): ca. 33 x 26 x 11 cm.



SPIEGEL GESCHICHTE Heftpaket 1

- **Der Krieg, 1939–1945:** Als die Welt in Flammen stand +
- **Das Ende des Römischen Reiches**
Jahrhundertlang hat Rom die Weltregion weit um das Mittelmeer geprägt. Woher rührte die unglaubliche Stabilität? Wann begann der Niedergang – und was löste ihn aus?



Ja, ich sichere mir SPIEGEL GESCHICHTE mit 10% Ersparnis + meinem Wunschgeschenk!

Ihre Vorteile im Überblick:

- **6 x SPIEGEL GESCHICHTE frei Haus!**
- **Wunschgeschenk sichern!**
- **Sie sparen 10% gegenüber dem Einzelkauf.**
- **Sie verpassen keine Ausgabe.**

Auslandsangebote auf Anfrage:

+49 40 3007-4881

Ich lese oder verschenke SPIEGEL GESCHICHTE 6 Ausgaben zum Vorzugspreis von zurzeit nur € 6,75 statt € 7,50 pro Ausgabe im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang und nur, solange der Vorrat reicht. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Der Bezug verlängert sich um jeweils ein weiteres Jahr, wenn nicht vier Wochen nach Erhalt der 5. Ausgabe gekündigt wird. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Anschrift des Bestellers:

(Bitte unbedingt ausfüllen!)

☐ Frau ☐ Herr Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug (jährlich € 40,50) Geburtsdatum **19**

BLZ Kontonr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift **SG12-002**

Als Geschenk wähle ich:

☐ Sinus-SoundTube (2622) ☐ Halfar-Umhängetasche (1937)

☐ Schreibset „Noblesse“ (3628) ☐ SPIEGEL GESCHICHTE Heftpaket 1 (3588)

☐ Madison-Armbanduhr „Cockpit“ (2778)

Anschrift des Beschenkten:

(Bitte ausfüllen, falls SPIEGEL GESCHICHTE verschenkt wird) **SG12-003**

☐ Frau ☐ Herr Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort



Nikolai I.
Gemälde von
Franz Krüger, 1847

Der furchtsame Despot

*Aus Angst vor Rebellion regierte
Zar Nikolai I. wie ein Absolutist –
und isolierte sich damit
nicht nur von Europa, sondern
auch von seinem Volk.*



Von CARMEN ELLER

Nikolais erster Tag als Zar soll gleich schon der letzte sein. So hoffen zumindest die Rebellen, die sich am 26. Dezember 1825 auf dem Senatsplatz von St. Petersburg versammeln. Sie wollen ein Machtvakuum nutzen, um die russische Autokratie zu stürzen.

Nach dem Tod von Alexander I. hat sein Bruder Konstantin die Krone abgelehnt, widerwillig tritt nun der jüngere Bruder Nikolai die Nachfolge an. Der 29-jährige Großfürst erfährt vorab von der geplanten Rebellion – und rechnet mit dem Schlimmsten: „Vielleicht wird heute Abend niemand von uns mehr unter den Lebenden weilen, aber wir werden zumindest in Erfüllung unserer Pflicht sterben“, sagt er am Tag des Aufstands zu General Alexander von Benckendorff, seinem Freund und Adjutanten, einem Baltendeutschen. Gleich am frühen Morgen dieses 26. Dezember hat Nikolai den Generälen der kaiserlichen Garden befohlen, ihm den Treueid zu leisten. Noch im Winterpalast warnt er: „Nunmehr haften Sie mir mit Ihrem Kopf für die Ruhe in der Hauptstadt. Was mich angeht, werde ich mich der Ehre würdig erweisen, und sollte ich nur für eine Stunde Zar sein.“

Anführer der Revolte waren Abkömmlinge angesehener Adelsfamilien. Junge Offiziere, die nach dem russischen Wort für Dezember („dekabr“) als Dekabristen in die Geschichte eingingen. Sie träumten von einer Verfassung für Russland und kritisierten die staatliche Willkür, das Fehlen unabhängiger Gerichte, die korrupte Bürokratie. Als einflussreichster Denker der Bewegung galt der deutschstämmige Revolutionär und Republikaner Pawel Pestel.

Diese gebildete und mit westlichen Ideen vertraute Elite setzte sich zusammen aus Männern, die nicht nur in russischen, sondern auch in anderen europäischen Salons leidenschaftlich über Politik diskutierten. Doch gegen die Artillerie des Zaren waren sie machtlos – die Rebellion endete im Blutbad. Nikolai ließ Geschütze in die Menge feuern, dann eilte er zurück in den Winterpalast und schrieb an seinen Bruder Konstan-



Die aus Preußen stammende Zarin Alexandra Fjodorowna stand fest an Nikolais Seite, ebenso General Benckendorff (u.), Chef der Geheimpolizei. Der Maler Ilja Repin hielt in seinem 1889 fertiggestellten Gemälde eine Verhaftungsszene fest.



tin: „Ich bin Zar, aber – mein Gott – um welchen Preis! Um den Preis des Blutes meiner Untertanen.“ 50 Männer starben nach offiziellen Angaben; Augenzeugen sprachen von 250 Toten.

Die verurteilten Dekabristen erhielten harte Strafen. Fünf Aufständische, darunter auch Pestel, wurden hingerich-

tet, die übrigen Männer zu Zwangsarbeit verurteilt und nach Sibirien verbannt. Es sei seine Pflicht, „Russland und Europa diese Lektion zu erteilen“, betonte Nikolai gegenüber dem französischen Botschafter. Der Kaiser führte die Verschwörung auf europäische Einflüsse zurück, wusste aber, dass die Kritik

„Ich bin Zar, aber – mein Gott – um welchen Preis!
Um den **Preis des Blutes** meiner Untertanen.“



der Dekabristen berechtigt war. Nicht zuletzt, um Neues über den Zustand seines Reichs zu erfahren, ließ er die Rebellen vor der Verurteilung ausgiebig verhören. Der Band mit ihren Aussagen lag in den folgenden drei Jahrzehnten stets auf Nikolais Schreibtisch.

Wie kein anderes Ereignis sollte der blutige Auftakt seine Regentschaft prägen. Bereits Nikolais Vater Paul I. war 1801 von adeligen Offizieren ermordet worden. Lebenslang würde der Zar nichts so sehr fürchten wie eine Rebellion.

Noch vor seiner Krönung gründete er im Juli 1826 seine geheime Staatspolizei, die sogenannte Dritte Abteilung. An die Spitze setzte er seinen Freund General Benckendorff. Der Auftrag: „Informationen über alle Geschehnisse – und zwar ohne Ausnahme – sammeln“ und „gefährliche Personen“ verhaften. Tatsächlich sicherte der Überwachungsapparat vor allem die Macht des Kaisers. Kritische Köpfe ließ Nikolai kurzerhand für geisteskrank erklären, Schulen und Universitäten seines Reichs wurden autori-

tär geführt. Einen Studenten, der seinen Akademiedirektor geohrfeigt hatte, verurteilte der Zar zu Spießbrutenlauf und Strafbataillon.

Militärischer Drill bestimmt von Anfang an das Leben des Nikolai Pawlowitsch, der am 6. Juli 1796 als dritter Sohn von Zar Paul I. und Zarin Marija Fjodorowna in Zarskoje Selo geboren wird. Er ist kaum mehr als vier Monate alt, da überträgt ihm der Vater pro forma sein erstes militärisches Kommando: als Oberst der kaiserlichen berittenen Gar-



de. Noch vor dem dritten Geburtstag steckt das Kind in seiner ersten Uniform. Der Vater bewundert den preußischen Militarismus.

Maßgeblichen Einfluss auf Nikolais Erziehung hat ab dem vierten Lebensjahr der baltendeutsche General Graf Lambsdorff – ein Mann von geringer Bildung, der auf militärische Disziplin setzt und Nikolai, wie er später selbst berichtet, „häufig während der Unterrichtsstunden auf schmerzhaft Weise mit dem Stock züchtigte“. Auf die Aufgaben eines Zaren wird er nicht vorbereitet. So wie sich Nikolai für alles Militärische begeistert, so langweilt er sich in Logik und Wissenschaft und zeichnet lieber Karikaturen seiner Hauslehrer. Nur das Studium militärischer Dinge habe ihn „leidenschaftlich beschäftigt“, sagte Nikolai rückblickend. „Nur darin fand ich Trost und eine meinen geistigen Neigungen entsprechende Betätigung.“ Aus dem Militär leitet er sein Motto ab: „Für mich ist alles menschliche Leben nichts weiter als Dienst, denn jeder muss dienen.“

Nikolais enge Weltsicht sollte Russland zum Verhängnis werden – ebenso wie sein mangelndes Verständnis für die Probleme der Zeit. Der Monarch, der seine Macht für gottgegeben hielt, verstand sich als Vater des Volkes. Tatsächlich war er oberster Befehlshaber eines geschlossenen Systems. „Nicht durch kühne und ungestüme Träume, die stets destruktiv sind, sondern nach und nach, von oben her, werden Gesetze gemacht, Unzulänglichkeiten beseitigt und Missbrauch wieder gutgemacht“, schrieb er in einem Manifest von 1826.

Der Polizeistaat sicherte dem Land nach den Unruhen der Napoleonischen Kriege zwar eine Phase der Stabilität, bedeutete aber auch Stagnation. Während sich Europa technisch entwickelte und die Eisenbahnlinien zügig ausgebaut wurden, ging es im Zarenreich nur langsam vorwärts (siehe Seite 96).

Das veraltete Wirtschaftssystem basierte weiterhin auf dem Elend der Leib-

eigenen. Russland war Europas Schlusslicht. Als ein Erfolg seiner Regentschaft erwies sich allerdings die „Gesetzesammlung des Russischen Reiches“ vom Januar 1833, die mit wenigen Auslassungen die Gesetze erstmals systematisch erfasste. Das Sammelwerk galt, wie der amerikanische Historiker W. Bruce Lincoln betont, fast das gesamte 19. Jahrhundert hindurch als eine der wichtigsten Errungenschaften vor den großen Reformen seines Nachfolgers Alexander II.

Obwohl Nikolai mehr als jeder andere Herrscher vor ihm durch sein Reich reiste, hatte er ein unrealistisches Bild von der russischen Wirklichkeit. Alle wichtigen Beamten wussten, dass der Landesvater am liebsten positive Nachrichten hörte. Die wichtigen Debatten der Zeit fanden im Untergrund statt. Allein die Auseinandersetzung zwischen Westlern und Slawophilen zeugte vom enormen Diskussionsbedarf, dem Nikolais Polizeistaat keine Plattform bot – nicht zuletzt deshalb, weil er die Intelligenzija zeitlebens mit den Dekabristen in Ver-

„Für mich ist alles menschliche Leben
nichts weiter als Dienst, denn jeder muss dienen.“

bindung brachte. Auf verantwortliche Posten hob Nikolai Männer, die sich nicht durch Kompetenz auszeichneten, sondern durch militärische Erfolge und unbedingte Loyalität. Eng verbunden fühlte er sich seiner Gattin Alexandra Fjodorowna, geborene Charlotte von Preußen. Die Tochter von König Friedrich Wilhelm III., mit der Nikolai sieben Kinder hatte, teilte die Begeisterung ihres Mannes für militärische Paraden.

Orthodoxie, Autokratie und Volkstümlichkeit lauteten die Maximen seiner Staatsideologie, die Nikolais Minister für Volksaufklärung Sergej Uwarow 1833 zur „Dreieinigkeit“ erhob. Während in Europa die industrielle Entwicklung voranschritt und sich bürgerliche Kultur herausbildete, verharnte Russland in einem absolutistischen System.

Außenpolitisch erwarb sich der Kaiser den Ruf eines Gendarmen Europas, indem er etwa 1831 den Aufstand in Polen niederschlug oder den Habsburgern 1849 im Ungarn-Feldzug mit seinen Truppen zur Hilfe kam. Doch im Gegensatz zu seiner Großmutter Katharina II. und seinem Bruder Alexander I., die Russland als Teil Europas betrachteten, hielt Nikolai sein Reich für einzigartig und dem Westen überlegen. Um jeden Preis wollte er es vom übrigen Europa abschirmen, das ihm nach wie vor als Brutstätte für staatsgefährdende Revolten galt.

1848 begann für Nikolai das schwerste Jahr seit Beginn seiner Regentschaft: Im Innern wüteten Cholera-Epidemie und Hungersnot, im Ausland die Revolutionen. Aufstände in Russlands westlichen Grenzgebieten konnte Nikolai erfolgreich unterdrücken, im Zarenreich bestand keine Gefahr eines Umsturzes. Trotzdem fürchtete der reaktionäre Herrscher das Gespenst der Revolution nun mehr denn je. Aus Angst terrorisierte er sein eigenes Volk. Von einem „wahren Hexensabbat der Reaktion“ schrieb der Russland-Kenner und erste tschechoslowakische Staatspräsident Thomáš G. Masaryk.

Symptomatisch für das tyrannische Gebaren des Zaren war seine Reaktion auf einen Ministerbericht, der mit dem Wort Fortschritt endete: „Fortschritt? Was für ein Fortschritt? Dieses Wort aus der offiziellen Sprache ausmerzen.“

Seine letzten sieben Jahre auf dem Thron waren düster. Die Staatspolizei verstärkte die Überwachung, der Zensurterror erreichte absurde Ausmaße. Tabu waren jetzt nicht nur die Werke von Platon und Tacitus, sondern auch

die Briefe seiner Großmutter Katharina an den Aufklärer Voltaire. In diese Zeit fiel auch die Zerschlagung des Petraschewskij-Kreises kritischer Intellektueller. Nikolai ließ 21 junge Männer zum Tode verurteilen, unter ihnen auch den Schriftsteller Fjodor Dostojewski, und inszenierte eine Hinrichtung, um sie in letzter Minute zu begnadigen.

Als 1848 zwischen den ungarischen Aufständischen und den Habsburgern der Krieg ausbrach, erbat der österreichische Kaiser Franz Joseph seine Hilfe. Der Zar spielte noch einmal den Gendarmen Europas, schickte seine Truppen nach Ungarn und rettete die Habsburger Monarchie. Den wankenden Vielvölkerstaat sollte Russland sich schon wenige Jahrzehnte später unter der Flagge des Panslawismus zum Feind machen.

Auch wenn der Ungarn-Feldzug angesichts der Überzahl russischer Soldaten erfolgreich verlief, offenbarte er die veraltete militärische Ausrüstung. Im Wettbewerb mit dem Westen hatte Ni-



Sowjet-Briefmarke zum Gedenken der hingerichteten Dekabristen

kolai nie auf Wirtschaft und Technologie gesetzt. Auch in der Industrie und Logistik konnte Russland nicht Schritt halten. Dieses Versäumnis sollte sich im Krim-Krieg rächen. Es war der letzte Akt einer Regentschaft, in der reaktionäre Entwicklungen den Boden bereiteten für die Revolutionen von 1905 und 1917.

Der Krim-Krieg entzündete sich 1853 an religiösen Konflikten. Seine Ursachen aber lagen im Zerfall des Osmanischen Reiches und in Russlands Wunsch, sein

Einflussgebiet auszuweiten. Der Konflikt mit Türken, Briten und Franzosen endete 1856 nach Nikolais Tod. Veraltete Waffen, verpasste Reformen und fehlende Transportmittel führten zur russischen Niederlage. Zwar konnte die Marine noch 1853 die osmanische Flotte bei Sinope besiegen, aber mit dem Eintritt der anglofranzösischen Seestreitkräfte wendete sich das Blatt. Die Alliierten verfügten über mehr dampfgetriebene Kriegsschiffe, die russische Flotte bestand hingegen zum großen Teil noch aus Holzschiffen und war nicht hochseetüchtig. Während in Europa bereits schneller feuernde Infanteriewaffen im Einsatz waren, kämpfte die russische Armee noch mit Steinschlossmusketen aus den Napoleonischen Kriegen.

Verheerend war die schwache Logistik. Um 1850 hatte Russland nur etwa 800 Kilometer an Eisenbahnstrecken, verglichen mit 13 600 in den Vereinigten Staaten. Da es südlich von Moskau kein Schienennetz gab, mussten Pferde Nachschubwagen Hunderte von Kilometern durch Steppenlandschaften ziehen, „die während des Tauwetters im Frühjahr und des Regens im Herbst Matschseen waren“, schreibt der britische Historiker Paul Kennedy.

Etwa 480 000 Russen fielen im Krieg, ein immenser Verlust an Menschen. „Wir können uns nicht länger betrügen“, erklärte einer von Nikolais Söhnen, Großfürst Konstantin, „wir sind sowohl schwächer als auch ärmer als die erst-rangigen Mächte, nicht nur an materiellen, sondern auch an geistigen Ressourcen.“

Diese Erkenntnis wird den Weg für Reformen öffnen. Nikolai erlebt dies nicht mehr. Am 2. März 1855 stirbt er nach 30 Jahren Alleinherrschaft. Seinem Thronfolger Alexander II. hinterlässt er ein rückständiges Reich und einen verlorenen Krieg. „Ich werde in den Himmel auffahren, um für Russland zu beten. Diene du Russland!“, hat er angeblich seinem Sohn auf dem Sterbebett gesagt. Bis zum Schluss hielt Nikolai an seinem Credo fest. Blind für die geistigen Bedürfnisse seiner Zeit schuf er, wohl ohne es zu ahnen, die Voraussetzungen für künftige Revolutionen. Die sollten über das, was die Dekabristen 1825 versucht hatten, weit hinausgehen.

Die Autorin Carmen Eller, 35, hat ihre Russland-Erfahrungen in einem 2010 erschienenen Buch festgehalten: „Ein Jahr in Moskau“ (Herder Verlag).

Alexander Puschkin
 Porträt von Orest Kiprenski, 1827



Russlands größter Dichter Alexander Puschkin liebte und verfocht die Freiheit als romantischer Bohemien.

Die Ehre des Poeten

Nicht einmal umkleiden durfte er sich.

Sofort nach der Ankunft in Moskau, müde und zerschlagen von tagelanger Eilreise, sollte Alexander Puschkin vor seinen neuen obersten Dienstherrn treten. Momentan residierte Zar Nikolai I. im geräumigen Tschudow-Kloster innerhalb des Kreml. Dorthin brachte ein Feldjäger den erschöpften Vers-Virtuosen, und bald stand er dem Herrscher gegenüber.

Unterschiedlicher hätten die beiden Männer kaum sein können: hier der erst 30-jährige, vorsichtwohlwollende, penibel ordentliche Monarch, souverän vorwiegend auf dem Papier; dort der 27-jährige Feuerkopf, der nach sechs unfreiwillig in der Ferne verbrachten Jahren endlich wieder seine Geburtsstadt betreten durfte. Hier ein von kulturellen Feinheiten wenig berührter Bürokrat, Erbe und Bewahrer absoluter Macht; dort ein Bohemien und Freigeist, der mit umstürzlerisch tönenden Reden oder Spottversen auf Vorgesetzte immer wieder die Obrigkeit gereizt hatte.

Für Puschkin war die Audienz zunächst ein Lichtblick. Schon hoffte er für sich und seine Heimat auf die Lockerung der strengen Überwachung. „Dumm und unberechenbar“ seien die Zensoren, selbst „die unschuldigsten Sachen“ beargwöhnten sie, klagte aus leidvoller Erfahrung der Verfasser von „Ruslan und Ljudmila“, „Die Zigeuner“ und der auf der Krim spielenden tragischen Romanze „Die Fontäne von Bachtschissarai“. „Gut, dann werde ich dich von der allgemeinen Zensur befreien. Schicke mir alles, was du schreibst. Ich werde selbst dein Zensor sein“, soll Nikolai erwidert haben.

Wie ernst der Zar es meinte, belegt sein Fazit, er habe gerade „mit dem intelligentesten Menschen Russlands“ geredet. Doch das wahre Ergebnis der Begegnung fiel weit trüber aus als erhofft.

Für kurze Zeit kostete Puschkin in Moskau nun seinen Ruhm voll aus. Begeisterte Literaturfreunde, schmachtende Schönheiten der feinen Gesellschaft und von deutscher Philosophie inspirierte junge Männer der Intelligenz, alle suchten die

Nähe des Wortmagiers. Aber schon nach der ersten halböffentlichen Lesung seiner Tragödie „Boris Godunow“ mit ihren heiklen Anspielungen auf das Zarenregiment kam eine höfliche Verwarnung, die den Dichter zum Katzbuckeln nötigte.

„In diesem Ton“ habe sich Puschkin „von nun an immer wieder rechtfertigen müssen“, schreibt sein Biograf Rolf-Dietrich Keil. Und die Zensur durch den Zaren persönlich lief nur darauf hinaus, dass Druckgenehmigungen noch länger ausblieben als zuvor.

Immerhin konnte Puschkin seinen früheren Lebenswandel einigermaßen wieder aufnehmen. Der eher kleine Mann mit Winkelpprofil, lebhaften Augen, dunklem Teint, angenehmer Stimme, aber krallenartig langen Fingernägeln pflegte den Tagesrhythmus eines Bonvivants: Bis zum Mittag im Bett bei Freunden oder im Hotel, später oft am Spieltisch, dann in Salons und auf Festen, fortwährend in Liebschaften verstrickt, zwischendrin eilig Werke aufs Papier werfend.

Für die engsten Freunde nahm er damit fast wieder seinen vertrauten Platz ein. Etliche kannten ihn schon aus dem Reformgymnasium der Sommersidenzstadt Zarskoje Selo (die heute nach ihm Puschkin heißt). Dort hatte er die modernste Erziehung für angehende Staatsdiener genossen und sich mit gewagter Freigeisterei, Streichen und genialischen Versen hervorgetan. Sohn eines zum Jähzorn neigenden Ex-Gardeoffiziers und einer Mutter, die vom legendären Hannibal, dem „Hofmohren“ Peters des Großen, abstammte, wurde Puschkin nach dem Schulabschluss als „Kollegiensekretär“ im Außenministerium von Sankt Petersburg angestellt. Der Draufgänger, den seine Mitschüler als „Mischung aus Tiger und Affe“ bezeichnet hatten, brauchte für sein leidliches Jahresgehalt von 700 Rubeln nicht viel zu arbeiten.

Selbst dieses Auskommen setzte er mit gewagten Reden und Gedichten über die Freiheit mehrfach aufs Spiel. Behördliche Vorwürfe, eine nur mit Glück überstandene Hausdurchsuchung, endlich 1820 die amtliche Versetzung in den Süden sollten den ungebärdigen Salonlöwen zähmen.

Doch die nahezu luxuriöse Verbannung ins moldauische Kischinjaw und nach Odessa weckte erst recht sein Rebellentum. Reisen bis in den Kaukasus und auf die Krim inspirierten ihn, und wachsender literarischer Erfolg machte ihn immer stolzer. Kein Wunder, dass Puschkin vom rasch gescheiterten Aufstand der Dekabristen tief getroffen wurde – mehrere seiner Freunde endeten 1826 am Galgen. Kein Wunder aber auch, dass er nun allzu offener Papiere vernichtete und fast demütig versuchte, die Milde des neuen Zaren zu erlangen.

Umsonst: Der Staatsmacht blieb er suspekt. Am wenigsten beäugt fühlte er sich fortan auf einem Gütlein seiner Familie, Michailowskoje bei Pskow in Nordwestrussland. Dort fand er so viel Inspiration, dass ihn 1830 in Moskau und Petersburg ein wahrer Schaffensrausch erfasste. In kurzer Zeit entstanden mehrere große Erzählungen, Gedichte und Schlusspartien seines genialen Versromans „Eugen Onegin“.

Ausgerechnet seine Heirat aber zerrte den Poeten dann wieder vor das Auge der Obrigkeit: Die für ihre Schönheit berühmte junge Natalja Gontscharowa, erst nach mühsamer Werbung von den Eltern freigegeben, machte auch auf den Zaren selbst erheblichen Eindruck. Unablässige Geldnot – die skeptische Schwiegermutter hatte anfangs allein für die Hochzeitsfeier 30 000 Rubel verlangt – und das Bewusstsein, kein unzensiertes Wort verbreiten zu können, nahmen dem ohnehin rastlosen Dichter fast jeden Gleichmut.

Durch die nie beendete Auftragsarbeit einer „Geschichte Peters des Großen“ und seine eher demütigende Ernennung zum Kammerjunker geriet der ungestüme Poet in quälende Abhängigkeit vom Hof. 1835 musste der nahezu hoffnungslos verschuldete Puschkin 30 000 Rubel aus der Privatschatulle des Zaren annehmen. Mit der materiellen Freiheit schien er auch die geistige Unabhängigkeit zu opfern. Immer lauter wurden nun Gerüchte, die bildschöne Natalja sei in Wahrheit eine Geliebte des Zaren. Ehemals von Puschkin verspottete Adlige witterten Gelegenheit zur Revanche. Mehrfach wollte der wütende Poet sich mit angeblichen Verleumdern duellieren, was sich zum Glück verhindern ließ. Obendrein brachte ihn das ehrgeizige Projekt einer literarischen Zeitschrift in Rage: „Die russische Literatur zu säubern heißt Toiletten putzen und von der Polizei abhängig sein ... Der Teufel hat mir einfallen lassen, in Russland geboren zu werden mit einer Seele und mit Talent!“

Wenigstens wollte er seine Ehre retten. Als Anfang November 1836 ein anonym Brief eintraf, der ihn als Gehörnten bloßzustellen drohte, glaubte Puschkin den Urheber zu kennen. Trotz aller Versuche, ein Duell zu verhindern, eskalierten die Beleidigungen. Am Spätnachmittag des 8. Februar 1837 richteten die beiden Widersacher ihre Pistolen aufeinander; schon der erste Schuss traf den Dichter so schwer, dass er nach zwei Tagen Todesqual starb. Wer wirklich hinter der Intrige steckte, darüber rätseln Forscher noch immer – gerade weil Puschkins erstaunliche Sprachkunst längst allen Zarenglanz überstrahlt hat.

Johannes Saltzwedel



Puschkins Frau Natalja

Aquarell von
Woldemar Hau, 1844



Russische Emigranten in Nizza vor Porträts von Helden der Intelligenzija

Zensur und drohende Strafen hinderten Dichter und politische Denker nicht daran, die despotische Zarenherrschaft anzuprangern.

Träume von einer besseren Welt

Von RAINER TRAUB

Zwei Ereignisse, deren Echo lang nachhallte, prägten das russische Reich im frühen 19. Jahrhundert. Das erste war der Triumph über Napoleon. Als der bis dahin für unbesiegbare gehaltene Imperator sich im Winter 1812 mit dem erbärmlichen Rest seiner Grande Armée aus Russland rettete, blickte Europa mit einem Gemisch aus Bewunderung und Schrecken auf den bärenstarken Koloss im Osten: Unüberschaubar hatte sich das Zarenreich als Bollwerk des Ancien Régime etabliert.

Das zweite Ereignis war der Aufstand der Dekabristen, größtenteils adlige Offiziere, im Dezember 1825. Teils Republikaner, teils konstitutionelle Monarchisten, erhoben sie sich gegen Autokratie und Zensur und prangerten die Versklavung und Leibeigenschaft der bauerlichen Bevölkerung an. Erstmals waren Angehörige des gebildeten, privile-

gierten Standes, in dem das Regime seine Stütze sah, der Kontrolle entglitten: ein unerhörter Vorgang.

Der Umsturzversuch war schnell niedergeschlagen und wurde drakonisch bestraft. Doch die Empörung gegen Tyrannei, Ungeist und Menschenverachtung wirkte auf Russlands Dichter und Denker wie ein Fanfarenstoß; über viele Generationen blieb er im Gedächtnis.

Zu den Verschwörern zählten junge Dichter wie Kondratij Rylejew, der für seine Ideale am Galgen bezahlte, und der deutschstämmige Wilhelm Küchelbecker, dessen Todesurteil in Festungshaft umgewandelt wurde.

Beide waren mit Russlands großem Poeten Alexander Puschkin (siehe Seite 76) befreundet. Wenngleich der quecksilbrige Genius, bei allem Zorn über Despotie und Zensur, zum Verschwörer nicht taugte, standen Schriftsteller nun prinzipiell unter Subversionsverdacht.

Auf scheinbar paradoxe Weise hatte gerade der nationale Triumph über Napoleon zur Rebellion der russischen Elite geführt.

Auf den Spuren des fliehenden Feindes waren Zar Alexander I. und seine Truppen 1814 bis nach Paris gelangt; das adlige Offizierskorps traf auf eine lebendige Zivilisation mit Volksrechten, wie sie Russland nicht kannte. Hier brodelten neue Ideen wie die frühsozialistischen Projekte des Grafen Henri de Saint-Simon, während auf dem Zarenreich bleischwer der Stillstand lastete. Vielen der Sieger ging jetzt ein Licht über die heimischen Zustände auf. Aus Debattenrunden wurden allmählich Geheimbünde. Gut ein Jahrzehnt lang schwelte die Unzufriedenheit – 1825 explodierte sie im Aufstand.

Die nun erst recht freiheits- und geistfeindliche Herrschaft von Alexanders Bruder und Nachfolger Nikolai I. war

vom Dekabristen-Trauma des Regimes geprägt. Russland wurde 1826 in sieben Gendarmerie-Kreise mit je einem Gendarmerie-General an der Spitze eingeteilt. Nachrichten aus Westeuropa durften nur mit Erlaubnis der zuständigen Zensurbehörde veröffentlicht werden. Ein Spitzelnetz durchzog das Land.

Nikolais Minister für Volksaufklärung Sergej Uwarow erklärte Absolutismus und Leibeigenschaft zu Dogmen der offiziellen „politischen Religion“. Er werde erst „ruhig schlafen“ können, verkündete Uwarow, wenn die russische Literatur überhaupt aufhören zu existieren.

Sogar ein erzkonservativer Denker wie Joseph de Maistre, der als royalistisch-katholischer Feind der Französischen Revolution Zuflucht in St. Petersburg gefunden hatte, gruselte sich: „Russland ist wie eine gefrorene Leiche, die furchtbar stinken wird, wenn sie auftaut.“

Zwei spektakuläre Kulturereignisse signalisierten im Jahr 1836, dass dieser Prozess einzusetzen begann.



Das eine war die Komödie „Der Revisor“ von Nikolai Gogol (1809 bis 1852). Der Autor entstammte, wie so viele russische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, einer Gutsbesitzerfamilie. In jungen Jahren war er aus seiner ukrainischen Heimat nach St. Petersburg gekommen. Schnell machte er sich, gefördert vom zehn Jahre älteren Puschkin, einen literarischen Namen. Mit einer Mischung aus Realismus und Groteske schuf Gogol einen Stil, der die Wirklichkeit unter Nikolai I. auf unwiderstehliche Art dem Gelächter preisgab.

Der Revisor ist ein durchreisender Zufallsgast in einem Provinznest, der irrtümlich für einen verdeckt recherchierenden Inspektor aus der Hauptstadt gehalten und deshalb von allen Seiten hofiert und bestochen wird. Gogol stellte, auch wenn er nicht die Monarchie direkt angriff, Korruption und Zensur, Servilität nach oben und Brutalität nach unten mit unwiderstehlicher Komik bloß. Selbstverständlich verbot der Theaterzensor die Aufführung umgehend. Aber Gogol hatte einflussreiche Fürsprecher und glänzte im literarischen Milieu der Hauptstadt als Vorleser der Komödie, was die Neugier des Zaren weckte.

Bei Russlands damals berühmtesten Dichtern Puschkin und Gogol drückte er schon mal ein Auge zu. Ein Graf wurde mit der Rezitation des „Revisor“ im

„Die Toten Seelen“ und Nikolai Gogol

Widersprüche eines Erzählgenies

Der berühmte Roman knüpft direkt an eine Eigentümlichkeit des zaristischen Leibeigenschaftsregimes an: Grundherren waren verpflichtet, für jede der bäuerlichen „Seelen“, die sie besaßen, eine Kopfsteuer an den Staat zu entrichten. Das Verzeichnis derjenigen, für die diese Abgabe zu zahlen war, erneuerte eine träge Bürokratie jedoch nur alle zehn Jahre – für zwischenzeitlich Verstorbene musste zum Verdruss ihrer Besitzer bis zur jeweils nächsten Revision des Registers weiterbezahlt werden.

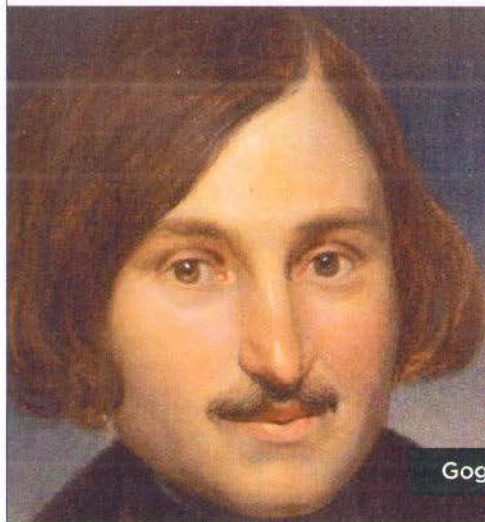
Da man leibeigene Bauern tatsächlich wie Grundeigentum bei der Landwirtschaftsbank verpfänden und beleihen konnte, verfällt Gogols hochstaplerischer Romanheld Tschitschikow auf die Idee, verschiedenen Grundbesitzern ihre teuren „toten Seelen“ zu Spottpreisen abzukaufen. Die im Register Fortlebenden hinterlegt er urkundlich als Sicherheit für Darlehen, die er bei der Agrarbank aufnimmt – der Handel gedeiht prächtig.

So grotesk und abgründig die Komik des Romans auf heutige Leser wirken mag, so realistisch beschwört sie eine Sklaverei von barbarischer Roheit. Paradoxerweise hatte Gogol

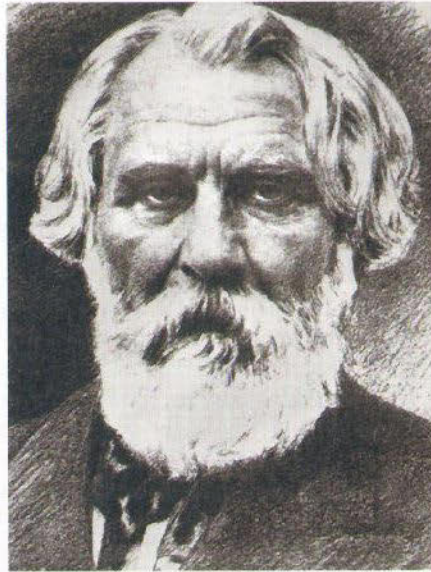
keineswegs eine politische Satire im Sinn: Er besaß selbst Leibeigene und war konservativ eingestellt – ja Thron und Altar fast mystisch ergeben. Erschrocken über das Gesellschaftsportrait, das ihm unterlaufen war, versuchte er, in einem zweiten Romanteil dem ersten ein ideales, erhabenes Russland mit patriarchalisch wohlthätigen Gutsbesitzern entgegenzusetzen.

Weil er als realistischer Künstler an dieser selbstgestellten Aufgabe scheitern musste, versank er in moralischen Selbstanklagen: Er bezichtigte sich, unfähig zu einem adäquaten Bild des heiligen Russland zu sein. In dieser Stimmung veröffentlichte er 1847 „Ausgewählte Stellen aus dem Briefwechsel mit Freunden“ – ein wie von religiösem Wahn diktiertes Buch, das die blinde Unterwerfung unter die orthodoxe Kirche und den absoluten Verzicht auf Freiheit forderte und die Leibeigenschaft als göttliche Institution verherrlichte.

Auf das vom Regime gefeierte Werk antwortete der Kritiker Wissarion Belinski, der Gogols realistische Kunst stets gerühmt hatte, mit einem fulminanten Brief – er wurde in Russland legendär.



Gogol, Belinski



Russische Hegelianer Herzen, Turgenjew, Bakunin

Winterpalast beauftragt. Nikolai amüsierte sich köstlich – er befahl die Aufhebung des Zensururteils und die Inszenierung des Stücks. Im Hochgefühl unantastbarer Macht ließ er sich vom Dramatiker vorführen: „Alle haben etwas abgekriegt und ich am meisten“, lobte er die Premiere. Das höfische Publikum dagegen sah sich und seinesgleichen bloßgestellt und schäumte vor Wut.

Auch für Nikolai war der Spaß vorbei, als ihm kurz darauf ein Essay unter die Augen kam, der seinem Russland in der Zeitschrift „Teleskop“ ein vernichtendes Zeugnis ausstellte – ein Zensurversagen ohnegleichen. Der „Erste Philosophische Brief“ des Pjotr Tschaadajew (1794 bis 1856) beschrieb „toten Stillstand“. Im Gegensatz zu Europas katholischen Län-

wurde ohne Pension in Schimpf und Schande entlassen, der „Teleskop“ verboten, dessen Herausgeber verbannt.

Tschaadajew war als junger Offizier mit den russischen Truppen nach Paris gelangt. Er wurde früh Freimaurer und hatte sich unter dem Einfluss von de Maistre einer katholisch-christlichen Einheitsidee verschrieben. Mit seiner antizaristischen Lobrede auf das fortgeschrittene Abendland erzürnte er nicht nur die sture Obrigkeit: Er elektrisierte und polarisierte die klügeren Köpfe.

Hier nahm eine geistesgeschichtliche Debatte ihren Ausgang, die Russlands literarische und philosophische Elite noch im 20. Jahrhundert in zwei Lager spalten sollte: westlich orientierte Reformanhänger gegen nationalfromme

Die denkenden Zeitgenossen riss Tschaadajews philosophisch-politische Fundamentalkritik aus der verordneten Starre wie „ein Schuss in finsterner Nacht“. Der Ausdruck stammt von Alexander Herzen (1812 bis 1870), einem der bedeutendsten literarisch-politischen Schriftsteller des Reichs. Als Sohn eines russischen Aristokraten und einer deutschen Mutter wuchs Herzen mehrsprachig auf und wurde früh ein unersättlicher Leser. Er entdeckte seine Leidenschaft für Schillers Freiheitspathos zu ebenjener Zeit, in der die Dekabristen-Führer gehängt wurden. In seiner mehrbändigen Autobiografie „Erlebtes und Gedachtes“ – einem der russischen Literaturmonumente des 19. Jahrhunderts – erzählte Herzen später, wie er als Heranwachsender angesichts der Hinrichtung der russischen Empörer eine Art Rütli-Schwur ablegte, sein Leben dem Kampf gegen die Autokratie und für die Freiheit zu widmen.

Als Herzen in den dreißiger Jahren an der Moskauer Universität studierte, brodelten dort unter Studenten und Professoren intensive Debatten. Zwar war Philosophie als Universitätsdisziplin nach dem Dekabristen-Aufstand ebenso abgeschafft worden wie das Fach Logik an den Gymnasien. Doch Studenten und Professoren ignorierten die Denkverbote, indem sie etwa heikle Fragen im Fach Physik diskutierten und sich in Geheimzirkeln gegen zaristische Spitzel zu schützen suchten. Wer konnte, entflohr der offiziellen Geistfeindschaft zum Studium nach Preußen: Dort lehrten Hegel und später Schelling – zwei idealistische Philosophen, deren Denken vom Enthu-

Ein Essay weckt die Intelligenzija wie „ein Schuss in finsterner Nacht“.

dern habe das „von diesen Völkern tiefverachtete Byzanz“ das „verhängnisvolle Schicksal“ Russlands geprägt. Das Zarenreich habe „durch nichts an dem Fortschritt der menschlichen Vernunft mitgewirkt, kein nützlicher Gedanke ist dem unfruchtbaren Boden unserer Heimat entsprossen. In unserem Blut ist etwas, das jedem wahren Fortschritt feind ist“.

Eine größere Provokation war für den Herrscher aller Reußen nicht denkbar. Autor Tschaadajew wurde für wahnsinnig erklärt. Der unglückliche Rektor der Moskauer Universität, der als Zensor den Skandaltext hatte passieren lassen,

Traditionalisten. Den „Westlern“, die im Gefolge Tschaadajews dem alten Russland jede Reformfähigkeit absprachen, traten wenig später die „Slawophilen“ entgegen: Statt Kritizismus und Rationalismus propagierten sie die geoffenbarte Wahrheit des orthodoxen Glaubens, statt eines westlichen Individualismus die russisch-patriarchalische Ordnung. „Dort Unruhe des Parteigeistes – hier Unerschütterlichkeit der Grundüberzeugung“, erwiderte der Slawophile Iwan Kirejewski dem Westler Tschaadajew.



siasmus über die Französische Revolution geprägt war.

Nikolai I. lag gründlich daneben, wenn er glaubte, russische Studenten seien in Preußen, anders als in Frankreich, subversiven Gedanken nicht ausgesetzt. Es half nichts, dass in Berlin nacheinander der Schwiegervater und der Schwager des Zaren herrschten – Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. Denn just in jenen Jahren feierte Hegels dialektische Philosophie an deutschen Universitäten ihre größten Triumphe. Und die verkündete die unaufhörliche Bewegung des Geistes und die stete Umwälzung alles Bestehenden. Ausgerechnet diese „Algebra der Revolution“ (Herzen) zog Russlands Elite in ihren Bann, während das Zarenregime den Gang der Geschichte mit allen Mitteln aufzuhalten suchte.



Zu den Studenten, die westwärts die Quellen wahren Wissens suchten, gehörte ab 1838 der Gutsbesitzersohn Iwan Turgenjew (1818 bis 1883), der bald als Schriftsteller berühmt werden sollte. In Berlin, dem Mekka des spekulativen Denkens, stritten russische Studenten leidenschaftlich über Tschadajew und seine slawophilen Kritiker.

Hier wurde Turgenjew zum entschiedenen Westler – und hier teilte er im Winter 1840/41 seine Studentenbude mit einem anderen russischen Gutsbesitzersohn und flammenden Hegelianer: Michail Bakunin (1814 bis 1876). Der künftige Anarchist sprach vorzüglich Deutsch; neben Hegel hatte er Teile von Goethes Korrespondenz mit Bettina von Arnim („Briefwechsel mit einem Kinde“) ins Russische übersetzt und tauschte selber romantische Briefe mit Bettina.

In den frühen vierziger Jahren hatte sich in Russland ein Milieu entwickelt, das schon etwas reicher an geistigem Sauerstoff war als in den ersten Jahren von Nikolais Herrschaft. Die Zensur war laxer geworden. Nach wie vor aber stand die intellektuelle Elite des riesigen Landes als winzige, isolierte Minderheit einem rabiat denk- und fortschrittsfeindlichen Regime auf der einen und Millionen versklavter, analphabetischer Bauern auf der anderen Seite gegenüber.

Was es für Leibeigene bedeutete, ihren Herren mit Haut und Haaren ausgeliefert zu sein, das hat Fürst Pjotr Kropotkin (1842 bis 1921) in Kindheitserinnerungen eindringlich geschildert. Der spätere Anarchist wuchs als Sohn eines reichen Gutsbesitzers auf. Obgleich sein Vater, so Kropotkin, zu den eher milden Vertretern

der Art gehört habe, sei die Züchtigung des Personals an der Tagesordnung gewesen. Wenn der Hausherr gerade keine Zeit hatte, gehörte die Auspeitschung Leibeigener in Russland zu den festen Aufgaben von Polizei und Feuerwehr.

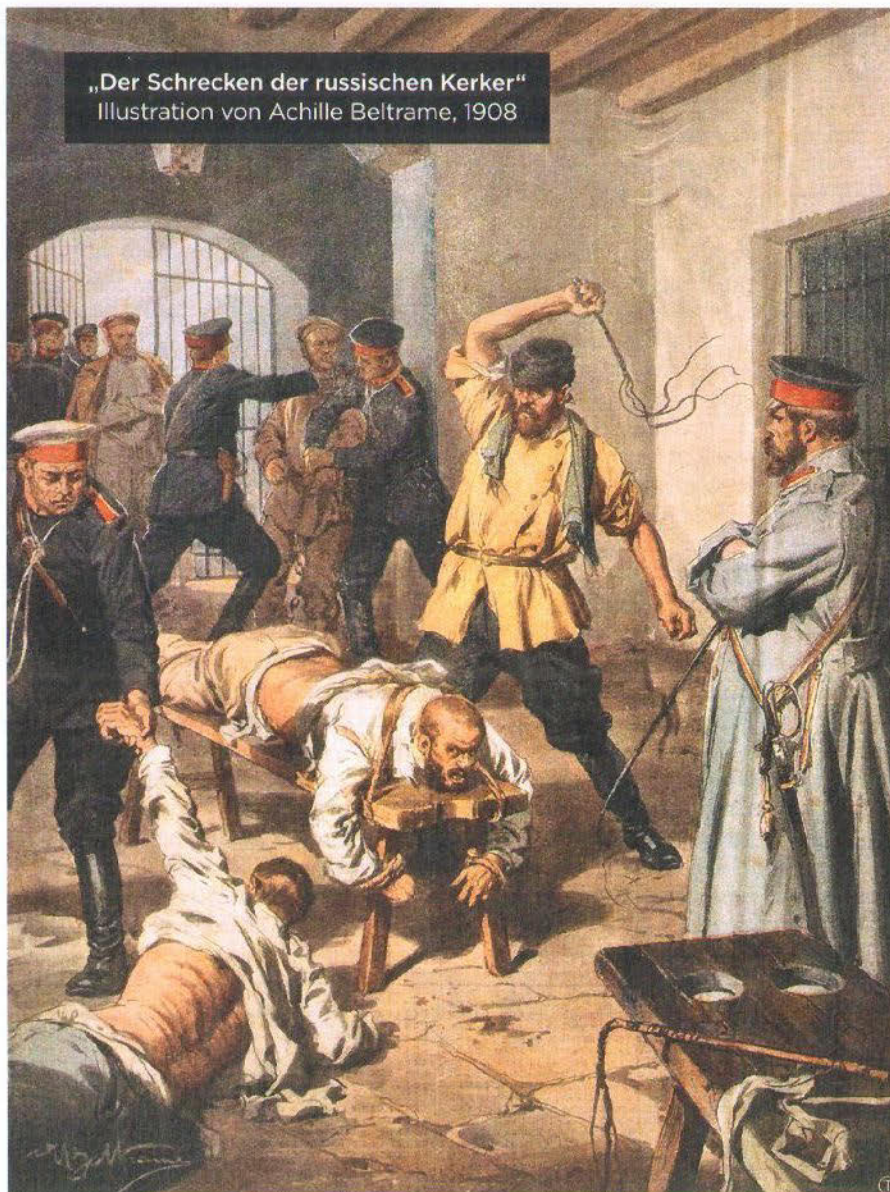
Willkürlich ordneten Grundbesitzer Ehen zwischen Leibeigenen an, auch wenn die Ausersehenen sich sträubten. Bauern, die gegen eine Zwangsehe aufbegehrten, wurden in Ketten deportiert und auf 25 Jahre in die Armee gepresst, wo Offiziere geringste Vergehen wiederum durch Auspeitschen ahndeten. Beim Spießrutenlauf prügeln 1000 Soldaten so lange auf Delinquenten ein, bis denen die Haut in Fetzen vom Körper hing; ein Unteroffizier trug Sorge, dass mit voller Kraft zugeschlagen wurde. „Starb der Unglückliche bei der Geißelung“, so Kropotkin, „wurden die fehlenden Streiche dem Leichnam versetzt.“

Bevor es so weit kam, legten viele lieber selbst Hand an sich. Andere richteten die Äxte, mit denen Russlands Bauern seit je den Wäldern ihre Existenz abtrotzten, in verzweifelter Hass gegen die Peiniger. So verlor auch einer von Russlands großen Romanciers, Fjodor Dostojewski (1821 bis 1881), im Alter von 17 Jahren seinen Vater. Der war ein Wüstling und Trunkenbold und miss-



Leo Tolstoj beim
Gorodki-Wurfspiel
auf seinem Landgut
Jasnaja Poljana, 1909

„Der Schrecken der russischen Kerker“
Illustration von Achille Beltrame, 1908



handelte seine Leibeigenen derart brutal, dass die sich eines Tages grausam rächten. Der Sohn des Erschlagenen erhoffte sich als junger Westler eine gerechtere Welt von den revolutionären Utopien des Frühsozialismus. Nach der Verbannung wandelte er sich dann zum konservativen Slawophilen.



Keinem der beiden Lager ist der berühmteste Graf der russischen Literatur, Leo Tolstoi (1828 bis 1910), zuzuordnen. Der wollte, weil zu seiner näheren und weiteren Verwandtschaft mehrere Dekabristen gehörten, einen Roman über die Adelsrevolutionäre schreiben. Das Projekt blieb Bruchstück, denn Tolstoi kam zu dem Schluss, der Ursprung der Revolte liege im Krieg gegen

Napoleon. So machte er sich an sein Meisterwerk „Krieg und Frieden“, das die russische Gesellschaft und die Feldzüge der Jahre 1805 bis 1812 beschreibt. Aber auch die Fragmente des Dekabristen-Projekts haben es in sich, darunter ein höchst realistisch erzählter Bauernaufstand. So wird verständlich, was später Lenin – ein Literaturkenner radikalen Schlages – über Leo Tolstoi sagte: „Bevor dieser Graf zu schreiben begann, gab es in der russischen Literatur keine echten Bauern.“

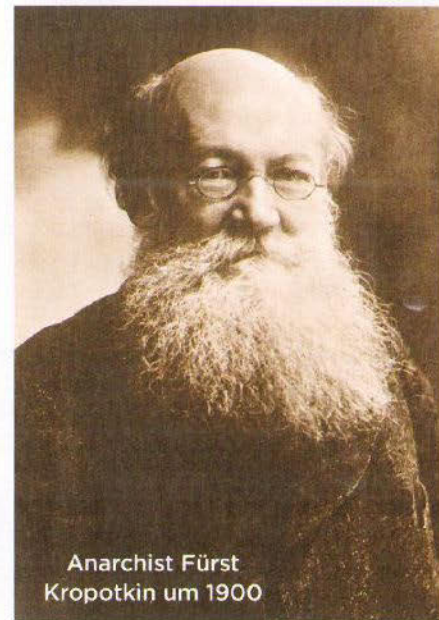
Und doch hatte die Herrenwelt der Gutsbesitzer Tolstoi so geprägt, dass er nicht nur mit Axinja, der Frau eines seiner Leibeigenen, einen Sohn zeugte, sondern diesen auch als Dorfjungen aufwachsen ließ – später wurde der Kutscher bei einem seiner legitimen Söhne.

Der geniale Graf war auf besonders extreme Weise innerlich zerrissen. Aber gerade darin zeigt sich Tolstoi als typischer Vertreter der russischen Bildungselite: Eine Art von Bewusstseinsspaltung und ein kollektives Schuldgefühl waren das Erbe der gesamten „Intelligenzija“.

Der Begriff erscheint, gemünzt auf die Petersburger Adelsgesellschaft um den umschwärmten Puschkin, wohl erstmals 1836 in den Tagebüchern des Dichters und herausragenden Übersetzers Wassilij Schukowski (1783 bis 1852). Warum die „Intelligenzija“ nicht mit dem westlichen Begriff der „Intellektuellen“ zu verwechseln ist, zeigt ein Blick auf ihre historischen Wurzeln: Sie liegen in den radikalen Reformen Peters des Großen, der das mittelalterliche Russland in die europäische Moderne katapultieren wollte. Dazu schuf er eine neue Elite im Ausland ausgebildeter Spezialisten.

Bei ihrer Heimkehr war die winzige Führungsschicht von der Masse ihrer Landsleute durch mentale und soziale Abgründe getrennt. So viel diese Intelligenzija von ihren materiellen und ideellen Privilegien profitierte, so sehr litt sie am fortdauernden Kontrast zwischen der westeuropäischen Zivilisation und der russischen Barbarei.

Der unerwartete Triumph im „Vaterländischen Krieg“ gegen Napoleon verschärfte diesen inneren Konflikt noch weiter. Gerade weil der Sieg von einer Woge nationalen Einheitsgefühls begleitet wurde, spürte die Intelligenzija nun erst recht Rückständigkeit und Schmutz, Brutalität und Gemeinheit, Elend und Ineffizienz der russischen Wirklichkeit –



Anarchist Fürst
Kropotkin um 1900

und ein wachsendes Mitgefühl für das einfache Volk.

Aber mit all ihren Talenten und Reformideen war die geistige Elite zu politischer Passivität verdammt. Das Gefühl der Nutzlosigkeit quälte sie. Nicht zufällig haben Russlands große Erzähler eine unvergessliche literarische Genealogie von „überflüssigen Menschen“ (Turgenjew) geschaffen. Stammvater ist der zynische Petersburger Salonlöwe und Müßiggänger Jewgenij Onegin – der Held von Puschkins gleichnamigem Versroman.



Dieses Buch lasen die Zeitgenossen als „Enzyklopädie des russischen Lebens“. Den Ausdruck prägte der Literaturkritiker Wissarion Belinski (1811 bis 1848), eine der meistverehrten Gestalten der Intelligenzija. Der soziale und moralische Einfluss Belinskis ging über seine Rolle als Literaturkritiker weit hinaus. Im Brief an einen Freund formulierte er 1847 das Dilemma der russischen Intelligenzija: „Das Volk spürt, dass es Kartoffeln braucht, aber es braucht keine wie auch immer geartete Konstitution – die wollen nur gebildete Leute, die praktisch machtlos sind.“

Als Sohn eines Militärarztes war Belinski einer jener Nichtadligen kleinbürgerlicher Herkunft („Rasnotschinzy“), die ab Beginn der vierziger Jahre in der Intelligenzija zahlreicher wurden; ein Teil von ihnen sollte sich bald politisch radikalisieren. Der ausgezeichnete, in Armut lebende Belinski war 1832 wegen eines Dramas, das die Leibeigenschaft kritisierte, von der Moskauer Universität relegiert worden. In den 16 Jahren, die ihm blieben, wuchs er zur überragenden Instanz der Intelligenzija heran. Mit seiner ästhetisch-moralischen Autorität machte er vor, wie Literatur und Kritik praktische Alltagswerkzeuge zur Verbesserung der Gesellschaft werden sollten.

Doch die europäischen Revolutionen des Jahres 1848 führten in Russland zu einer erneuten Verschärfung der inzwischen nachlässiger gewordenen Literaturüberwachung. Als Belinski mitten in jenem Jahr seiner Tuberkulose erlag, war der Haftbefehl für ihn bereits unterzeichnet. Das Regime fürchtete den toten Kritiker kaum weniger als den le-



Titelblatt der ersten russischen Ausgabe
des ersten Bandes des „Kapitals“

benden – bis 1856 blieb der Presse jede Erwähnung seiner Person verboten.

Anders als in Westeuropa existierte nicht einmal im Ansatz eine Mittelklasse, die liberale Reformen hätte fordern können. Die Opposition gegen den Zarismus beschränkte sich auf kleine Zirkel von Gebildeten wie jenen, dem sich der junge Dostojewski in St. Petersburg anschloss und den ein Polizeispitzel 1849 aufliegen ließ.

Eine Sonderstellung nahm Alexander Herzen ein, der sich den Repressionen 1847 durch Emigration entzogen hatte. In Paris desillusionierten ihn die Niederlage der Revolution von 1848 und die Geldherrschaft eines neuen Großbürgertums, das Herzens altem Westler-Ideal von Volksfreiheit gar nicht ähnlich sah. Er folgte, eine soziale Revolution in Russland müsse ganz anders ablaufen und sich auf die kollektiven Ansätze der russischen Dorfgemeinschaft stützen.

Herzen begründete damit eine revolutionäre Variante slawophilen Denkens, die eine neue Generation prägte. Die setzte ihre Hoffnungen weniger auf westliche Ideen als auf die von ihr idea-

lisierte Bauernschaft. Dass Reformen überfällig waren, hatte 1856 das Krim-Krieg-Debakel gegen die Westmächte bewiesen. „Alle wollten bessern, das Bestehende zerstören, verändern“, schrieb danach Leo Tolstoi, „alle Russen befanden sich in einem Zustand unbeschreiblicher Begeisterung.“

Die Euphorie hielt nicht lange an: Die ökonomische Lage für die große Masse der Bauern besserte sich auch nach der zunächst begeistert begrüßten Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) durch Zar Alexander II. nicht. Und die soziale Tyrannei in den Fabriken, die sich nun vermehrten, war keine verlockende Alternative. Die ersten Rebellen kamen zu dem Schluss, jetzt helfe nur noch Gewalt. 1866 leitete ein Anschlag auf Alexander II. die Ära des sozialrevolutionären Terrorismus ein.



Derweil beginnt ein kleiner Teil der Intelligenzija, sich für das Werk eines deutschen Gelehrten zu interessieren, der im Londoner Exil 1864 eine „Internationale Arbeiter-Assoziation“ mitgegründet hat. Das wirtschaftskritische Hauptwerk des radikalen Linkshegelianers, der zum Studium von Russlands ökonomischer Entwicklung eigens Russisch lernte, gilt als Geheimtipp.

Ein Presse-Reformgesetz von 1865 beschränkt die Präventivzensur auf Broschüren: Die sind wegen ihres geringen Umfangs regimiekritischer und potentiell massenwirksamer Agitation besonders verdächtig. Im Interesse des wissenschaftlichen Fortschritts dürfen aber Werke, deren Umfang 160 Seiten übersteigt, fortan zensurfrei gedruckt werden. Bei Übersetzungen aus Fremdsprachen, die Freiheitliche Infektion argwöhnen lassen, winkt Zensurbefreiung erst ab 320 Seiten. Doch die Sprengkraft des Wälzers tarnt sich mit einem weit größeren Umfang. So erlebt „Das Kapital“ von Karl Marx seinen ersten fremdsprachigen Auftritt 1872 ausgerechnet im despotischen Russland.

In diesem Jahr feiert die Familie eines geachteten Pädagogen in der Wolgastadt Simbirsk den zweiten Geburtstag des kleinen Sohnes Wladimir Iljitsch. Als Student zählt er einige Jahre später zu den gründlichsten Marx-Lesern. Die Welt wird noch von ihm hören.

Tagebuchaufzeichnungen von Helmuth von Moltke dem Älteren, preußischer General und späterer Feldmarschall, über einen Besuch im Zarenreich 1856

„Russland zerfällt in zwei Teile“

28. AUGUST 1856

Man hat gesagt, dass bei zunehmender Bevölkerung das unermessliche Reich in sich zerfallen müsste. Aber kein Teil desselben kann ohne den anderen bestehen, der waldreiche Norden nicht ohne den kornreichen Süden, die industrielle Mitte nicht ohne beide, das Binnenland nicht ohne die Küste, nicht ohne die große gemeinsame Wasserstraße der vierhundert Meilen schiffbaren Wolga. Mehr noch als dies hält aber das Gemeingefühl aller auch die entferntesten Teile zusammen.

Und für dieses Gefühl ist Moskau der Mittelpunkt nicht nur des europäischen Kaisertums, sondern des alten, heiligen Zarenreiches, in welchem die geschichtlichen Erinnerungen des Volkes wurzeln, und aus welchem, trotz einer zweihundertjährigen Abschwefung (1), vielleicht doch noch seine Zukunft hervorgehen wird.

5. SEPTEMBER 1856

Die väterliche Gewalt ist die Basis aller Rechtszustände in Russland. Ein Vater kann ungerecht und hart sein, aber das hebt sein göttliches Recht nicht auf. Der Russe muss durchaus einen Herrn haben, er sucht ihn sich, wenn er ihm fehlt. Infolge der höchst eigentümlichen Gemeindeeinrichtung, in welcher Kommunismus und Sozialismus seit Jahrhunderten faktisch bestehen, wo das Privateigentum und das Erbrecht nicht gelten, konnten zwar arme Gemeinden, aber keine ganz armen Individuen vorkommen.

7. SEPTEMBER 1856

In keines sterblichen Menschen Hand ist eine solche Machtfülle gelegt, wie in die des unumschränkten Beherrschers des zehnten Teils aller Erdbewohner, dessen Zepter sich über vier Weltteile erstreckt, und der über Christen und Juden, Muselmänner und Heiden gebietet. Wie sollte man nicht aufrichtig Gott bitten, mit seiner Gnade den Mann zu erleuchten, dessen Wille Gesetz ist für sechzig Millionen Menschen, dessen Wort von der chinesischen Mauer bis zur Weichsel, vom Polarmeer bis zum Ararat gebietet, auf dessen Ruf eine halbe Millionen gehorsamer Krieger warten, und der Europa eben erst den Frieden geschenkt hat! Die russische Gemeinde verwaltet ihre eigenen Angelegenheiten durch selbstgewählte Obere, die Starosten, denen sie unbedingt gehorcht. Die kaiserlichen Beamten sind leider oft von notorischer Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit. Der junge Kaiser hat hier schon mit kräftiger Hand

eingegriffen, aber das Übel wurzelt tief. Auf einem Unterschleif ertappt zu werden, ist ein Unglück, nicht wie bei uns eine Schande. Zu viele sind bei den Missbräuchen interessiert. Je weniger solcher Beamter, desto besser. Kein Adel entspricht überhaupt weniger als der russische seinem eigentlichen Zweck, auf eigenen Füßen zu stehen und selbstständig das Recht gegen unten und oben zu wahren. In allen übrigen Ländern wird der Adel erteilt nach der Willkür des Monarchen, in Russland streng nach dem Gesetz. Jeder, welcher die fünfte Rangklasse erreicht, erlangt dadurch den erblichen Adel; die Kinder des Obersten und des Kollegien-

rates werden Edelleute; und noch mehr: Der älteste Erbadel geht verloren, sobald der Besitzer in drei Generationen nicht im Staatsdienst einen Tschin (2) oder Rang erhalten hat. Dadurch ist der Adel ganz und gar abhängig von der Regierung, und es kann ihm nicht leicht einfallen, irgend gegen diese Opposition zu machen.

Ebenso wenig gibt es hier einen Bürgerstand. Die erste Klasse der Kaufleute tritt in den Tschin des Adels; die kleineren sind Muschiks (3), obwohl oft Millionäre, und stehen auf derselben Bildungsstufe wie der Bauer, dem sie in Tracht und Sitte gleich bleiben. Auch die Fabrikätigkeit ist ganz in den

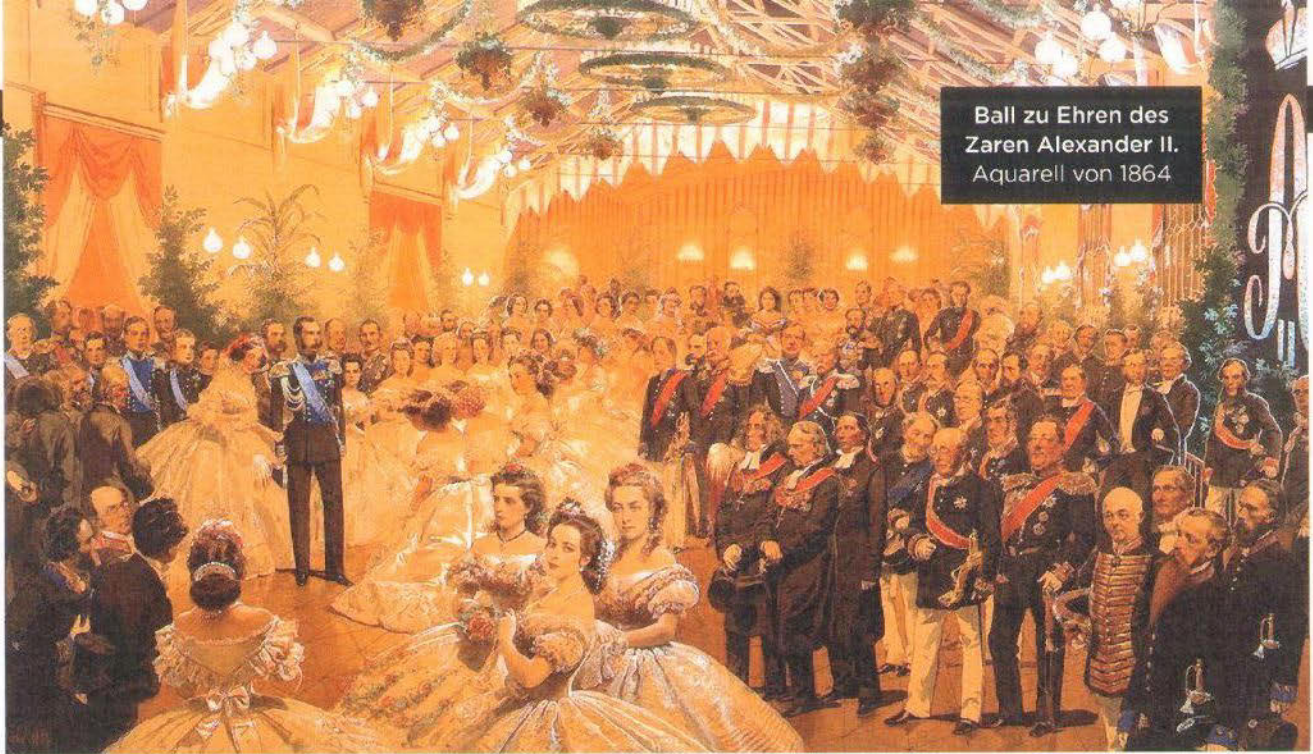


Feldmarschall von Moltke
Karikatur von 1884

Händen des grundbesitzenden Adels. Russland zerfällt so nach eigentlich nur in zwei sehr ungleiche Teile, die Klasse der Gebildeten und „die schwarze Brut“, tschorni narod, erstere zählt höchstens eine halbe, letztere sechzig Millionen Menschen.

Die plötzlich und gewaltsam eingeführte, westeuropäische Zivilisation ist nirgends in die unteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen. Eine kleine Zahl französisch erzogener, im Luxus aufgewachsener, elegant gebildeter, uniformierter und besternter Russen tritt ohne jede Vermittlung neben der an Zahl hundertfach überlegenen Masse der bärtigen, unwissenden, kräftigen, frommen und dabei gelehrigen Bevölkerung auf. In Russland stehen die Unterschiede schroff nebeneinander: Paläste neben Hütten,

Ball zu Ehren des
Zaren Alexander II.
Aquarell von 1864



prachtvolle Städte in öder Gegend, eine hundert Meilen lange Eisenbahn, die zwischen Anfang und Endpunkt keine Stadt berührt.

Man muss gestehen, dass die russischen Kaiser Unglaubliches geleistet haben. Eine der prachtvollsten Hauptstädte erhebt sich über dem Sumpf der Nawa, obwohl die Fluten derselben sie zu ertränken drohen, mächtige Flotten in Meeren, die sieben Monate lang zugefroren sind, ein vortreffliches Heer geschaffen, wo jeder Mann ein zinstragendes Kapital seines Herrn ist, Museen mit den Meisterwerken aller Länder, wo das Volk hundert Meilen umher nur die schwarzen Heiligenbilder schätzt, parkettierte Fußböden, aber halsbrechendes Straßenpflaster, kurz bis ins Detail schroffe Gegensätze ohne Vermittlung.

Die Russen werden auch noch lange nicht ohne die Hilfe der Fremden fertig werden, namentlich nicht ohne die Beständigkeit, das Geschick und die Pflichttreue der Deutschen, denn nur langjährige und eiserne Strenge wird redliche, russische Beamte schaffen können. Vor allem muss erst der Klerus für die Aufklärung des Volkes gewonnen und selbst erzogen werden. Plötzlich und gewaltsam ist hier nichts zu machen, aber das Bestreben eines Jahrhunderts wäre wohl kein zu geringer Preis für eine wirklich nationale, russische Entwicklung.

1: Gemeint ist die mongolische Fremdherrschaft von 1237 bis 1480.

2: Tschin – Rangstufe im russischen Beamtenwesen.

3: Muschik – Mann, hier im Sinne eines einfachen Mannes vom Lande.

Russische Bauern bei der Heuernte
Foto von 1909



Mit verspäteten und halbherzigen Reformen wie der Aufhebung der Leibeigenschaft versuchte Alexander II., sein Reich zu modernisieren. Dann geriet er ins Visier von Terroristen.

Bombe vor die Beine



Von CHRISTOPH GUNKEL

Als sich der Rauch der Explosion gelegt hat, will der Zar dem Mann in die Augen sehen, der ihn soeben umbringen wollte. Alexander II. steigt aus seiner Kutsche, deren Fenster zersplittert sind. Stapft an zwei Leibgardisten und Pferden vorbei, die im Schnee verbluten. Ignoriert seine Soldaten, die ihm zurufen, der Zar solle

lieber fliehen, schnell, schnell, so schnell es nur gehe.

Dann steht der mächtigste Mann Russlands vor dem Attentäter, den die verbliebenen Leibgardisten überwältigt haben, und wirkt ziemlich machtlos, als er mit kindlich-naivem Zorn fragt: „Hast du die Bombe geworfen? Das ist ja wirklich unglaublich!“

Ratlos blickt der Zar auf einen unscheinbaren Mann mit Fellmütze und grober Stoffjacke. Woher kommt dieser

Hass, der gerade ihn trifft, der sein Land modernisiert hat wie kaum ein anderer Herrscher? Warum wird er, der Bauern und Studenten ein weit freieres und erträglicheres Leben ermöglicht hat, nun im Namen dieser Leute verfolgt? Alexander II. findet keine Antwort, wieder einmal.

Der Bombenwurf vom 13. März 1881 war bereits der siebte Mordanschlag auf Alexander. Über Jahrhunderte hatte es niemand aus dem Volk gewagt, einem



Attentat auf Zar Alexander II.
im März 1881
Zeitgenössische Illustration

von Gott gesandten Zaren nach dem Leben zu trachten. Doch jetzt schossen einfache Bürger auf ihren Kaiser, sprengten einen Teil seines Winterpalais in die Luft, zündeten Minen auf Bahnstrecken, die er befuhr. Zum ersten Mal war in Russland der Herrscher der Gejagte. Dabei hatte Alexander selbst jenen, die nun seinen Tod herbeisehnten, lange als Hoffnungsträger gegolten.

Als er 1855 die Zarennachfolge antrat, übernahm er eine tiefverunsicherte

Großmacht. Das Imperium hatte im Krim-Krieg verheerende Niederlagen erlitten und hinkte den europäischen Staaten wirtschaftlich und sozial hinterher. Während die Leibeigenschaft weiter westlich seit rund einem halben Jahrhundert abgeschafft war, ackerten in Russland noch 50 Millionen Menschen in Unfreiheit – unter ihnen Wladimir Putins Urgroßvater Iwan.

Der humanistisch erzogene Alexander II. wollte sein Reich aus dieser Rückständigkeit führen und vom Stigma der Barbarei befreien. Mutig beschloss er, zuerst mit dem größten Übel aufzuräumen: der Leibeigenschaft. Die Zeit drängte. Allein zwischen 1850 und 1854 hatte es 140 Bauernaufstände gegeben.

Der Kaiser wusste, dass er sich mit seinem Vorhaben unerbittliche Feinde machen würde. Der erzkonservative Landadel war nicht gewillt, die lukrative Ausbeutung kampflos aufzugeben, schließlich lag der Kaufpreis für Leibeigene oft unter dem eines guten Hundes. Vorsichtig versuchte Alexander, seinen Reformplan in Watte zu packen.

„Sie werden sicher selbst verstehen, dass das jetzige System leibeigener Seelen nicht unverändert bleiben kann“, sagte er im Frühjahr 1856 gegenüber Adelsvertretern. Dann legte er seinen Köder: „Es ist jedoch besser, es von oben abzuschaffen, als auf den Augenblick zu warten, in dem es von unten abgeschafft wird.“ Die Angst vor einer Bauernrevolution sollte den Adel dazu bewegen, über seine Enteignung nachzudenken. Denn selbst die kompromissbereiten Gutsherren ahnten, dass die Bauern nicht befreit werden konnten, ohne ihnen Land zuzuteilen.

Das Kalkül ging nicht auf. Zwar waren Grundbesitzer in den industrialisierten und weniger fruchtbaren Provinzen des Nordens bereit, Land an Leibeigene zu veräußern. Insgeheim hofften sie, bei der Gelegenheit ihre sandigen und moorigen Böden zu einem guten Preis loszuwerden. Doch die Eigentümer der fruchtbaren Regionen im Süden blieben widerspenstig. Sie arbeiteten nur deshalb in den Reformkomitees mit, um die Pläne zu verschleppen und liberale Kräfte auszubremsen.

Eine Bauernbefreiung, klagten sie, werde den Adel ruinieren und das Land in die Anarchie stürzen. Manchmal packte den Zaren angesichts dieses Widerstands die Wut. „Wenn diese Herren sich einbilden, sie könnten mich durch ihre Haltung erschrecken“, schrieb er ei-

nem Vertrauten erbost, „dann täuschen sie sich.“ Alexander erhöhte den Druck, indem er die Presse in seine Pläne einweihte – so viel Offenheit hatte noch nie jemand gewagt.

Dennoch mussten die Reformer viele Kompromisse eingehen. Zermürbt von jahrelangen Diskussionen, sprach der Zar Anfang 1861 ein Machtwort: „Ich wünsche, ich fordere und befehle, dass alles bis zum 15. Februar abgeschlossen ist“ – und erinnerte den Adel kühl an die „Macht des autonomen Herrschers“.

Der Befehl schien zu wirken. Wenige Tage später wurde in Gesetze gefasst, was Alexander in einer bewegenden Rede zur „Überlebensfrage“ seines Landes erhoben hatte: Nach mehr als drei Jahrhunderten hatte das Zarenreich die Leibeigenschaft abgeschafft. Nur: Der aufrichtige Wunsch des Zaren nach einer Verbesserung „nicht nur in Worten und auf dem Papier, sondern tatsächlich“ erfüllte sich nicht. Während Alexander im Ausland sogar von exilierten radikalen Demokraten wie Alexander Herzen gefeiert wurde, während die Bildungsbürger das Ende der Barbarei beklatschten und 20 000 Menschen dem Herrscher vor seinem Schloss zujubelten, blieben die meisten Bauern stumm und misstrauisch.

Zu oft waren sie betrogen worden, um an Wunder zu glauben. Und das 400-seitige Gesetzeswerk, dessen Bestimmungen ihnen nun in den Kirchen verlesen wurden, weckte mit seiner geschwollen Bürokratensprache und den unzähligen Ausnahmeregeln wenig Vertrauen.

Viele Klauseln mussten argwöhnisch machen: Da erhielten die Bauern sofort das freie Bürgerrecht, mussten aber in einer Übergangszeit von zwei Jahren weiterhin für ihre Grundherren arbeiten und ihnen Abgaben zahlen. Und da wurde den einstigen Leibeigenen sofort der Besitz ihres Hauses zugesprochen, doch das Land, das sie bisher beackert hatten, mussten sie erst selbst erwerben. Weil sie kein Eigenkapital besaßen, ließ ihnen der Staat für maximal 49 Jahre das Geld, verlangte es aber vollständig zurück – zuzüglich satter sechs Prozent Zinsen.

Die Grundbesitzer und von ihnen selbst ernannte spezielle Schlichter handelten mit den Dorfgemeinden den Kaufpreis für das Land aus. Eine Einladung zum Betrug, denn transparente Marktpreise gab es nicht. Historiker wie Alexander Aiwasow rechneten später nach,

dass die kaufmännisch unerfahrenen Bauern oft das „Dreifache der Summe des Bodenwerts“ zahlten. Viele blieben zudem für Jahrzehnte faktisch unfrei, denn solange das Land nicht abbezahlt war, konnten sie es auch nicht verlassen.

Dazu kam eine weitere, überaus türkische Sonderregelung, die der Adel in letzter Minute durchgesetzt hatte: Verzichteten die Bauern freiwillig auf drei Viertel der ihnen zugesprochenen Landfläche, erhielten sie das restliche Viertel sofort und kostenlos. Zehntausende schluckten diesen Köder und endeten in Armut. Denn ihre kleinen Parzellen warfen zu wenig Ertrag ab.

Alexander II. ließ sich davon nicht entmutigen. Er hatte zwar solche Entwicklungen weder gewollt noch vorhergesehen. Aber trotz der Konstruktionsmängel seiner Bauernbefreiung glaubte er, Historisches geleistet zu haben – und trieb mit Hochdruck weitere Reformen voran.

Alles kam auf den Prüfstand: Justiz, Verwaltung, Bildungswesen. Jedes Mal war es ein zähes Ringen, doch am Ende hatte sich Russland ein wenig dem Standard Europas angenähert. Zum ersten Mal gab es Anwälte und öffentliche Gerichtsverhandlungen.

Das Vertrauen in die Justiz wuchs, die Verwaltung wurde dezentralisiert und effizienter, die Prügelstrafe abgeschafft. Das Militär bekam seine allgemeine Wehrpflicht, die Universitäten ihre volle Autonomie, und das Schienennetz wurde um das 20fache ausgebaut.

Doch wieder erntete der Zar wenig Dankbarkeit von denen, die von den Änderungen profitierten. Womöglich kam seine Reform-Roskur zu spät. Auch war er dem konservativen Adel, immer noch Stütze des Regimes, weit entgegengekommen. Studenten und sozialistische Gruppierungen empfanden den Umbau des Staates jedenfalls als nicht schnell und weitgehend genug. Der Zar hatte

eine Veränderung angestoßen, deren Eigendynamik er bald nicht mehr kontrollierte. Der Trend ging nicht mehr zur Reform, sondern zur Revolution.

An den Universitäten und in geheimen politischen Zirkeln träumten junge Russen längst von einer Zeit nach dem Zarentum. Wahlweise forderten sie ein Parlament, eine Verfassung, Demokratie oder gar Sozialismus. Die Moderaten wären mit einer konstitutionellen Monarchie zufrieden gewesen, doch die Radikalen kämpften für die völlige Zerstörung des Systems. Es erschien ihnen zu krank, als dass es noch zu reformieren wäre – die Revolution von 1917 warf ihre Schatten voraus.

Überall im Land wurden heimlich sozialrevolutionäre Pamphlete gedruckt – und der Zar las dank seiner Agenten ungläubig mit. Unschlüssig, was er tun sollte, schwankte er zwischen autokra-

sierung und ein Parlament nachgedacht werden.

Das Wüten der Geheimpolizei stärkte jene Kräfte, die ohnehin überzeugt waren, die Verhältnisse schneller mit Bomben als mit Worten verändern zu können. 1879 gründete sich das Terrornetzwerk „Der Volkswille“. Dessen junge Fanatiker ermordeten im ganzen Land Adlige, Polizeichefs und hohe Beamte. Zu den Terroristen gehörten Söhne und Töchter aus der Oberschicht. Auch der Zar stand auf der Todesliste. Vier Anschläge hatte der „Volkswille“ bereits auf ihn verübt (zwei weitere gingen auf andere Täter zurück); dann kam jener 13. März 1881, an dem der Student Nicolai Ryssakow eine Bombe unter Alexanders Kutsche warf.

Wenige Sekunden nachdem der Kaiser dem gefassten Terroristen Ryssakow in die Augen geblickt hatte, näherte sich ihm

ein zweiter Mann – und der warf ihm eine Bombe direkt vor die Beine. Die Detonation riss Alexanders linken Fuß ab; wenige Stunden später erlag er seinen Verwundungen. St. Petersburg erstarrte im Schock.

Für den „Volkswillen“ hatte sich dagegen ein Traum erfüllt. „Ich weinte, ebenso die anderen“, erinnerte sich die beteiligte Terroristin Wera Figner. Das Blut des Zaren habe die Grausamkeiten des Regimes gerächt und das Land befreit. „Eine

schwere Last fiel von unseren Schultern“, schrieb Figner, „die Reaktion (so schien es uns) musste nun endlich der Arbeit zur Erneuerung Russlands weichen.“

Sie täuschte sich. Gegen fünf enttarnete Verschwörer erging das Todesurteil. Die Explosion hatte zwar Alexanders Körper zerrissen, verpuffte ansonsten aber wirkungslos. Sie entflammte keinen Volksaufstand. Still trauerten die Bürger um ihren Zaren, dessen Nachfolger sich weit weniger reformfreudig zeigen sollten. Nach Alexander II. folgten Jahrzehnte des Stillstands. Dann war das Reich so morsch, dass es in sich zusammenfiel.



Alexander II. verkündet die Aufhebung der Leibeigenschaft (Aquarell um 1880)

tischer Härte und weiteren Zugeständnissen. Seine Ministerien besetzte er abwechselnd mit Hardlinern und Reformern. Alexander wurde „angst vor der eigenen Kühnheit“, schrieb eine Freundin der kaiserlichen Familie, „er macht sich zum Verteidiger der Ordnung, die er selbst erschüttert hatte“. Resigniert stattete der Zar 1880 seinen Innenminister Michail Loris-Melikow, Sohn eines armenischen Kaufmanns, mit umfassenden Vollmachten aus. Alexander beauftragte ihn mit einer „Diktatur der Herzen“. Jeder, der die Autokratie in Frage stellte, wurde unerbittlich verfolgt – und doch sollte gleichzeitig über eine Verfas-

Wiesbaden im August

1865. Aus der Kurstadt schreibt Fjodor M. Dostojewski an seine Geliebte nach Paris: „Liebe Polja, meine Situation hat sich unwahrscheinlich verschlechtert. Kurz nachdem Du weggefahren warst, tags darauf, erklärte man mir am frühen Morgen im Hotel, man habe Anweisung, mir weder Mittagessen noch Tee oder Kaffee zu servieren.“ Der Grund: „Der dicke deutsche Wirt sagt, Mittagessen verdiente ich nicht.“ Der Brief an Polina Suslowa endet mit der Bitte um 150 Gulden, damit „ich diese Schweine bezahlen“ kann.

Der Schriftsteller steckt tief in Spielschulden. Seit seinem ersten Besuch in Wiesbaden 1862 ist der Russe dem Roulette verfallen, fast ein Jahrzehnt lang hat ihn die Spielsucht im Griff. Mehrfach reist er nach Deutschland und hockt tage- und nächtelang in den Casinos von Wiesbaden, Bad Homburg oder Baden-Baden.

Hauptgrund der Reisen ist allerdings seine angeschlagene Gesundheit. In den renommierten Kurorten erhofft sich der Epileptiker Genesung durch heilende Quellen. Nach ärztlicher Anweisung badet, trinkt und gurgelt er – und quält sich häufig. Heimweh und die in seinen Augen russenfeindlichen Deutschen machen ihm zu schaffen.

Das Leben im Ausland sei schlimmer als Zwangsarbeit, schreibt er in einem Brief. Aus der „Hölle Baden-Baden“ berichtet er, die Deutschen seien „alle ohne Ausnahme Wucherer, Schurken und Betrüger!“ Aus Bad Ems schimpft er über den „miserablen“ Kaffee und den einheimischen Wein, „dieses hochgradig saure Zeug“. Selbst in Dresden, wo er in der Gemäldegalerie auf einen Stuhl steigt, um die Sixtinische Madonna zu bewundern, klagt er über das „dumme deutsche Theater“.

Spielschulden und saurer Wein:
Fjodor Dostojewski
in Deutschland.

Absturz in Roulettenburg



Dostojewski,
1880

Freilich bemühte sich Dostojewski kaum um Kontakt mit den Deutschen, wie die Slawistin Karla Hielscher in ihrer Studie „Dostojewski in Deutschland“ betont. Seine zerstörerische Passion für das Casino aber verarbeitete er in seinem 1867 erschienenen Roman „Der Spieler“. Schauplatz ist eine fiktive deutsche Stadt: Roulettenburg. Die weibliche Hauptfigur, vor der sich der Erzähler in masochistischer Lust erniedrigt, heißt nach ihrem autobiografischen Vorbild Polina.

Weil Dostojewski in Wiesbaden einen Vorschuss seines Verlegers verspielt hatte, dem er nun einen neuen Roman schuldig war, entstand „Der Spieler“ unter Hochdruck – in nur 24 Tagen. Doch die Zeitnot erwies sich als Segen. Dostojewski bekam Hilfe von der jungen Stenografin Anna Snitkina. Die beiden verliebten sich und heirateten noch im gleichen Jahr. Dostojewskis erste Frau war 1864 gestorben. Anna lebte zeitweise mit ihrem spielsüchtigen Mann in Deutschland und ließ ihn nicht einmal fallen, als er die Eheringe ins Pfandhaus trug.

Es ist nicht bekannt, wie viel Geld Dostojewski in Deutschland verloren hat. Gewonnen hat er jedenfalls manche Erkenntnis. Etwa über den vermeintlichen Nationalcharakter der Deutschen. In einem bissigen Feuilleton spricht er von einer „allen Deutschen im Falle eines Erfolgs eigenen grenzenlosen Prahlucht“. Dies gelte auch für literarische Figuren. So hält sich der Deutsche in Dostojewskis Satire „Das Krokodil“ für besonders klug. Als seine schuppige Jahrmarktsattraktion einen russischen Hofrat verschlingt, weigert sich der deutsche Besitzer, dem Reptil den Bauch zu öffnen. Der Russe lebt also im Krokodilmagen weiter, der Deutsche kassiert das Publikum ab.

Carmen Eller

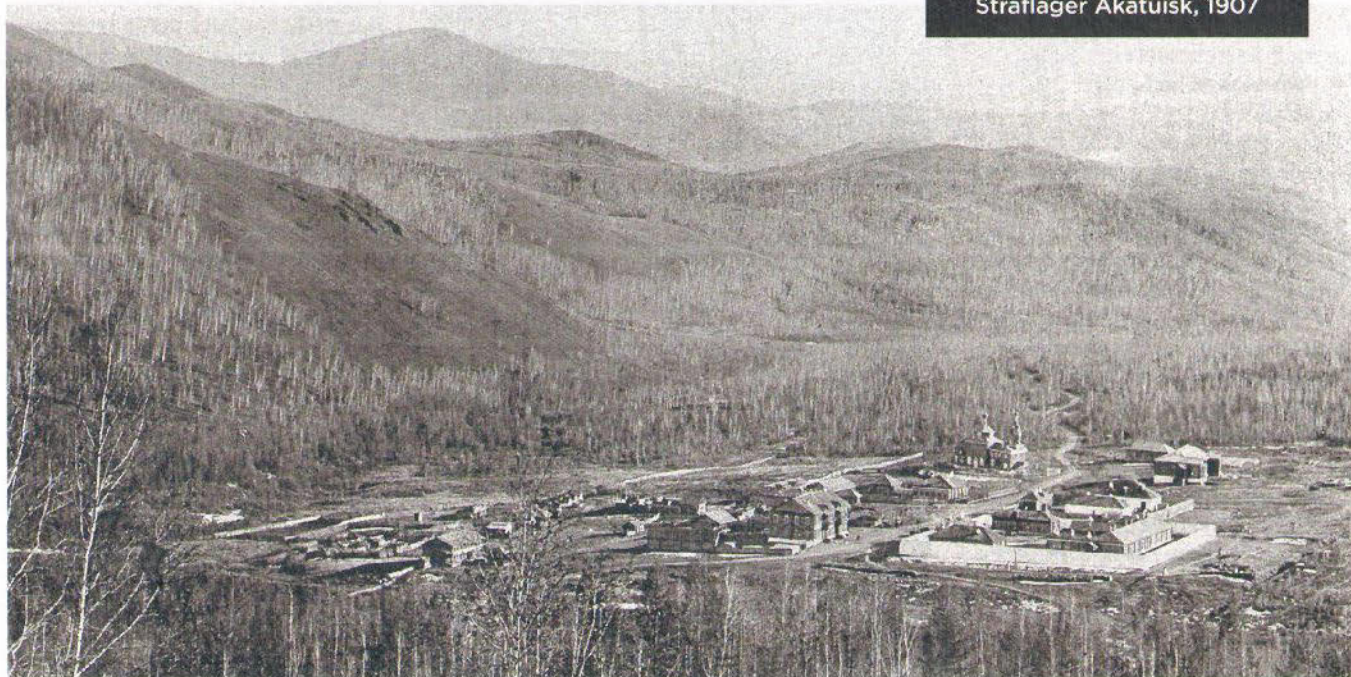
Weit über eine Million Menschen schickte das zaristische Russland nach Sibirien. Für viele war die Verbannung ein qualvoller Weg in den Tod, für einige eine Reise in ein erträgliches Exil.

Leben im Totenhaus

Von JOACHIM MOHR



Zwangsarbeiter beim Eisenbahnbau 1895 in Ost-Sibirien, Straflager Akatuisk, 1907



Das erste Opfer der Verbannung im zaristischen Russland soll kein Mensch gewesen sein, sondern die Glocke eines Klosters.

Am 15. Mai 1591 kam der jüngste Sohn Iwans IV., genannt „der Schreckliche“, in der zentralrussischen Stadt Uglitsch ums Leben.

Viele Menschen glaubten, der damalige Reichsverweser und spätere Zar Boris Godunow habe den achtjährigen Jungen kaltblütig ermorden lassen, um die eigenen Herrschaftsansprüche abzusichern.

Einige aufmüpfige Einwohner läuteten nach dem Tod des Kindes erzürnt und wagemutig die Glocke des örtlichen Klosters, um so einen Aufstand anzuzetteln. Die Rebellion wurde allerdings ruck, zuck niedergeschlagen.

Zur Strafe hieben zarentreue Untertanen der Glocke die Henkel ab, als wären es Ohren, und rissen ihr den Klöppel heraus, als wäre er eine Zunge. Anschließend wurde die Glocke nach Tobolsk in Sibirien verbannt. Auch die Meuterer, die das Metall zum Tönen gebracht hatten, mussten zwangsweise gen Osten ziehen.

Von Beginn des 17. Jahrhunderts an lernten die russischen Zaren die Verbannung als nützliches Herrschaftsinstrument schätzen: Die Monarchen konnten so missliebige Zeitgenossen loswerden und, genauso wichtig, die gewaltige Weite Sibiriens besiedeln.

In die Ferne gejagt wurden Räuber und Diebe, Kriegsgefangene, meuternde Soldaten, Kinderschänder, widerspenstige Bauern, Menschen mit dem falschen Glauben oder einer störenden politischen Einstellung.

Später kamen, mehr oder weniger wahllos, Meineidige, Verleumder und zahllose Männer und Frauen hinzu, die gegen irgendein Verbot verstoßen hatten, war es auch nur das des Tabakrauchens. Auch wer keine Steuern zahlte oder als Leibeigener ohne Erlaubnis einen Baum fällte, musste mit Verbannung rechnen.

Doch nicht nur echte oder angebliche Bösewichte wurden deportiert, die Zaren schoben auch zahlreiche Menschen nationaler Minderheiten wie Tataren, Juden oder Kaukasier nach Sibirien ab.

Russland stand mit dieser Strafpraxis nicht allein: Großbritannien verschiffte missliebige Untertanen nach Australien, Frankreich schickte sie in sein Übersee-Departement Guayana.

Bis zu seinem Ende 1917 wurden im Zarenreich wohl weit über eine Million Menschen in den weiten und kalten Osten des Reiches vertrieben, exakte Zahlen gibt es nicht.

Unter den Geächteten waren Geistliche wie der hochgestellte Pope und Führer der sogenannten Altgläubigen Awwakum Petrow, berühmte Schriftsteller wie Fjodor Dostojewski, Revolutionäre wie Michail Bakunin und Leo Trotzki, ebenso Wladimir Iljitsch Lenin, der Führer der Bolschewiki, und der spätere sowjetische Diktator Josef Stalin.

Im zaristischen Russland wurde Sibirien oft als das „größte Zuchthaus der Welt“ bezeichnet, der Direktor der russischen Gefängnisverwaltung nannte es Ende des 19. Jahrhunderts „ein riesiges Gefängnis ohne Dach“. Viele der Verbannten mussten unter unmenschlichen Umständen Zwangsarbeit leisten, für Abertausende endete die erzwungene Reise in einem elendigen Tod. Dostojewski schilderte seine Erfahrungen während knapp vier Jahren Verbannung in einem Buch mit dem Namen „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“.



Sträfling in
Sibirien, um 1890

Der russische Zugriff auf Sibirien begann Mitte des 16. Jahrhunderts. Das Gebiet ist riesig: Es erstreckt sich in westöstlicher Richtung über rund 7000 Kilometer vom Ural bis zum Pazifik; noch einmal mehr als 3000 Kilometer sind es vom Nordpolarmeer bis nach China, der Mongolei und Kasachstan. Die Fläche umfasst heute drei Viertel des russischen Staatsgebiets.

In den meisten Regionen herrscht ein menschenfeindliches Kontinentalklima: Auf heiße Sommer mit bis zu 40 Grad folgen extrem kalte Winter, vereinzelt mit bis zu minus 70 Grad. Bis zu neun Monate ist das Land von Schnee bedeckt. Freiwillig fanden sich deshalb nie genügend russische Siedler, um diese gigantische Fläche zu erschließen. Verbann- te mussten her, verdammt, in Richtung Osten zu ziehen.

Im Jahr 1649 wird die Deportation im Strafgesetzbuch des Russischen Reichs verankert. Unterschieden wird zwischen der „Katorga“, der Zwangs- arbeit, und der „Ssylka“, der einfachen Verbannung.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhun- derts deportierte die Regierung nach Schätzungen im Durchschnitt rund 2000 Verurteilte pro Jahr. Nach 1753, als die Todesstrafe weitgehend abgeschafft und in lebenslange Zwangsarbeit umge- wandelt wurde, stieg die Zahl der Ver- bannten auf bis zu 10 000 jährlich. Seit dieser Zeit durften auch Dorfgemein- schaften sogenannte verderbte Personen nach Sibirien schicken, später konnten Gutsbesitzer widerspenstige Leibeigene deportieren oder Manufakturbesitzer unbotmäßige Arbeiter.

Damit regierte die Willkür. Oft reichte ein Verwaltungsakt, um einen Menschen nach Sibirien zu zwingen. Schwerverbrecher konnten mit wenigen Jahren einfacher Verbannung davon- kommen, während Menschen, die nur ihren Ausweis verloren oder Vorgesetz- ten Liebesworte gegeben hatten, bis an ihr Lebensende Zwangsarbeit leisten mussten.

Vor ihrer langjähriger Sträflingsarbeit wurden die Verurteilten häufig ausge- peitscht und ihre Nasenflügel aufge- schlitzt. Zahlreiche Delinquenten erhiel- ten ein Brandmal, oft auch im Gesicht.

Als Tortur erlebten viele Gefangene bereits den Weg nach Osten. Von Mos- kau aus waren sie sechs oder mehr Mo- nate unterwegs, teils mit Eisenfesseln aneinandergekettet, unter oft katastro-



phalen Verhältnissen in Etappengefäng- nissen untergebracht.

Zwischen 1823 und 1887 lebten genau 772 979 Verbannte in Sibirien, so hielten es jedenfalls Staatsbeamte penibel fest. Etwa jeder siebte Gefangene in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war zu Zwangsarbeit verurteilt. Viele der Sträflinge mussten in Eisenhütten, Silberminen oder Salzbergwerken schuf- ten, Verkehrswege bauen, Wälder roden oder Sümpfe trockenlegen. Für Tausen- de bedeutete die Plackerei den Tod.

Der amerikanische Autor George Kennan besichtigte 1885 verschiedene Straflager Sibiriens. Nach seinen Anga- ben lag die Sterberate unter den Zwangs- arbeitern bei 30 bis 40 Prozent. In Zellen mit zwölf Insassen lagen Gesunde neben Kranken mit Typhus oder Tuberkulose.

Der Schriftsteller Anton Tschechow inspizierte im Sommer 1890 drei Monate lang die Strafkolonien auf der russischen Insel Sachalin nördlich von Japan. Seine Eindrücke beschreibt er anschließend als „die wahre Hölle“:

„Von den Arbeiten, die häufig bei schlechtem Wetter ausgeführt werden, kommt der Zuchthäusler mit nasser Kleidung und schmutzigem Schuhwerk

zum Übernachten ins Gefängnis zurück; er kann sich nirgends trocknen. Sein Bau- ernpelz riecht nach Schaf, das Schuh- werk nach Leder und Teer. Die Wäsche, von den Hautausdünstungen durch- tränkt, ist feucht und lange nicht gewa- schen, die Fußlappen riechen erstickend nach Schweiß, und er selbst, der seit lan- gem nicht gebadet hat, ist voller Läuse“ (siehe Seite 94).

Im Rahmen eines neuen Strafgeset- zuchs wurden 1845 verschiedene Grade der Zwangsverschickung festgelegt: Ver- bannung zu befristeter oder unbefriste- ter Sträflingsarbeit, zur Ansiedlung an bestimmten Orten mit Verlust aller bür- gerlichen Rechte, zeitweilige Verban- nung mit geringfügigen Einschränkun- gen der Freiheit.

Das zaristische Regime versuchte damit, soziale und politische Probleme im europäischen Russland zu lösen, ver- schob sie aber nur nach Osten. In den Weiten Sibiriens, außerhalb der wenigen größeren Städte, herrschte praktisch Ge- setzlosigkeit. Die Verbannung war eine Brutstätte für Kriminalität.

Eine von der Moskauer Reichsregie- rung eingesetzte Kommission stellte 1898 fest, dass im letzten Viertel des 19.

Lagerbaracken in der
Region Chabarowsk
im Südosten
Sibiriens, 1895



Jahrhunderts jeder dritte Sträfling aus den sibirischen Gefängnissen und Lagern geflohen war. Überall trieben Banditen und Landstreicher ihr Unwesen, Räuberbanden überfielen Reisende und terrorisierten Dörfer. Dorfbewohner wiederum übten Lynchjustiz, wenn sie Verbrecher ergriffen, da Polizei nicht vorhanden oder korrupt war. Die Justiz setzte ein Kopfgeld auf jeden entflohenen Sträfling aus, unter Bauern und Jägern hieß es, „dass die Haut eines Sträflings mehr wert ist als das Fell eines Tieres“.

Auch politisch Verfolgte waren unter den Flüchtlingen. So gelang dem Anarchisten Michail Bakunin, 1857 verbannt, eine abenteuerliche Flucht über Japan und die Vereinigten Staaten bis nach London. Insgesamt machten die „Politischen“ jedoch nur einen kleinen Teil der Deportierten aus, im Jahr 1898 gerade einmal ein Prozent.

Zu ihnen gehörten die Dekabristen, revoltierende Offiziere der kaiserlichen Armee, deren Umsturzversuch im Dezember 1825 schnell in sich zusammengebrochen war. Fünf der Verschwörer wurden gehängt, viele nach Sibirien geschickt, teils für 30 Jahre, teils zu

Zwangsarbeit verurteilt. Die Ehefrauen von einem Dutzend Dekabristen folgten ihren Männern freiwillig und verloren ebenfalls ihre Bürgerrechte.

Alexander Puschkin, schon damals ein berühmter Dichter und ein Sympathisant der Aufrührer, schrieb 1827 sein „Sendschreiben nach Sibirien“. In dem unter späteren russischen Revolutionären beliebten Gedicht heißt es: „Harrt aus! Sibiriens Bergwerksnacht darf euren Stolz nicht niederzwingen! Was ihr erstrebt, so kühn gedacht, wofür ihr büßt, wird einst gelingen!“

Für seinen Dichterkollegen Dostojewski sollten die Verse zwei Jahrzehnte später eine ganz persönliche Bedeutung erlangen. Im Jahr 1849 wird der Schriftsteller, nur weil er einem freiheitlichen Gesprächskreis angehörte, erst zum Tode durch Erschießen verurteilt, dann zu vier Jahren Verbannung begnadigt. Die Zeit im Gefängnis von Omsk, einer Stadt im Südwesten Sibiriens, bedeutet für ihn ein Leben im „Totenhaus“.

Er und die anderen Häftlinge werden in baufälligen Bretterbuden zusammengepfercht, im Winter ist es eisig kalt, im Sommer glühend heiß. Tags muss er arbeiten, die Festung ausbauen, Schnee schaufeln. Nachts liegen die Gefangenen auf verdreckten Betten „wie die Heringe in einem Fass“. Viele sind krank, alle werden von Ungeziefer geplagt, kaum einer gewöhnt sich an die Schaben in der Suppe. Seine Mitgefangenen sind Mörder und Räuber, „rohe, gereizte und erbitterte Menschen“, die stinken „wie die Schweine“. Dostojewski zittert vor sadistischen Wärtern, die im Rausch haltlos auf Häftlinge einprügeln.

Diese traumatischen Erfahrungen tragen sicherlich dazu bei, zu erklären, warum sich der anfangs liberale Dichter später in einem nationalen Patrioten verwandelte.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts steigt die Zahl der politischen Verbannten, bedingt durch Attentate von Revolutionären und Anarchisten und die aufgeheizte gesellschaftliche Lage, vor allem nach der Ermordung des Zaren Alexander II. 1881. Auch nach den Streiks und Unruhen zwischen 1905 und 1907 lässt Zar Nikolai II. Tausende politische Gegner nach Sibirien verfrachten.

Viele dieser Abgeschobenen mussten allerdings weder im Gefängnis sitzen noch Zwangsarbeit leisten. Weit entfernt von ihrer Heimat arbeiteten manche sogar in ihren erlernten Berufen als

Buchhalter, Ärzte, Apotheker, Juristen. Oder sie versuchten, sich als Bauern oder Handwerker durchzuschlagen.

Diese noch humanen Umstände mindern nicht das Grauen, das Hunderttausende in Sibirien erleiden mussten. Jedoch ist die Verbannung zur Zarenzeit nicht mit dem Gulag der stalinistischen Sowjetunion gleichzusetzen, dem mörderischen Lagersystem mit seinen Millionen von Toten.

Für viele politisch Verfolgte war allein die Abgeschiedenheit eine schlimme Strafe. Wladimir Sensinow, ein studierter Ökonom und Sozialrevolutionär, wurde 1912 das dritte Mal verbannt – in ein ostsibirisches Kaff namens Russkoje Ustje, in dem gerade einmal 22 Menschen wohnten. „Ich zweifelte daran, dass es einen Fleck auf der Erde gab, der weiter von der Zivilisation entfernt war“, schreibt er in einem Aufsatz, der 1924 in der US-Zeitschrift „National Geographic“ erschien. „Es gab nicht einen Menschen, der lesen oder schreiben konnte. Antwort auf meine Korrespondenz kam nach frühestens eineinhalb Jahren, und das auch nur über spezielle Boten. So weit das Auge reichte, gab es nur Schnee, Schnee, Schnee.“

Ein angenehmeres Leben konnten hingegen die Verbannten genießen, die über Geld verfügten. Zu ihnen zählte unter anderem Lenin, der, weil er die illegale Zeitung „Sache der Arbeiter“ verbreitet hatte, 1897 für drei Jahre nach Schuschenskoje in Südsibirien geschickt worden war. In einem Brief berichtet er: „Ich lebe hier nicht schlecht, widme mich eifrig der Jagd.“ Außerdem verwende er „neben der Jagd und dem Baden einen großen Teil der Zeit für Spaziergänge“.

Seine Frau und Mitstreiterin Nadeschda Krupskaja, die er in der Verbannung heiratete, schreibt in ihren Erinnerungen: „Sonntags hielt er (Lenin) juristische Beratungsstunden bei sich ab. Bauern und Bäuerinnen kamen und brachten ihre Anliegen vor. Faktisch bestand überhaupt keine Aufsicht.“ Sie und Lenin „mieteten für vier Rubel ein halbes Haus mit Gemüsegarten und Hof. Hier führten wir einen regelrechten Familienhaushalt.“ Für einen Tag notiert sie: „Nach dem Mittagessen schrieben wir beide etwa zwei Stunden lang die ‚Entwicklung des Kapitalismus in Russland‘ ins Reine.“

So ging der Kampf für den Sturz der zaristischen Herrschaft auch in der Verbannung weiter.

Der Schriftsteller Anton Tschechow reist 1890 auf die Gefängnisinsel Sachalin und schreibt einen erschütternden Bericht.

„Millionen Menschen verfaulen“



Zwangsarbeiter und Bewacher auf Sachalin, 1890 (Aufnahme aus Tschechows Sammlung)

Mitte Mai ist es, und Anton Pawlowitsch Tschechow, der russlandweit bekannte Schriftsteller und Arzt, steht verlassen am Ufer des Tom, unweit dem heutigen Nowo Sibirsk, und wartet auf das Fährboot. Die Frühjahrsschmelze hat begonnen, die sibirischen Flüsse sind über die Ufer getreten, und niemand, schon gar nicht der Kutscher, der Tschechow an diese Stelle gebracht hat, weiß, wo die Fähre genau anlegen wird. Der Reisende nimmt es hin. Seine Filzstiefel triefen vor Nässe, weder Halbpelz noch Ledermantel schützen ihn hinreichend vor der Kälte, seine Haut brennt, und er leidet an Verstopfung, doch er möchte nur eines: auf die Insel Sachalin gelangen. Sie liegt im äußersten Osten des Reiches, rund 10 000 Kilometer über Land von Moskau entfernt, und beherbergt eine Strafkolonie. Immerhin die Hälfte des Weges hat Tschechow schon geschafft.

Was er auf Sachalin will, das versteht kein Mensch. Die Familie des 30-Jährigen, seine Lieblingsschwester Mascha, sein Verleger Alexej Sergejewitsch Suworin – alle haben ihm davon abgeraten. Seine Gesundheit sei schließlich nicht die beste, die weite Reise beschwerlich, dazu der Aufenthalt unter den Häftlingen sicher auch gefährlich. Diese Insel interessiere doch niemanden. Zornig hatte sich Tschechow zur Wehr gesetzt: „Sachalin nicht brauchen und uninteressant finden, kann nur eine Gesellschaft, die die Menschen

nicht zu Tausenden dorthin verbannt und die nicht Millionen dafür ausgibt“, schrieb er Suworin vor seiner Abreise. „Aus den Büchern, die ich gelesen habe und lese, geht hervor, dass wir in den Gefängnissen Millionen Menschen haben verfaulen lassen, umsonst verfaulen, zielloos, barbarisch; wir haben die Menschen in Ketten Zehntausende Werst durch die Kälte getrieben, sie mit Syphilis angesteckt, demoralisiert, Verbrecher vermehrt – und all das auf die rotnasigen Gefängnisaufseher abgewälzt. Heute weiß das gesamte gebildete Europa, dass nicht die Aufseher schuld sind, sondern wir alle.“

Drei Monate verbringt Tschechow schließlich auf der Insel, von Juli bis Oktober 1890. Er besucht jede Ortschaft, jedes Haus, jede Hütte, jeden einzelnen Häftling und macht sich Notizen über Notizen. Er schaut sich die Gefängnisse und die Siedlungen an, die Dunkel-, Einzel- und Gruppenzellen, besichtigt Kettenhäuser und Latrinen, sieht bei der Essensverteilung zu und leistet Hilfe in der gänzlich unterversorgten Krankenstation. Er findet Quartiere vor, die so voller Wanzen sind, dass sich die Zimmerdecke zu bewegen scheint, und spricht mit Häftlingen, die in den Kohlebergwerken arbeiten müssen, in Stollen, so niedrig, dass sie sich darin nur auf Händen und Knien fortbewegen können. Katorga heißt ihre Strafe, Zwangsarbeit.

Geduldig lässt er sich von Gefangenen, die zur Strafe an grobe Holzkarren gekettet worden sind, beschreiben, wie sie mit dieser Einschränkung nachts überhaupt schlafen können. Sie müssten jeweils am Rand der Gemeinschaftspritsche liegen, erklären sie ihm, damit sie ihren Karren während der Nacht unter die Liege schieben könnten.

Tschechow schreibt alles auf: „Weiter leben in der Hütte selbst etwa fünf Männer, von denen sich jeder anders bezeichnet: dieser als Mieter, jener als Arbeiter und mancher als Hausgenosse. Der eine steht neben dem Ofen und lötet irgendetwas, wobei er die Wangen aufbläst und die Augen aufreißt; ein zweiter, offenbar ein Spaßmacher mit gemacht dummer Physiognomie, murmelt etwas, und die anderen lachen hinter der vorgehaltenen Hand. Auf dem Bett sitzt die Babylonische Hure, die Hausfrau selbst, Lukerja Nepomjaschtschaja, zerzaust, hager und sommersprossig; sie bemüht sich, meine Fragen möglichst komisch zu beantworten, und baumelt dabei mit den Beinen.“

Zutritt zu den Sträflingen verschaffte Tschechow ein Schreiben des Inselkommandanten Wladimir Ossipowitsch Kononowitsch, dem der Schriftsteller erklärt hatte, er wolle eine Bevölkerungszählung durchführen. Dazu hatte sich Tschechow eigens Karteikarten mit Fragen zu Alter, Herkunft, Familienstand der Strafkolonisten und Ähnlichem drucken lassen. Der Kommandant hatte ihm die Untersuchung in aller Freundlichkeit genehmigt, nicht ohne zeitgleich einen geheimen Erlass an seine Untergebenen in Alexandrowsk und Tymowsk zu schicken: Sie sollten die Aktivitäten des Schriftstellers präzise überwachen.

Tschechow fiel sein Forschungsprojekt nicht leicht. Die Auspeitschung, der er beiwohnte, konnte er kaum aushalten.

Mehrfach verließ er das Zimmer, in den darauffolgenden Nächten fand er kaum Schlaf. An einer Hinrichtung teilzunehmen, traute er sich gar nicht erst zu. Doch am Schluss schätzte er sich glücklich, jeden einzelnen der über zehntausend Katorga-Häftlingen in seine Karteikarten aufgenommen zu haben. Seinem Verleger schreibt er am 11. September 1890: „Mit anderen Worten, es gibt auf Sachalin keinen Sträfling oder Strafkolonisten, der nicht mit mir gesprochen hätte.“

Seine Ergebnisse publiziert Tschechow in dem Buch „Die Insel Sachalin“, das zuerst, weil zensiert durch die Hauptgefängnisverwaltung, nur in einzelnen Kapiteln in der liberalen Monatszeitschrift „Russkaja mysl“ („Russisches Denken“) erscheint, doch schließlich 1895 komplett. Dabei bemüht sich Tschechow, seine Be-

schreibung bewusst lakonisch und sachlich zu halten. Selbstkritisch hat er alle Aperçus aus dem Manuskript gestrichen, die von Anteilnahme oder Unmut zeugen.

Das Buch ist eines der umfangreichsten, die Tschechow geschrieben hat, und es enthält eine Fülle an Daten, Fakten und Beobachtungen. Man erfährt, wie das Prinzip der Katorga funktioniert, wie aus Häftlingen erst Strafkolonialisten werden, dann Deportationsbauern und schließlich Freie, warum den Sträflingen die halbe Kopfhaut rasiert wird, dass die Ehefrauen ihren verbannten Gatten folgen dürfen und dass es viele Kinder, ja sogar Schulen auf der Insel gibt: „Die Kinder auf Sachalin sind blass, mager und schwächlich; sie tragen abgerissene Kleidung, haben ständigen Hunger und sterben fast ausschließlich an Erkrankungen der Verdauungswege.“ Diese Kleinen haben es Tschechow besonders angetan. Nach seiner Rückkehr sammelt er, paralyisiert geradezu von ihrem Elend, bei Freunden und öffentlichen Stellen wie dem Alphabetisierungskomitee, Hunderte Lehr- und Lesebücher und lässt sie nach Sachalin schicken.

Die Geschichten, die Tschechow in seinem Buch erzählt, sind von tiefer Tragik und zugleich von gewisser Komik. Dadurch treffen sie mitten ins Herz. So berichtet er von dem Bauern Wukol Popow, der zu Zwangsarbeit verurteilt wurde, weil er seine Ehefrau mit seinem Vater im Bett überrascht und den Vater im Affekt erschlagen hatte. Auf Sachalin nun verliebte sich Popow abermals, doch seine Frau, die in der Heimat zurückgeblieben war, willigte nicht in die Scheidung ein. Daraufhin verlobte sich Popows neue Liebe mit einem anderen. Als er davon erfuhr, vergiftete er sich mit Eisenhut. Zwei Wochen vor seinem Tod soll Popow noch geklagt haben: „Wegen eines Weibes bin ich in die Katorga gekom-

men, und hier muss ich wahrscheinlich wegen eines Weibes Schluss machen.“

Tschechow zeigt, dass die Katorga inhuman und sinnlos ist. Wer Menschen in die Verbannung schickt und sie mit Dunkelhaft und Prügel bestraft, so der Dichter, wird niemals Reue erwirken oder gar den Wunsch nach Besserung, sondern höchstens Scham und mangelnde Selbstachtung. Sein Buch hinterließ bei seinen zeitgenössischen Lesern starke Wirkung, ist allerdings heute eines seiner weniger bekannten Werke.

Die Lage der Strafgefangenen vermochte er nicht zu ändern. Zwar begab sich Michail Nikolajewitsch Galkin-Wraskij, Chef der Hauptgefängnisverwaltung, 1894 zur Inspektion auf die Insel und bestätigte einige Beobachtungen Tschechows. Grundsätzlich aber fand er das System in Ordnung.

Christine von Brühl



Arzt, Dichter, Humanist: Anton Tschechow (Foto ca. 1890)

Die Eisenbahn kam mit Verspätung. Das Schienennetz wurde vor allem unter militärstrategischen Aspekten ausgebaut – aber als Kriege ausbrachen, waren die entscheidenden Strecken noch nicht fertig.

Anschluss verpasst

Von NORBERT F. PÖTZL

Voller Tatendrang reiste der österreichische Ingenieur Franz Anton Ritter von Gerstner 1834 nach Russland. Der 38-Jährige, der seine Wiener Professur für praktische Geometrie zehn Jahre zuvor aufgegeben hatte, um den Bau der ersten kontinentaleuropäischen Eisenbahn zwischen Linz und Budweis zu leiten, präsentierte Zar Nikolai I. einen ehrgeizigen Plan: die Weiten Russlands durch ein mehrere tausend Kilometer umfassendes Schienennetz zu erschließen.

Das neue Transportmittel werde vor allem der Entwicklung der Landwirtschaft und des Verkehrs zugutekommen, sagte Gerstner. Doch die Bedenken träger bei Hofe bremsen. Finanzminister Georg Kankrin, ein deutsch-russischer Nationalökonom, argumentierte, eine Eisenbahn trage nicht zur Wohlfahrt des Volkes bei.

Immerhin durfte Gerstner eine 23 Kilometer lange Versuchsstrecke zwischen der Hauptstadt St. Petersburg und der Sommerresidenz des Zaren in Zarskoje Selo bauen. Damit sollte getestet werden, ob Eisenbahnen den starken Temperaturschwankungen standhalten könnten. Wenige Jahre zuvor hatte eine Regierungskommission nach „eingehenden Beratungen“ noch apodiktisch behauptet, „dass die klimatischen Verhältnisse Russlands die Anlage von Eisenbahnen unmöglich machen“.

Am 30. Oktober 1837 wurde die Bahnverbindung offiziell eröffnet. Gerstner selbst steuerte die englische Dampflokomotive; der aus acht Waggons bestehende Zug mit Ehrengästen erreichte sein Ziel in 35 Minuten. Nach einem Lunch zeigte Gerstner den Passagieren auf dem Heimweg laut einem Zeitungsbericht, „welcher Leistung die Eisen-

bahn fähig sey, indem er den Train in 28 Minuten zurückführte“.

Im Sommer des folgenden Jahres wurde eine vier Kilometer lange Erweiterung nach Pawlowsk eingeweiht. Der Ort entwickelte sich rasch zu einem beliebten Ziel von Ausflüglern aus der Hauptstadt. Der Endbahnhof war zugleich Kursaal und Konzertgebäude, wo berühmte Musiker wie Johann Strauß (Sohn), Franz Liszt und Robert Schumann auftraten.

Finanzminister Kankrin lästerte, die erste Bahn Russlands führe in ein Vergnügungsviertel, während sie in allen anderen Ländern industrielle Zentren erschließe. Die Höflinge belächelten die „Wirtshausbahn“, die sie auch „Gerstners Spielzeug“ nannten.

Den Klimatest bestand die Bahn jedenfalls. Obwohl es rund um St. Petersburg „nichts Seltenes“ sei, dass es „in einem Tage einen Temperaturunterschied von 20° Réaumur“ (25 Grad Celsius) und „im Winter zeitweise die heftigsten Schneegestöber“ gebe, habe die Bahn „diesen Elementen nun schon während zwei Wintern und einem Sommer getrotzt“, notierte Gerstner 1838.

Die beharrenden Kräfte am Zarenhof widersetzten sich weiter dem Zug der Zeit. Beim Güterverkehr baute man traditionell auf die Flussschifffahrt – auch

wenn das Getreide, das auf der Wolga aus dem Süden transportiert wurde, erst im Jahr nach der Ernte in der Hauptstadt ankam, da die Kähne winters im Eis einfroren. Die Beförderung von Menschen mit der Eisenbahn schien aufgrund der dünnen Besiedlung des Landes allenfalls im Umkreis größerer Städte rentabel.

Doch wirtschaftliche Gründe wogen für den Zaren ohnehin nicht so schwer wie machtsstrategische: Auf Schienen, erkannte Nikolai I., würde man das Kaspische Meer von St. Petersburg aus in zwei Wochen erreichen. Die Eisenbahn, kalkulierte er, würde Russland gegenüber Großbritannien einen Vorteil beim Zugang zum Persischen Golf verschaffen.

Dennoch genehmigte der Zar 1839 zunächst die Verbindung zwischen Warschau, das damals zu seinem Imperium gehörte, und der österreichisch-ungarischen Grenze. Eine ihrer ersten Aufgaben war die Beförderung russischer Truppen, um den ungarischen Aufstand 1848 niederzuschlagen.

Am 1. Februar 1842 ordnete der Zar den Bau einer Verbindung von St. Petersburg nach Moskau an, die später nach ihm „Nikolaibahn“ genannt wurde. Im Sommer 1843 begannen die Bauarbeiten.



Gerstner-Skulptur in St. Petersburg



Arbeiter beim Bau der Transsibirischen Eisenbahn

1851 war die 650 Kilometer lange Strecke fertig. Die Trasse hatte der Legende nach der Zar persönlich mit einem Lineal gezogen. Nur an vier Stellen wich die Streckenführung von der schnurgeraden Linie ab – angeblich, weil hier die Finger des Zaren das Lineal hielten.

Nowgorod, jahrhundertlang das wichtigste Handelszentrum Russlands, wurde nicht an die Bahnlinie angeschlossen, weil dies einen Umweg von 37 Kilometern erfordert hätte. Dass die Stadt ohne Bahnanschluss bleiben sollte, werde deren Situation nicht verschlechtern, sagte der Zar, dem vor allem an einer schnellen Verbindung gelegen war. Tatsächlich setzte mit dem Bau der Eisenbahn der Niedergang Nowgorods ein.

Der erste Reisezug, der im November 1851 von St. Petersburg nach Moskau fuhr, benötigte 21 Stunden und 45 Minuten. Eine Heizung war nicht installiert, stattdessen wurden Metallkisten mit heißen Ziegelsteinen neben die Füße der Passagiere gestellt.

Der Ingenieur Pawel Melnikow, der schon den Bau des nördlichen Teils der Nikolai-

bahn geleitet hatte, plante gleich die Fortsetzung der Strecke von Moskau zur Krim, 3000 Kilometer lang. Doch die Regierung beschloss, erst die Verbindung von St. Petersburg nach Warschau zu bauen. Auch die erfüllte bald ihren militärischen Zweck: Bei der Unterdrückung des polnischen Aufstands 1863 ermöglichte der Schienenweg eine rasche Verlegung russischer Truppen.

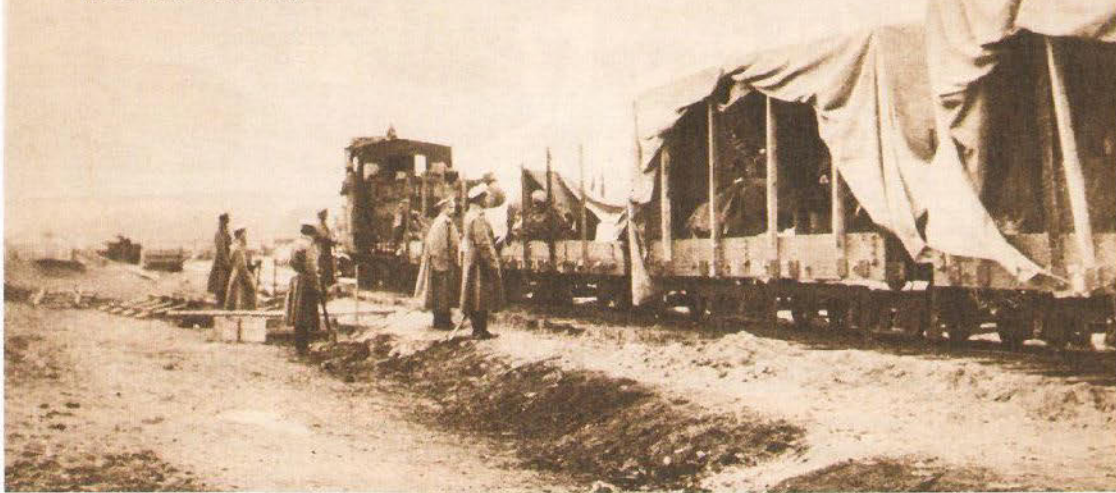
Dass die Westbahn der südlichen Verlängerung vorgezogen worden war, rächte sich im Krim-Krieg (1853 bis 1856). Als sich Russland Teile des zerfallenden Osmanischen Reiches einverleiben wollte, auf dessen Seite Großbritannien und Frankreich in den Konflikt eingriffen, konnten Soldaten und Material nicht schnell genug ins Kriegsgebiet transportiert werden.

Das Debakel förderte die Einsicht am Zarenhof, dass die Verkehrsverhältnisse dringend verbessert werden mussten. Doch der Krieg hatte die Staatsfinanzen dermaßen zerrüttet, dass man sich den Bau der gewünschten Bahnen nun nicht leisten konnte. Also brauchte man private Investoren, die mit üppigen Zinsgarantien des russischen Staates angelockt wurden.

So entstand ein zersplittertes System von Privatbahnen. Beispielsweise konnten sich die Betreiber der Nikolai-bahn sowie der Strecken nach Jaroslawl und Rjasan nicht auf einen gemeinsamen Moskauer Bahnhof einigen – mit der Folge, dass am heutigen Komsomolskajaplatz



Militärischer Sonderzug
für Kriegsberichterstatler
im Ersten Weltkrieg



jede Gesellschaft ihren eigenen Bahnhof baute.

Es herrschte zudem ein Durcheinander unterschiedlicher Spurweiten. Gerstner hatte die Zarskoje-Selo-Bahn mit 1829 Millimeter Spurweite angelegt, die Warschau-Wien-Bahn wurde der sich allmählich durchsetzenden mitteleuropäischen Norm von 1435 Millimetern angepasst, die Nikolaibahn fuhr auf 1524 Millimeter breiten Gleisen – was in Russland dann die gängige Spurweite wurde.

Technisch bot die breitere Spur keine nennenswerten Vorteile. Die Waggons fassten kaum mehr Passagiere, und die Begründung, die Züge könnten schneller fahren, wirkte vorgeschützt – bei einem Reisetempo um die 30 Kilometer pro Stunde fiel das kaum ins Gewicht.

Tatsächlich gaben wieder militärische Aspekte den Ausschlag: Die Russen fürchteten sich vor Angreifern. Feinde aus einem Normalspurland, so die Annahme, könnten bei einem Einfall in Russland schwerlich neun Zentimeter breitere Achsen in die Radaufhängungen ihrer Waggons einbauen; sollten hingegen russische Züge auf westlicher Normalspur rollen, würde sich ein Austausch gegen Achsen mit geringerem Radabstand leichter bewerkstelligen lassen.

Da unterlief den Strategen jedoch ein Denkfehler. Denn es war, wie der britische Eisenbahnhistoriker John Norton Westwood feststellte, „für einen Eindringling viel leichter, eine Schiene des russischen Breitspurgleises nach innen zu verschieben, als umgekehrt für die Russen, in besetzten Gebieten die Normalspur zu erweitern“.

Jahrzehntelang dominierte beim Eisenbahnbau die militärische Funktion. Erst 1876 beauftragte Zar Alexander II. eine Kommission, „das Eisenbahnwesen Russlands gründlich zu erforschen“ und „zu ermitteln, ob die Eisenbahn dem Handel und der Industrie den erwarteten Nutzen“ bringe. Zu dieser Zeit waren anderswo Zweifel an den ökonomischen Vorteilen des Verkehrsmittels längst ausgeräumt. Dennoch prüfte die Kommission neun Jahre lang.

Russland hatte den Anschluss an die Moderne verpasst. Bis 1880 waren im europäischen Teil knapp 24 000 Gleiskilometer in Betrieb – das entsprach gerade mal zwei Dritteln des deutschen Schienennetzes oder einem Sechstel des US-amerikanischen.

Nun sollte auch der ferne Osten des Imperiums an das russische Machtzentrum angeschlossen werden. Die Transsibirische Eisenbahn war (und ist bis heute) mit 9288 Kilometer Länge von Moskau bis Wladiwostok das größte Eisenbahnprojekt der Welt. Um dessen Bedeutung zu unterstreichen, beauftragte Alexander III. den Kronprinzen, seinen späteren Nachfolger Nikolai II., im Mai 1891 in Wladiwostok den ersten Spatenstich vorzunehmen.

Im selben Jahr veranlasste eine große Hungersnot viele russische Bauernfamilien, in die fruchtbaren Regionen jenseits des Ural auszuwandern. Die meisten Siedler ließen sich in Westsibirien nieder. Dort konnten Getreide und Milchprodukte für die Märkte im europäischen Teil Russlands und im Ausland

billig erzeugt werden. Eine Eisenbahn nach Sibirien erschien daher unter wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten sinnvoll.

Für die Gebiete östlich von Omsk galt dies freilich nicht. Der Fischfang an der pazifischen Küste war die einzige Industrie, für deren Waren sich die hohen Transportkosten rechneten.

Erneut waren es strategische Gründe, die den Ei-

senbahnbau forcierten. Japan war nach dem Sieg über China 1895 auf das ostasiatische Festland vorgestoßen. Nun wollte auch Russland die Schwäche Chinas ausnutzen und seinen Einfluss in der Region verstärken.

Hastig wurde die Arbeit an der Transsibirischen Eisenbahn vorangetrieben. Doch das oft gebirgige Gelände, der Permafrostboden und der Baikalsee, der anfangs mit Fähren und im Winter mit Gleisen auf dem Eis überquert wurde, erwiesen sich als zeitraubende Hindernisse. Im Juli 1903 war die Strecke fertiggestellt und ermöglichte einen durchgehenden Verkehr von St. Petersburg bis Wladiwostok.

Japan sah sich durch die Expansion des Zarenreiches provoziert. Als dieses sich weigerte, einvernehmlich die Interessensphären abzugrenzen, überfiel die japanische Flotte am 8. Februar 1904 Port Arthur, den einzigen ganzjährig eisfreien Hafen in der von Russland besetzten Mandschurei. Zwei Tage später erklärte das asiatische Inselreich der europäischen Großmacht den Krieg.

Nach eineinhalb Jahren musste sich Russland dem unterschätzten Gegner geschlagen geben – nicht zuletzt deshalb, weil es auf der nur einspurigen Transsibirischen Eisenbahn zu lange dauerte, genug Soldaten heranzukarren.

Unverblümt machte Oberbefehlshaber Alexej Kuropatkin das Verkehrsministerium für die Niederlage verantwortlich. Die Eisenbahnplaner hätten es, entgegen ihrer Ankündigung, nicht geschafft, zwölf Züge pro Tag auf die Reise zu schicken.

Der Verkauf Alaskas empörte erst Amerikaner, dann Russen.

Für eine Handvoll Dollar

Mit 42 Salutschüssen endet am 18. Oktober 1867 in Nowo Archangelsk, der Hauptstadt Alaskas, eine Ära. In der kleinen Hafenstadt am Pazifik wird die russische Flagge eingeholt, vor weinenden Bewohnern. Am selben Mast hissen Amerikaner sogleich das Sternenbanner. Alaska mit seinen 1,5 Millionen Quadratkilometer Land wechselt den Besitzer, Russland hat seine östlichste Provinz an die Vereinigten Staaten verhöbert.

Das einstige Nowo Archangelsk heißt heute Sitka. Nur noch ein indianischer Totempfahl mit eingekerbtem russischem Doppeladler und die orthodoxe Kathedrale mit dem Namen des Erzengels Michail erinnern daran, dass die Kleinstadt einmal zu Russland gehörte.

1732 hatten die ersten russischen Forscher Alaska betreten. Ihnen folgten Kolonialisten und 1794 eine zehnköp-

Doch das Unternehmen traf ein in Russland häufiges Schicksal: Es geriet in die Fänge von Staatsangestellten mit mäßigen Managementfähigkeiten.

Das russische Alaska, in dem Siedler, Seeotter-Jäger und Abenteurer mit Inuit-Mädchen dem Zaren neue Untertanen zeugten, galt in St. Petersburg bald als unrentables Problemrevier. Zudem bezweifelten Strategen, ob Russland seine entlegene Besitzung im Ernstfall verteidigen könnte. Denn die russische Flotte war 1853 bis 1856 im Krim-Krieg arg dezimiert worden. Und was sich nicht halten lässt, so die Beamtenlogik im Umkreis des Zaren Alexander II., sollte man lieber abstoßen, gegen Bares.

Auf einer Geheimsitzung von Spitzenbeamten unter Vorsitz des Zaren im Dezember 1866 beschließt die russische Führung den Verkauf Alaskas an die USA, mit denen man



Der Scheck über den Kaufpreis in Höhe von 7,2 Millionen US-Dollar

fige Delegation orthodoxer Mönche. Die brachten den Eingeborenen Ikonen und Evangelienbücher. Im Auftrag der Zarin Katharina II. sollten sie Fremdgläubige zum Christentum bekehren: eine Mission, die sich als nachhaltig erweisen sollte.

Noch heute bekennt sich ein Drittel der etwa 85 000 Ureinwohner Alaskas – überwiegend Aleuten und Inuit – zur russisch-orthodoxen Kirche. Doch die unwirtliche Gegend lockte neben frommen Geistlichen auch raue Gesellen an. So fanden außer dem rechten Glauben auch Tripper und Trunksucht bald weite Verbreitung.

Ab 1799 sorgte die mit Unterstützung von Zar Paul I. gegründete Russisch-Amerikanische Kompanie für die wirtschaftliche Erschließung der gebirgigen Beuteprovinz.

gerade gute Beziehungen pflegt. Nach delikaten Verhandlungen wird der Kaufvertrag am 30. März 1867 in Washington unterzeichnet. Für 7,2 Millionen US-Dollar wechselt die gewaltige Küstenprovinz die Hoheit.

Kritik an dem Deal kommt zunächst aus Amerika. Dort werfen politische Gegner dem Präsidenten Andrew Johnson vor, er habe sich von den Russen ein wertloses „Eisbärengehege“ andrehen lassen. Mehr als ein Jahrhundert später wechselt der Klageruf die Seiten. Im heutigen Russland monieren vaterländische Blätter wie „Sowerschenno sekretno“ („Streng geheim“), mit dem „Verkauf seines Territoriums“ habe Russland 1867 für eine Handvoll Dollar einen „Akt der nationalen Schande“ unterzeichnet.

Uwe Klufmann

Schon sein Frühwerk gilt als genial. Die ersten Skizzen der Männer, die am Ufer der Wolga Frachtkähne ziehen, zeichnete der 26-Jährige bei einer Studienreise 1870. „Mein Gott“, schrieb der Maler später, „warum waren sie so schmutzig, so zerlumpt? Die Oberkörper, die sich in den Gurt legen, sind wund gerieben, haben sich entblößt und sind verbrannt von der Sonnenglut. Die Gesichter sind finster.“

Ihm brachte das Werk internationale Anerkennung. Auf der Weltausstellung in Wien 1873 gewann sein Bild „Die Wolgatreidler“ eine Bronzemedaille. Wie besessen hatte Ilja Repin an dem Ölgemälde gearbeitet; jeder abgebildete Kopf war ein naturgetreues Porträt, zu dem er die Lebensgeschichte kannte.

Zeitgleich zu den „Wolgatreidlern“ malte er als Abschlusswerk seines Studiums das Historienbild „Die Auferweckung der Tochter des Jairus“. Das detailverliebte, souverän mit Licht und Schatten spielende Gemälde wurde als bestes Wettbewerksbild in der Geschichte der Petersburger Akademie der Künste gefeiert.

Mit nicht einmal 30 Jahren stand dem Kosakenabkömmling die Welt offen. Repin kam aus bescheidenen Verhältnissen, der Vater war Militärsiedler im ukrainischen Tschugujew, die Mutter brachte sich selbst und den Kindern das Lesen bei. Den Umzug nach St. Petersburg hatte sich das Ausnahmetalent mit Ikonenmalerei verdient.

Die Akademie belohnte ihren neuen Star mit einem Aus-

landsstipendium. In Frankreich lernte Repin die Impressionisten kennen, Frau und Töchter malte er bald in Sommeridyllen à la Edouard Manet, den er auch persönlich kennenlernte.

Doch sein Gemälde der urbanen Bohème, „Pariser Café“, fiel 1875 im Pariser Salon durch. Erst kürzlich, im Juni 2011, gelangte das Bild zu Ruhm: Mit über fünf Millionen Euro erzielte es das Höchstgebot aller Russland-Auktionen des Londoner Traditionshauses Christie's.

Für Russland erwies sich Repins Rückschlag als Glücksfall. Tief enttäuscht kehrte der Künstler aus Paris zu-

rück und verzog sich für ein Jahr in seine Heimatprovinz in der Ukraine. Unter dem Einfluss seines Freundes Wladimir Stassow, einem einflussreichen Kunstkritiker, fand er dort Motive, die dem Zeitgeist entsprachen: die Momentaufnahme eines politischen Häftlings auf seinem Weg in die Verbannung („Unter Bewachung“) oder den Dorftanz nach getaner Arbeit („Bis zum Morgen“).

1878 trat Repin den „Peredwischniki“ bei, den „Wanderern“ von der „Genossenschaft für Wanderausstellungen“. Kunst sollte nicht mehr nur von Spezialisten beurteilt werden, sondern vom

Volk. „Der Richter ist jetzt der Bauer, und deshalb muss man seine Interessen gestalten“, formulierte Repin das Credo der „Wanderer“. Er avancierte zum bedeutendsten Vertreter der Realisten, die sich mehr der Wahrheit als der Ästhetik verpflichtet fühlten.

Repin gab nicht einmal den ästhetischen Wünschen seines Gönners, Pawel Tretjakow, nach. Der Sammler hatte ihn um Verschönerung der allzu menschlichen Gesichter der „Kreuzprozession im Gouvernement Kursk“ (1883) gebeten.

„Schauen Sie in die Masse, gleich wohin“, hielt Repin ihm entgegen, „wie viele schöne Gesichter sehen Sie?“ Und so blieb sogar die abgebildete Ikonenträgerin feist und bigott.

Für die „vielleicht stärkste Seite seiner Kunst“ hält heute eine Kuratorin der Moskauer Tretjakow-Galerie, Galina Tschurak, Repins Porträts. Fast alle Großen seiner Zeit saßen Ilja Jefimo-

Der Maler Ilja Repin war der überragende Protagonist der sozialkritischen Künstlergruppe „Wanderer“. Er porträtierte das Russland seiner Zeit.

Meister der Seele



Selbstporträt,
1887



Impressionen der Familie: „Auf einer Rasenbank“ sitzen Repins damalige Frau Vera und deren Verwandtschaft, 1876

witsch Modell: Tolstoi, Gorki, Mussorgski, sogar ausländische Stars wie Eleonora Duse. Er malte auch Adlige wie die Baronin Warwara Ixkul von Hildenbandt: hochgewachsen, elegant, mit hartem Blick. „Sie ist leer, ungeachtet des angenehmen Äußeren“, vertraute der Maler seinem Freund Tolstoi an.

Es sei „wirklich schrecklich“, unter Repins „Pinsel zu kommen“, spottete der Philosoph Wassili Rosanow – nicht ohne Hochachtung. „Wen er ‚abgetastet‘ hat, der kann seine Seele nicht verbergen. Seine Bilder sind großartige Oper und geheime Untersuchung darüber, was in Russland war und ist.“

Je älter Repin wurde, desto mehr emanzipierte er sich von seinen Weggefährten. Sein Ruhm schützte ihn vor den Folgen seiner Alleingänge: 1890 verglich der Dramatiker Anton Tschechow Repins Stellung in der Malerei sogar mit der des großen Leo Tolstoi in der Literatur.

1891 verließ Repin die „Wanderer“. Als er 1897 wieder eintrat, war er Professor der Akademie der Künste: der Institution, die seine Künstlerfreunde ablehnten. Ein Jahr später wurde er sogar zum Rektor befördert – mit ausdrücklicher Billigung des reaktionären Zaren Alexander III., der mit dem „Wanderer“ an der Spitze der Akademie seine Russifizierungspolitik stärken wollte.

„Repin saß zwischen allen Stühlen“, urteilt die Bamberger Kunsthistorikerin Ada Raev. Den Vorwurf des Opportunismus hält sie jedoch für falsch. Von Anfang an stand der Maler zwischen den Polen: zwischen russischem Kollektivismus und westlichem Individualismus, Gebundenheit und Freiheit.

Repins Zerrissenheit zeigte sich exemplarisch in seiner Beziehung zu Leo Tolstoi, mit dem er 30 Jahre lang befreundet war. Repin bekannte später, dass er dem Älteren in dessen hypnotisierender Gegenwart nicht zu widersprechen wagte. Erst hinterher, im Geiste, habe er Dispute mit ihm geführt.

„Mal denke ich, dass ich recht habe, mal scheint es mir, dass seine Thesen unvergleichlich tiefer sind. Vor allem“, räsionierte Repin, „kann ich mich nicht mit seiner Verneinung der Kultur anfreunden.“ Der Schriftsteller erschien ihm „erbärmlich“, wenn dieser sich am Hakenpflug abplagte. So wie Tolstoi in die tristen Hütten der Bauern hinabzusteigen und zu verkünden: „Ich bin mit euch“, hielt Repin gar für „Heuchelei“.

Trotzdem schloss sich der sensible Veganer 1908 Tolstois Protest gegen die Todesstrafe an. Drei Jahre zuvor hatten ihn die Geschehnisse am „Blutigen Son-

tag“ tief entsetzt. Repin bannte auf Leinwand, wie die Demonstranten in St. Petersburg im Januar 1905 auf dem Weg zum Zaren erschossen wurden.

Zur Ironie seines Lebens gehört, dass der „tief nationale“ Künstler (Stassow) 1930 als Bürger Finnlands starb. 1918 schlossen die Bolschewiki die Grenze zwischen Russland und dem gerade unabhängigen gewordenen Nachbarland. Westlich dieser Linie, in Kuokkala, stand sein Landhaus mit seinem Atelier.

Repin litt unter der Isolation. Sein letztes großes Werk, „Golgatha“, zeigt streunende Hunde am Fuße der Gekreuzigten, die sich gegenseitig ihr Fressen abjagen. Sie drücken die Not des Hunger- und Bürgerkriegsjahres 1920 aus.

Trotz seines unfreiwilligen Exilantendaseins wehrte er sich standhaft gegen die von Stalin unterstützten Lockrufe der „Künstler des revolutionären Russlands“, er möge doch heimkehren. Zwar konnte er nicht verhindern, dass die Sowjets ihn für ihre Ideologie in Anspruch nahmen – als Vorboten des Sozialistischen Realismus. Doch Repin blieb sich treu.

„Ich liebe die Kunst mehr als alle Tugenden“, gestand er einmal, „mehr als die Menschen, die Freunde und alles Glück. Ich liebe sie insgeheim, eifersüchtig wie ein alter Säuer, unheilbar.“

Annette Bruhns

Der Charakter des Komponisten Peter Tschaikowski war schwer durchschaubar, seine Musik aber geht umso mehr ans Herz.

Wehmütige Klangkunst



Komponist Tschaikowski, 1893:
Scheu vor dem Rampenlicht

Wie russisch war er überhaupt? Haben skeptische Zeitgenossen recht, etwa das „Mächtige Häuflein“ von fünf Komponisten um Milij Balakirew, das Peter Tschaikowskis Stil als traurig verwestlicht bekrittelte? Oder war er mit seiner eingängigen Verbindung von mitteleuropäischen Formen – Oper, Symphonie, Sonate, Variation – und heimischem Liedgut im Gegenteil „von uns allen der

russischste“, wie der spätere Stil-Jongleur Igor Strawinski ihn rühmte?

Schon zu Lebzeiten von Peter Iljitsch Tschaikowski (1840 bis 1893) haben Kritiker seine melodiöse Tonsprache einzuordnen versucht. Seither stehen sich zwei Lager gegenüber: Während etliche die verblüffende Phantasie loben, monieren die anderen mangelnde Architektur und eine Gefühligkeit,

die den einflussreichen Kritiker und Brahms-Freund Eduard Hanslick gar auf die „schauerliche Idee“ brachte, „ob es nicht auch Musikstücke geben könne, die man stinken hört“.

Dass sogar Fachleute derart uneins sind, ist nicht bloß Geschmackssache, sondern geradezu symptomatisch für das Zwitterwesen russischen Kunstwillens im 19. Jahrhundert – eine zuweilen prekäre Mischung, wie sie auch die Existenz Tschaikowskis geprägt hat.

Der Sohn eines Bergbauingenieurs und Eisenhütten Direktors hört schon früh italienische Opernweisen, freilich nur aus einem „Orchestrion“ genannten Musikautomaten. Dass der äußerst sensible, bisweilen depressive kleine Peter das Klavier für sich entdeckt, macht seiner Erzieherin Angst. Die musikalische Mutter stirbt, als er gerade 14 ist. Da weiterer Ansporn fehlt, wird der Sohn brav Jurist und 1859 Beamter im Justizministerium.

Allerdings lernt der junge Tschaikowski, dem die zaristische Bürokratie kein großes Dienstpensum auferlegt, in St. Petersburg auch das flotte Leben genießen. Der Mozart-Liebhaber nimmt Klavierstunden, lässt sich von einem Italiener die Regeln des Kunstgesangs beibringen und besucht fleißig Theater und Oper. Allmählich wird sein Hang zur Musik übermächtig. Im Herbst 1862 beginnt er am Petersburger Konservatorium zu studieren; 1866 ist er selbst Dozent für Theorie an der eben gegründeten Moskauer Musikhochschule.

Seine erste Symphonie („Winterträume“), die damals entsteht, zeigt schon fast alle Merkmale späterer Werke: Die Sätze liefern Stimmungsbilder, in den eingängigen Melodien klingt Folklore durch, aber das Instrumentarium bleibt mitteleuropäisch-klassisch. Stark inspiriert von den Werken des russischen Musik-Patriarchen Michail Glinka, etwa dessen volkstümlicher Oper „Ein Leben für den Zaren“ (1836), sucht Tschaikowski nach natürlich-gefälliger Eigenständigkeit.

Ins Rampenlicht treten mag der scheue, verwöhnte Klangfinder allerdings kaum: So gern er Feste besucht und mit Freunden scherzt, die Öffentlichkeit ist ihm nicht geheuer. Seit einem misslungenen Dirigerversuch meidet er das Pult. Seine Homosexualität muss hinter der Maske des eleganten Gentleman abgeschirmt bleiben. Als er 1877 doch Verlobung und Heirat mit einer Verehrerin arrangiert, scheitert die Verbindung nach katastrophalen drei Monaten. Nervenfälle werfen den Komponisten eine Weile aus der Bahn.

Die ist bisher erfreulich geradlinig verlaufen: Gute Kontakte zu Gönnern, einem Verleger und einem wichtigen Kritiker haben Tschaikowski und seine Werke bekanntgemacht; nebenher schreibt er Musikkritiken. So fährt er 1876 zur ersten Gesamtauführung von Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ nach Bayreuth, den er halb achtungsvoll rezensiert, privat indessen als Qual-Orgie erlebt: Eine „unendliche, langweilige Faselerei“ sei das, bei „Abwesenheit jeglicher Poesie“. Energische Modernität bleibt ihm zuwider, so selbstkritisch er die eigenen Versuche im Opernfach – damals schon vier – beurteilt.

Ende 1876 hat sich ereignet, was bis heute als mäzenatisches Wunder gilt: Die reiche Nadeschda von Meck, Witwe eines

baltendeutschen Eisenbahnmagnaten, bietet ihre finanzielle Hilfe an. Bald wird daraus eine Jahresrente von stattlichen 6000 Rubeln, die dem Komponisten ein bequemes, ja luxuriöses Leben erlaubt. Spürbar befreit komponiert Tschaikowski in neun Monaten seine bis heute erfolgreichste Oper: „Eugen Onegin“, ein tragisches Sittenbild in „lyrischen Szenen“ nach dem Versroman Alexander Puschkins.

Wie viele seiner Künstlerkollegen ist er gern und ausgiebig in Westeuropa unterwegs, nun noch häufiger als zuvor. Der bedeutende Dirigent Hans von Bülow macht sich für seine Werke stark. Mit einer bombastischen, sogar von Kanonendonner untermalten Festouvertüre „1812“, die er 1880 zur Einweihung der Moskauer Christ-Erlöser-Kathedrale schreibt, huldigt Tschaikowski dem patriotischen Stolz: Die Niederlage Napoleons spiegelt sich darin, dass die Mar-seillaise von russischen Hymnen und Chorälen überstrahlt wird, wie einst Beethoven den Sieg Wellingtons bei Waterloo als Klangschlacht feierte.

Zaristisch kann man die Inszenierung dennoch kaum nennen. Wohl gewährt Alexander III. dem Komponisten 1888

eine Pension auf Lebenszeit, aber die gilt hauptsächlich dem jetzt europaweit anerkannten Tonpoeten, der sich auch als Organisator und Dirigent erfolgreich engagiert. Tschaikowskis spätere Werke dagegen klingen oft eher versonnen; vor allem seine Kammermusik zeigt neben tänzerisch-volkstümlichen Motiven fast immer einen Hauch von Wehmut.

Nahe der Kreisstadt Klin, 90 Kilometer nordwestlich von Moskau, ist er nun ansässig – der letzte seiner dortigen Wohnsitze beherbergt seit 1894 ein Museum. Von hier

aus reist Tschaikowski weniger häufig, dafür mitunter weit: 1891 zum Beispiel auf Kurztournee in die USA. Dass seine Gönnerin und Briefvertraute Nadeschda von Meck, die er aus Ängstlichkeit nie gesprochen, nur einmal kurz gesehen hat, ihm 1890 in einem Anfall von Verarmungswahn die Unterstützung streicht, kann der mittlerweile Gutsituierte verschmerzen.

Längst sind seine Orchesterwerke weltweit gefragt und seine Ballette „Schwanensee“, „Dornröschen“ und „Der Nußknacker“ sichere Erfolge. Er selbst jedoch, der den Weg zum Ruhm nur durch schwere Depressionsphasen gehen konnte, hat sich für das Ende ein Bekenntnis aufgespart.

In seiner letzten, sechsten Symphonie, deren Uraufführung er keine zwei Wochen vor seinem Tod noch selbst leitet, erklingt ein Marschthema, das erst zart, dann immer wuchtiger instrumentiert ist. Aber so sehr es anfangs danach klingt, die Triumphhymne bildet nicht den Schluss des Werkes. Als letzter Satz erklingt Musik von so abgrundtiefer Resignation und unerfüllter Sehnsucht, dass sie wie der Gesang eines Unerlösten den lebenslangen Zwiespalt, das Versteckspiel des Menschen Tschaikowski hörbar macht.

Mit immer tieferen, fahleren Streichernoten klingt so ein Komponistendasein aus, das bei aller privaten Eigenart doch bezeichnend war für sein Land, seine Epoche und für jene Abgründigkeit der Seele, die bis heute als Kennzeichen des russischen Gemüts gilt.

Johannes Saltzwedel

Sein letztes Werk endet wie der Gesang eines Unerlösten.

*In der Zarenzeit entstand Russlands erster Geheimdienst,
der sich auf Spitzel und Zuträger stützte.
Einige Agenten arbeiteten auch für die Revolution.*

Verräter Ihrer Majestät

Von BENJAMIN BIDDER

Zar Nikolai II. muss sich wie ein Gefangener im eigenen Reich fühlen, als er Anfang September 1911 Kiew erreicht. Die letzten Kilometer der Wegstrecke sichern Armeeposten im Abstand von fünf Metern. In der Stadt durchleuchten die Behörden seit Tagen Bewohner, die nahe der Stre-

Vorbeugend verhaften die Geheimpolizisten in Kiew 33 mutmaßliche Mitglieder der Partei der Sozialrevolutionäre. Die Sorge der Geheimpolizei, im Volksmund als „Ochrana“ bekannt, ist berechtigt. Am 8. September nehmen Polizisten einen Verdächtigen fest. Der Mann zieht jedoch – obschon bereits in Gewahrsam – einen Revolver und tötet

Seinen Führungsleuten aber blieb die Doppelbödigkeit ihres Konfidenten verborgen. Vor dem Zarenbesuch in Kiew warnte Bogrow sie vor zwei fiktiven Revolutionären. Dann bat er selbst um ein Ticket für die Theateraufführung, an der auch der Imperator und der wenige Tage zuvor zurückgetretene Premierminister Pjotr Stolypin teilnehmen sollten.



Stolypin-Mörder Dmitrij Bogrow, Revolutionärin Wera Sassulitsch, Top-Agent Jewno Asef

cke wohnen, die der Zar mit seinem Gefolge passieren soll. Die Sicherheitsabteilung, die Geheimpolizei des Monarchen, fürchtet um Nikolais Leben.

Der Kaiser reist nach Kiew, um ein Denkmal für seinen Großvater zu enthüllen. Alexander II., wegen der Abschaffung der Leibeigenschaft auch „Befreier-Zar“ genannt, war 1881 auf dem Weg zum Petersburger Winterpalast von einer Bombe der Untergrundorganisation „Narodnaja Wolja“ („Volkswille“) zerfetzt worden. 30 Jahre später trachten Terrorzellen von Sozialisten und Anarchisten danach, auch seinen Enkel Nikolai zu töten.

sich selbst. Am Mittag versammeln sich die besorgten Polizeichefs der Stadt zum Essen. Dazu laden sie auch einen besonderen Gast: den Top-Agenten Dmitrij Bogrow, alias Alenskij.

Der junge Spross einer wohlhabenden jüdischen Familie hatte sich während seines Jurastudiums in Deutschland Anarchisten wie Pjotr Kropotkin und Max Stirner zugewandt. Wieder im Zarenreich aber diente sich Bogrow der Ochrana als Spitzel an. Für bis zu 150 Rubel im Monat lieferte er über Jahre Gesinnungsgenossen ans Messer und hasste doch das Zarenregime.

Stolypin hatte das Land mit eiserner Hand reformieren wollen. Um die öffentliche Ordnung wieder herzustellen, hatte er in einigen Provinzen das Kriegsrecht verhängt. Selbst als sich Hinweise mehrten, dass Ochrana-Agenten in Attentate auf Minister und hochrangige Beamte verwickelt sein könnten, deckte der in Dresden geborene Stolypin die Geheimpolizei.

Am 18. September 1911 gegen 22 Uhr nähert sich ihm in der Kiewer Oper ein junger Mann im Frack. Dmitrij Bogrow trägt, verdeckt unter einem Programmheft, eine Browning-Pistole. Er feuert zweimal. Ein Schuss trifft Stolypin in

der Hand, der andere verletzt Herz und Leber. Der tödlich getroffene Premier sinkt auf einen Sitz und sagt: „Ich bin glücklich, für den Zaren zu sterben.“

Stolypins Tod steht symptomatisch für das Versagen der zaristischen Staatssicherheit. Die politische Polizei wurde im 19. Jahrhundert als Reaktion auf umstürzlerische Umtriebe in dem Riesenreich geschaffen. Sie begründete die Tradition der mächtigen, schwer zu kontrollierenden Unterdrückungsapparate, derer sich später auch die Sowjets bedienen sollten.

Der sowjetische Geheimdienst KGB legte in den siebziger Jahren sogar Lehrbücher über die Methoden der Ochrana auf, um Kadern auf seiner Hochschule in Minsk bewährte Kniffe beizubringen.

Die Ochrana stützte sich auf ein weitgestrecktes Netz von geschickt betreuten Zuträgern, Provokateuren und Spitzeln. V-Leuten ähnlich lieferten sie gegen Geld wertvolle Informationen aus

sicherheit residiert in dem Anwesen. Doch sie kann nicht verhindern, dass die 28-jährige Revolutionärin Wera Sassulitsch, Kampfname „Tantchen“, General Trepow zweimal in die Brust schießt.

Trepow war verhasst. Er hatte die körperliche Züchtigung eines politischen Gefangenen angeordnet, obwohl dies in Russland zu dieser Zeit verboten war. Weil Sassulitsch angibt, sie habe den Gouverneur dafür gestraft, wird der Ruf nach Freiheit für die Attentäterin laut. Der Schriftsteller Fjodor Dostojewski, Zuschauer im Gerichtssaal, fordert ihre Freilassung. Als Sassulitsch von den Geschworenen freigesprochen wird, danach aber erneut verhaftet werden soll, wächst unter den Bürgern der Hauptstadt die Empörung.

Selbst die Rekrutierung des „Superagenten“ Jewno Asef durch die Staatssicherheit erweist sich als zweifelhafter Erfolg. Wie Stolypin-Attentäter Bogrow hatte Asef, Sohn einer armen jüdischen Familie, in Deutschland studiert. Nach

ten Offiziere der Geheimpolizei ein zynisches Verhältnis zu Terroristen. „Wenn es keine Revolutionäre mehr gibt“, bangte etwa der Petersburger Ochrana-Chef Georgij Sudejkin, „dann sind auch keine Geheimpolizisten mehr nötig.“ Sudejkin wollte Nachfolger von Innenminister Dmitrij Tolstoj werden. 1883 setzte er deshalb einen Agenten als Killer auf den Minister an. Der Plan wurde verraten. Am 28. Dezember 1883 starb Sudejkin in einer konspirativen Wohnung des Geheimdienstes, erschossen durch einen seiner Agenten.

Die Ochrana-Methoden führten zur Verflechtung der Polizei mit kriminellen Kreisen. Bisweilen war unklar, wer wen unterwandert hatte: die Ochrana die Terroristen oder doch die Revolutionäre die Geheimen – als Verräter Ihrer Kaiserlichen Majestät?

Das Problem ist Russlands Diensten bis heute nicht fremd. So gilt ein Oberstleutnant einer Fahndungseinheit der Moskauer Kriminalpolizei als Drahtzieher des Mordes an der Journalistin Anna Politkowskaja im Oktober 2006.

Gegen Ende der Zarenherrschaft erkannten Ochrana-Strategen die Grenzen ihrer Macht. Nikolai Maklakow, der selbst den Zaren als Innenminister diente, zog eine bittere Bilanz: „Sterben kann man mit diesem Mann, nur retten kann man ihn nicht.“ Zwei Jahre später wurde die Ahnung wahr: Die Bolschewiki erschossen Maklakow knapp zwei Monate nach dem Mord am Zaren.

Die neuen roten Herrscher wissen um die Gefahren eines unkontrollierten Polizei- und Spitzelapparates. Während Felix Dser-schinski, Gründervater des sowjetischen Geheimdienstes, 1917 die politische Polizei aufbaut, hat er die Erfahrung des alten Regimes stets vor Augen.

Seine Truppe, die berühmte Tscheka, bezieht zunächst das alte Ochrana-Quartier in der Petersburger Gorocho-wajastraße. Die Bolschewiki kennen die Villa gut: In den Zellen im Keller saßen einst hochrangige Revolutionäre ein, unter ihnen Lenin. Dessen Nachfolger Stalin schafft eine Geheimpolizei, die an Umfang und Macht die Zaren-Ochrana bald in den Schatten stellen wird.



Leiter des zaristischen Geheimdienstes „Ochrana“ in St. Petersburg, 1905

der revolutionären Szene. Die Geheimen aber konnten nie ganz sicher sein, ob die Doppelagenten die Romanow-Dynastie schützen oder lieber stürzen wollten.

Ende des 19. Jahrhunderts ist das rückständige Zarenreich in Aufruhr. Teile der Bevölkerung und der Intelligenz sympathisieren mit dem bewaffneten Kampf. Spitzenbeamte sind bisweilen kaum in der Lage, sich selbst zu schützen.

Im Januar 1878 marschiert eine junge Frau schnurstracks in das Kabinett des Gouverneurs in St. Petersburg. Fjodor Trepow hat seinen Amtssitz in einer herrschaftlichen Villa. Auch die Staats-

seiner Rückkehr schleuste ihn die Ochrana in die Sozialrevolutionäre Partei ein. Der Spitzel stieg bis in deren Zentralkomitee auf.

1903 verrät Asef den Chef des bewaffneten Arms der Partei, um selbst dessen Platz einzunehmen. Üppige Staatshonore halten den angeblichen Revolutionär nicht davon ab, die Ermordung des Innenministers Wjatscheslaw Plehwe (1904) sowie des Moskauer Generalgouverneurs Großfürst Sergej Alexandrowitsch (1905), eines Onkels von Zar Nikolai II., zu organisieren.

Doch nicht nur Spitzel wie Asef trieben ein doppeltes Spiel. Mitunter pfleg-

Kaukasische Aufständische
ergeben sich 1859 den Russen
Aquarell von 1880





KAPITEL IV

EXPANSION UND UNTERGANG

Eckstein des Reiches

*In einem nahezu hundertjährigen
Krieg eroberte Russland ab Mitte des
18. Jahrhunderts den Kaukasus.
Befrieden konnte es die Bergregion nie.*

**Tschetscheninnen vor einem
Porträt des Präsidenten
Dschochar Dudajew, Grosny 1995**

Die Parole neben dem Porträt lautet: „Ein Sklave, der nicht danach strebt, sich von der Sklaverei zu befreien, verdient die doppelte Sklaverei.“



Von CHRISTIAN NEEF

Fast klingt es, als hätte der General Mitleid: „Meine lieben Tschetschenen sind ziemlich in die Enge getrieben. Der größte Teil von ihnen lebt in den Wäldern. Im Winter sind Krankheiten ausgebrochen, irgendetwas wie Gelbfieber, es wirkt verheerend. Wegen Futtermangel stirbt das Vieh in großer Zahl. Jetzt werden Einheiten abgestellt, die Schneisen durch die tschetschenischen Gebiete schlagen – und die werden uns bis zu den letzten Schlupflöchern dieser Verbrecher bringen.“

Diesen grimmigen Bericht schickt Alexej Jermolow, Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen Russlands und Oberbefehlshaber der dortigen Streitkräfte, 1827 an Zar Nikolai I. Wenn er von „Verbrechern“ spricht, meint er damit ein Volk, das sich doch nur gegen die Besetzung seiner ange-

stammten Siedlungsgebiete wehrt. Es ist die Zeit, da Tschetschenen die Georgische Heerstraße über den Kaukasus unsicher machen, während Jermolow die strategischen Pässe für seine Truppen freizuhalten versucht.

Der Mann, der viele Generationen später an einem sonnigen September-Tag den russischen General zitiert, ist klein, er trägt einen schwarzen Schnurrbart, seine Miene spiegelt Trotz und Triumph zugleich. „So haben es die Russen immer mit uns getrieben“, sagt Dschochar Dudajew: „Es ist beispiellos in der Weltgeschichte, dass ein zahlenmäßig kleines Volk so offen, so zynisch durch einen so großen Nachbarstaat terrorisiert wird.“

Er meint nicht nur die Zeit Jermolows, sondern die Gegenwart, das Jahr 1994.

Dschochar Dudajew, der zu Sowjetzeiten Kommandeur einer in Estland stationierten strategischen Bomberdivision war, ist in diesem Herbst fast drei Jahre

Präsident der Tschetschenischen Republik, die im September 1991 ihre Unabhängigkeit ausgerufen hat. 50 Jahre ist er alt, ein kluger, ein tollkühner, ein fanatischer Mann.

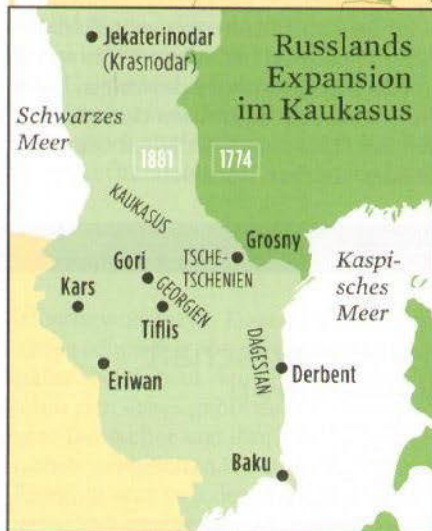
Er hat das Zitat aus aktuellem Anlass bemüht. Von Moskau gesteuerte Dudajew-Gegner innerhalb Tschetscheniens versuchen seit Wochen, den Präsidenten zu stürzen – weil der die Aufforderung des russischen Staatschefs Boris Jelzin an die Teilrepubliken des früheren Sowjetrussland allzu wörtlich auffasste. „Nehmt euch so viel Souveränität, wie ihr schlucken könnt!“, hatte Jelzin gesagt, damals, während des Machtkampfes mit seinem Rivalen Michail Gorbatschow, vor vier Jahren war das. Jetzt, da Jelzin selbst im Kreml sitzt, will er davon nichts mehr wissen.

An diesem Tag, an dem Dudajew im achten Stock seines mächtigen Präsidentenpalastes in Grosny den SPIEGEL empfängt, ahnt er noch nicht, dass rus-

Von Moskau gesteuerte Gegner versuchen, den tschetschenischen Präsidenten zu stürzen.

Russisches Imperium

am Ende des 19. Jahrhunderts



sische Truppen dieses Haus in wenigen Monaten mit ihren Bomben von der Erde tilgen werden.

Dudajew hofft im September noch auf Verhandlungen mit Russland und einen Deal, bei dem die Tschetschenen ihre faktische Unabhängigkeit behalten und dafür künftig im Namen Moskaus die Südgrenze des Reiches sichern werden. Er erzählt von den engen Verbindungen, die es lange Zeit zwischen Tschetschenen und Russen gab, von den über 18000 Landsleuten, die im Krieg gegen Hitler-Deutschland für die Sowjetunion starben, aber auch vom immer wiederkehrenden Verrat, den Russ-

land an den Völkern des Kaukasus be-
gangen habe.

Nur wenige Wochen später, im Dezember 1994, gibt Moskau den Befehl zum Sturm auf Grosny – der nächste blutige Krieg am Kaukasus beginnt.



Die bergige Region im Süden Russlands, zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer, hat nicht nur Präsidenten wie Boris Jelzin oder später Wladimir Putin beschäftigt, sondern lange davor viele der Romanow-Zaren: Peter den Großen, Katharina die Große, Alexander I. wie Alexander II. und auch Nikolai I. Der Kaukasus war ein zentraler Baustein bei der Stärkung ihres Imperiums und beim Versuch, die Herrschaft Moskaus auf immer neue Völker auszuweiten.

Finnland, Kongress-Polen, Bessarabien (heute: Moldau) – das alles verleibten die Zaren ihrer Machtsphäre ein. Der Sieg über die Völker des Kaukasus jedoch war strategisch gesehen der größte Erfolg: Russland nutzte die Schwäche Persiens und der Osmanen, um sich nicht nur die Gegend am Nordrand des Gebirgszuges zu unterwerfen, sondern auch den Transkaukasus: Georgien, Armenien und Aserbaidschan. Und der

wiederum wurde zum Aufmarschplatz, um nach Zentralasien vorzustößen und am „Großen Spiel“ um die Kontrolle Afghanistans und den Zugang nach Indien teilzunehmen. Die Eroberung des Kaukasus durch die Russen änderte die Machtbalance in Europa, schrieben westliche Diplomaten vor 170 Jahren.

Katharina die Große war es, die 1768 den ersten Marschbefehl zum Kaukasusgebirge gab. Es dauerte dann aber fast hundert Jahre, bis Russlands Feldherren ihre Mission erfüllten. Will man ermes-
sen, was sich in diesen Jahren an der Südgrenze des Kaiserreichs tat, sollte man einen Blick in den russischen „Atlas der ethnopolitischen Geschichte des Kaukasus“ werfen.

Es gibt dort eine Karte, die den Grenzverlauf im Jahre 1774 zeigt: Das Osmanische Reich zieht sich noch bis ins heutige Abchasien hinauf, weiter die Schwarzmeerküste entlang bis zum Kuban und fast bis nach Rostow am Don – die Türken sind zu dieser Zeit nur gut tausend Kilometer von Moskau entfernt. Georgien besteht in seinem westlichen Teil aus diversen Fürstentümern und mehreren kleinen Zarenreichen, der Osten gehört zu Persien, das Ländereien bis hoch ins heutige Dagestan besitzt.

Diese Karte zeigt den Kaukasus noch als Pufferzone zwischen den drei großen Konkurrenten: Osmanen, Persern, Russen.

Schon im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts bietet sich ein anderes Bild. Russland hat es in gut 50 Jahren mit List und militärischer Gewalt geschafft, seine Rivalen zurückzudrängen: Es kontrolliert nun fast alle Fürstentümer, Zarenreiche und Khanate zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer – die Grenze des Imperiums verläuft von Batumi bis hinüber in die Gegend von Baku. Iran ist in seinem nördlichen Teil bereits auf sein heutiges Territorium zurückgeworfen. Lediglich Tscherkessien, Tschetschenien und der westliche Teil Dagestans sind noch weiße Flecken – eine Terra incognita für die russischen Zaren.

Geopolitische und strategische Erwägungen trieben Russlands Herrscher bei ihrem Vorstoß in den Kaukasus. Sie wollten die südlichen Grenzen festigen und suchten einen Zugang zu den warmen Meeren. Sie hatten aber auch weitergehende Ambitionen. Katharina die Große hätte sich gern das Osmanische Reich unterworfen, um es anschließend aufzuteilen, und sie wollte den persischen Einfluss zurückdrängen – Ziele, die immer wieder zu Kriegen mit den beiden Nachbarmächten führten.



Rebellenführer Imam Schamil,
Mitte des 19. Jahrhunderts

Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts gelangen Regimenter des Zaren ans Schwarze und Kaspische Meer. Sie finden nicht nur bestätigt, dass dort im Süden zahlreiche Bergvölker leben, die sogenannten „gorzy“, sondern auch, dass jenseits des Kaukasuskamms bereits christliche Staaten existieren: das ostgeorgische Königreich Kartli-Kacheti und das westgeorgische Imereti.

Die türkischen Bastionen, die es im Nordkaukasus gibt, fallen in den nächsten Jahrzehnten. Ab 1774 reißt Russland große Gebiete zwischen Kuban und Terek an sich. Jekaterinograd (heute: Krasnodar) und Stawropol kommen dazu. Auch den Persern nehmen sie den größten Teil ihrer kaukasischen Besitzungen mit den Städten Derbent und Baku ab – all das wird 1813 im Frieden von Gulistan festgeschrieben.

Die Bezwingung Georgiens, das wie ein Sandwich zwischen den großen Mächten eingeklemmt ist, erweist sich als schwieriger. Sie gelingt schließlich, weil das Land durch persische Feldzüge schwer gelitten hat, allein Tiflis wurde auf 20 000 Einwohner dezimiert. Die in ihrer Existenz bedrohten Georgier hoffen auf Hilfe der christlichen Glaubensbrüder aus dem Norden.

SEITENBLICK

Auch der junge Stalin kämpfte gegen die russische Vorherrschaft im Kaukasus – später wütete er dort schlimmer als die Zaren.

Kampfname „Koba“

Mit der Schlagzeile „Bombenregen“ erscheint am 27. Juni 1907 die englische Zeitung „Daily Mirror“. Der Titel steht über einem Bericht aus der zu Russland gehörenden georgischen Landeshauptstadt Tiflis, in der Revolutionären am Vortag ein sensationeller Coup gelungen ist: „Rund zehn Bomben, eine nach der anderen, wurden heute in das Menschengedänge auf dem Platz im Stadtzentrum geworfen. Die Bomben explodierten mit schrecklicher Kraft, viele Menschen wurden getötet.“ An die 40 Personen sollen gestorben sein. Sie zahlten mit ihrem Leben, weil örtliche Revolutionäre eine Kutsche mit Geldsäcken für die Staatsbank überfielen. Die Beute: mindestens 250 000 Rubel, nach heutigen Maßstäben 2,5 Millionen Euro.

Regisseur der blutigen Aktion war der 28-jährige Josef Wsjarionowitsch Dschugaschwili, der sich fünf Jahre später in „Stalin“ umbenannt. Er hat „die Ära des bewaffneten

Raubüberfalls eröffnet“, schreibt ein Freund, der mit von der Partie gewesen ist.

Von alldem ist in der Broschüre „Stalin. Lehrer, Vorbild und Freund der Jugend“ nicht die Rede, die 1949, im Gründungsjahr der DDR, in Ost-Berlin erscheint. „Schon als Achtzehnjähriger trat Stalin der Tifliser Organisation der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands bei und trug den wissenschaftlichen Sozialismus in die Fabriken und Werkstätten“, und zwar „mit zu Herzen gehenden Worten“, so feiert ihn das Heft. Stalin habe bereits 1896 als Student am Geistlichen Seminar von Tiflis mit seinen Kumpanen handschriftlich das „Kapital“ von Marx kopiert, denn die Jugend Transkaukasiens sei für Freiheitsideen besonders aufgeschlossen gewesen.

Legende oder Wahrheit? Der Schuhmachersohn Dschugaschwili, 1878 im georgischen Gori geboren, zeigte großes

1783 akzeptiert der ostgeorgische König Irakli II., der bis dahin unter persischer Aufsicht stand, einen Schutzvertrag. Russland garantiert ihm und seinen Nachfolgern die Königswürde und verspricht, das Reich vor Eroberern zu bewahren. Als der Vertrag unterzeichnet wird, feuert Irakli in seinem Palast 101 Salven zu Ehren von Zarin Katharina ab.

Irakli wird damit zum russischen Vasallen. An ihre Versprechen halten sich die Zaren allerdings nicht: Sie leisten keine militärische Hilfe, als die Perser 1795 nochmals Tiflis überfallen und die Stadt bis auf die Grundmauern niederbrennen. Alexander I. liquidiert nach dem Tod von Irakli sogar dessen Königreich und erzwingt den Anschluss an Russland – „nicht wegen des Zuwaches an Macht, nicht wegen der Erweiterung der Grenzen“, wie er in seinem Manifest vom 12. September 1801 beteuert, sondern „um jedem in Georgien Rechtsschutz und Sicherheit zu geben“. Doch dass die vermeintlichen Retter zu Bedrängern wurden, zeigen bald ausbrechende Aufstände: Sie werden niedergeschlagen.

Iraklis westgeorgischer Kollege, Salomon II., verhält sich genau andersherum, aber auch er hat keine Chance. Er weigert sich von Anfang an, mit den Zaren zu verhandeln. Die Russen überzie-

hen sein Königreich Imereti daraufhin mit einem sechsjährigen Krieg und zwingen Salomon zur Flucht. So fällt dem Imperium auch der Westen Georgiens in die Hand – mit Ausnahme des kleinen Fürstentums Abchasien, das 1810 in Russland eingefügt wird, aber Widerstand leistet – und 1864 doch von Russland annektiert wird.

Im Gedächtnis der Völker hat sich vor allem der nahezu 50-jährige Kaukasus-Krieg zwischen 1817 und 1864 eingebrannt: der Feldzug gegen Tschetschenen und Dagestaner, die „gorzy“. Was nützen den Russen die Eroberungen im Transkaukasus, wenn die Verbindungslinie nach Georgien allein über die sogenannte Georgische Heerstraße führt, das Gebiet östlich und westlich dieses Weges aber nicht erobert ist? Es ist ein schwer zugängliches Terrain und zudem von Muslimen bewohnt.

Die Zaren weisen ihre Generäle an, die Siedlungsgebiete der Bergvölker zu isolieren und dann gezielt gegen sie vorzugehen. Zu diesem Zweck legen die Militärs überall Festungen und einen Gürtel von Kosakensiedlungen an. Tschetscheniens heutige Hauptstadt Grosny entsteht so: General Alexej Jermolow gründet 1818 am Terek-Nebenfluss Suntscha die „Grosnaja krepost“, die furcht-

gebietende Festung, auch hier leben zunächst nur russische Kosaken.

Schritt für Schritt tasten sich die russischen Truppen voran – zuerst erobern sie südliche Gebiete im heutigen Kabardino-Balkarien, später wenden sie sich Dagestan zu. Denn im Norden Dagestans hat sich der charismatische Imam Schamil mit 4000 Kämpfern festgesetzt und zum Befreiungskampf gegen die russischen Eindringlinge aufgerufen.

Schamil ist der Sohn eines Landbesitzers. Er hat Grammatik, Logik und Arabisch studiert und gehört der Sufi-Bruderschaft der Nakschbandi an. Ihm und seinen Männern gelingt es, durch fanatischen Widerstand die russische Eroberung des Nordkaukasus um 25 Jahre zu verzögern. Und das, obwohl die Russen in den Jahren des Kaukasus-Krieges zeitweise 100 000 Mann vor Ort haben und hervorragende Feldherren, darunter den deutschen Armeeoberbefehlshaber Alexander von Neidhardt.

Immer wieder versuchen auch die Perser, vor allem aber die Türken, den Kaukasus zurückzuerobern, so während des Krim-Krieges ab 1853. Es ist die Zeit, in der Männer wie der Gutsbesitzersohn und spätere Romanautor Leo Tolstoi sich begeistert der russischen Kaukasus-

Selbstbewusstsein. Dass er in jungen Jahren schon Darwin gelesen habe, wie später behauptet wurde, dürfte ins Reich der Fabel gehören. Der Biograf Isaac Deutscher sagt ihm einen „romantischen georgischen Patriotismus“ nach. Georgien war von der russischen Vorherrschaft geprägt, eine Form der Leibeigenschaft existierte bis 1912.

Das Priesterseminar in Tiflis, so viel ist gewiss, war ein Hort der antirussischen Opposition. Stalin wurde dort zum Rebell, bis er 1899 von der Schule flog. Er tauchte unter, verschwand 1902 das erste Mal im Gefängnis und dann mehrfach in der Verbannung. Die folgenden Jahre, die er mit Frau Kato und Söhnchen Jakow verbrachte, waren „ein Leben des Banditentums, der Spionage, der Erpressung und Agitation“, wie der Schriftsteller Simon Sebag Montefiore resümiert.

Der Kaukasus hat den Mann mit dem Kampfnamen „Koba“, der Unbeugsame,



Bolschewistischer Revolutionär
Josef Stalin, um 1918

in den ersten zweieinhalb Jahrzehnten seines Lebens geprägt. Hier lernte er viele jener Berufsbolschewiki kennen, die später in Moskau zum Apparat der Macht gehören sollten.

Der Kaukasus wurde aber auch ihn nie mehr los. Schlimmer als andere Herrscher wütete Stalin später in seiner Heimat. Sein Freund Sergo Ordschonikidse schaltete nach der Machtergreifung 1917 die Parteiorganisationen von Armeniern, Georgiern und Aserbaidshaniern gleich, schlug Aufstände im Kaukasus nieder, darunter 1924 einen im heimischen Georgien, und ließ ihre Organisatoren öffentlich hinrichten. Immer wieder veränderte Stalin Grenzen in der Region, im Zweiten Weltkrieg deportierte er ganze Völker des Nordkaukasus nach Zentralasien.

Verschont blieben die Osseten. Und das wohl nur, weil Stalins Urgroßvater Ossete war.

Christian Neef



armee anschließen, nachdem andere, wie der Dichter und Völkerpsychologe Michail Lermontow, im Kaukasus bereits ihr Leben gelassen haben.

1864 vermeldet General Nikolai Jewdokimow das Ende der fast hundertjährigen Kämpfe um die Gebirgsregion: „Von jetzt an gibt es im Kaukasus keinen nichtunterworfenen Stamm mehr.“ Als

Alexander II. das Gebiet bereist, schreibt er an einen deutschen Vetter, dass seine Fahrt ein schöner, Wahrheit gewordener Traum gewesen und dass das Land jetzt vollständig befriedet sei. Es ist die zu dieser Zeit wohl reichste und am dichtesten bevölkerte russische Kolonie.

Aber der Kaukasus bleibt für die Russen eine bittere Last. Warum fällt ihnen

bis heute der Umgang mit den ererbten Eroberungen so schwer? Weil Russland die örtlichen Gegebenheiten von Anfang an ignoriert, wie schon der deutsche Nationalökonom August Franz von Haxthausen feststellen muss, als er 1843 auf Einladung von Zar Nikolai I. den Kaukasus bereist: Die russischen Beamten „waren viel zu träge, den vorhandenen

Zustand zu studieren, sie verführen überall plump nach den Gesetzen und Administrationsbegriffen, die sie kannten, also den russischen, höchstens vermengt mit ein bisschen Willkür und gelegentlicher Raublust und Aussaugung. Es konnte nicht fehlen, dass dadurch bitterer Groll gegen die Russen fast bei allen kaukasischen Völkern sich ausbildete.“

Auch eine neuere russische Studie kommt zu dem Schluss, die Zaren hätten die kaukasischen Führer nie als gleichberechtigte Herrscher behandelt, sondern sie als neue russische Untertanen gedemütigt. Sie hätten mit ihrer „ungeschickten Religionspolitik“ und ihrer Unkenntnis des Islam die Bergvölker geradezu in Aufstände getrieben.

Russlands Elite hat den Kaukasus und dessen Völker unter machtpolitischen Gesichtspunkten betrachtet, über die sozialen, politischen oder mentalen Folgen ihrer Politik aber wenig nachgedacht. Das hat zu jenem Missverhältnis geführt, das bis heute die Beziehungen zwischen Moskau und der Region belastet.

Die Georgier erleben Moskaus Vorgehen als Russifizierung: Gleich nach dem Anschluss wurden in ihren Kirchen die Fresken übertüncht und Gottesdienste in georgischer Sprache verboten, Min-

grelier gegen Georgier und Georgier gegen Abchasen aufgehetzt – worunter das Land bis heute zu leiden hat.

„Heimtückisch“ sei Moskaus Politik gewesen, sagt die georgische Schriftstellerin Naira Gelaschwili und zitiert aus einem Brief der russischen Regierung an den Feldherrn Eduard von Totleben: „Der Leib muss georgisch sein, die Seele aber russisch.“

Die Russen zeigen sich angesichts solcher Vorwürfe tief beleidigt: Schließlich hätten sie die Georgier seinerzeit vor Persern, Arabern und Türken gerettet, ihr Anschluss ans russische Kaiserreich sei freiwillig erfolgt, und zu Sowjetzeiten hätte Moskau so viel Geld nach Tiflis transferiert, dass die Georgier weit besser als die Russen leben konnten.

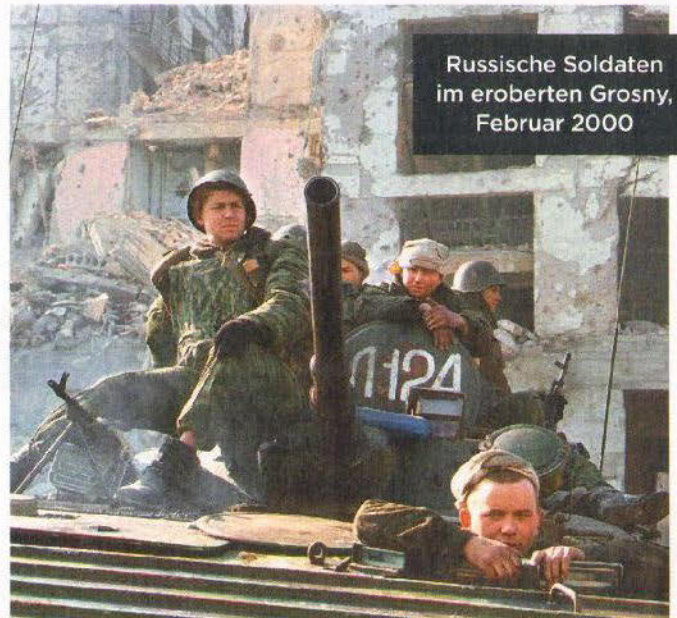
Den Russen dankbar sind bis heute allein die Armenier, die jahrhundertlang besonders schwer unter Persern und Türken leiden mussten, bis hin zu den Pogromen am Ende des Osmanischen Reichs. Nachdem Russland die Peiniger vertrieben hatte, gewährte es den Armeniern viel politischen Freiraum. Dabei ging es weniger um Nächstenliebe als um eine Front gegen die Türkei.



Aus Sicht der Armenier war die russische Herrschaft im Vergleich zur türkischen das kleinere Übel – so sind sie außer Abchasen und Südosseten die Einzigen im Südkaukasus, die den Russen noch immer einen militärischen Vorposten gewähren: Im armenischen Gjumri ist Moskaus 102. Militärbasis stationiert, nur einen Katzensprung von der türkischen Grenze entfernt.

Dass Russland den Kaukasus nie in den Griff bekommen werde, sahen kluge

Männer früh voraus. Der Slawist Friedrich von Bodenstedt aus dem Städtchen Peine östlich von Hannover macht sich 1837 über St. Petersburg und Moskau auf den Weg in den Kaukasus, um später als Lehrer am Gymnasium in Tiflis zu arbeiten. In seinem Werk über die „Völker des Kaukasus“ schreibt er 1848: „Die Russen mögen mit ihren Heerscharen alle Länder des Kaukasus überziehen,



Russische Soldaten
im eroberten Grosny,
Februar 2000

alle Festungen mögen sie schleifen und mit dem Feuer ihrer Geschütze selbst den Schnee der wolkenübertragenden Gletscher zerschmelzen. Ja, sie mögen der Gebirgsländer ganze Bevölkerung ausrotten mit Weib und Kind – das Kriegsfeuer wird fortlodern durch die Jahrhunderte. Die Bevölkerung des Kaukasus kann gewechselt werden, die von seinen Bergen wehende Freiheitsluft bleibt immer dieselbe.“

Es ist eine verblüffende Weitsicht, die Bodenstedt da beweist. Dabei konnte er unmöglich voraussehen, was hundert Jahre später unter Stalin geschieht: die Deportation ganzer Kaukasus-Völker nach Sibirien oder Kasachstan oder – noch mal fünfzig Jahre später – die Feldzüge zweier russischer Präsidenten gegen Tschetschenien. Denen schließlich auch dessen Oberhaupt Dschochar Dudajew zum Opfer fällt – als ihn im April 1996 eine russische Rakete trifft.

„Die **Bevölkerung des Kaukasus** kann gewechselt werden, die von seinen Bergen wehende Freiheitsluft bleibt dieselbe.“

Am 13. März des Jahres 1881, einem Sonntag, vergnügt sich Nicky, wie er in der Familie genannt wird, beim Schlittschuhlaufen. Als der zwölf Jahre alte Junge nach Hause zurückkehrt, herrscht im Winterpalais von St. Petersburg blankes Entsetzen. Die Mutter zieht Nicky in ein Zimmer, in dem sein Großvater liegt, Alexander II. Dessen Beine sind zerfetzt, er röchelt im Todeskampf.

Ein Anarchist hat dem Zaren eine Bombe direkt vor die Füße geworfen. „Totenblass in seinem marineblauen Anzug“, so ein Augenzeuge, beobachtet Nicky den qualvollen Tod seines Opas. Die Herrschaft geht nun auf seinen Vater über, er selbst wird zum Thronfolger, Zarewitsch genannt.

Die Erinnerung an den schrecklichen Tod seines Großvaters dürfte Nikolai sein ganzes Leben lang verfolgt haben.

Er wurde der 18. Zar aus der Familie Romanow. Nikolai II. fand ein anachronistisches System vor, doch er versuchte nicht ernsthaft, die Monarchie durch Modernisierung zu retten. So wurde er zum letzten Zaren.

Seine Mutter Marija Fjodorowna, ursprünglich Dagmar von Dänemark, hatte Nikolai am 18. Mai 1868 zur Welt gebracht. Nach ihm kamen drei Brüder und zwei Schwestern, mit denen er hinter den hohen Mauern der Zarenpaläste aufwuchs, fernab von den Untertanen. „Nie setzt er mir Widerstand entgegen“, sagte ein Lehrer über ihn. „Diese Ausgeglichenheit, dieser spontane Gehorsam sind einfach erstaunlich.“

Als Nikolai mit 19 Jahren seinen Dienst beim Leibgarde-Regiment Seiner Majestät antrat, fand er das Milieu, in dem er sich wohlfühlte. Ihm behagte die Kameraderie, er genoss die endlosen Abendessen mit Champagner und Soldatenliedern.

Unter den jungen Offizieren fiel er nicht weiter auf. Sein späterer Außenminister Wladimir Graf Lamsdorf schrieb über ihn in seinem Tagebuch: „Ein kleiner Husarenoffizier, nicht hässlich, aber unauffällig, unbedeutend.“

Seinem Schicksal begegnete er das erste Mal bei einem Besuch in Japan, in der Stadt Otsu. Ein Japaner sprang auf den Thronfolger zu, schlug ihm mit einem Säbel auf den Kopf und rief: „Ich bin ein Samurai.“ Nikolai behielt eine Narbe und eine Neigung zur Migräne.

Als Zarewitsch musste Nikolai eine Prinzessin aus dem europäischen Hoch-

*Nikolai II. war ein
wankelmütiger
Alleinherrscher.
Durch Zaudern,
Inkompetenz und
Sturheit ruinierte er
die Monarchie.*

Der letzte Kaiser

Von MICHAEL SONTHEIMER



Nikolai II. als Jugendlicher
in Armeeuniform

adel heiraten. Seine Wahl fiel, wie so häufig in seiner Familie, auf eine Deutsche, Alix von Hessen-Darmstadt, die Tochter des Großherzogs Ludwig IV. von Hessen. Da Alix erst sechs war, als ihre Mutter starb, war sie bei ihrer Großmutter Queen Victoria in England aufgewachsen. „Sie ist sehr britisch und spricht dauernd Englisch“, mokierte sich ein Minister über sie. Bevor sie den Zaren heiratete, musste Alix wie üblich zur orthodoxen Kirche konvertieren und bekam den Namen Alexandra Fjodorowna.

Nikolai war 26 Jahre alt, als sein Vater Alexander III. starb. Am 14. Mai 1896 nahm er in Moskau aus der Hand des Metropoliten die Zarenkrone entgegen und setzte sie sich aufs Haupt. Doch bei dem großen Volksfest anlässlich der Krönung, zu dem mehrere hunderttausend Menschen zusammengeströmt waren, kam es zu einer Panik. Die Masse trampelte mehr als 1300 Menschen zu Tode: ein böses Omen für den frisch Gekrönten.

Nikolai fühlte sich unwohl in seiner neuen Rolle. „Ich bin aufs Regieren nicht vorbereitet“, vertraute er einem Cousin an. „Ich verstehe nichts von Staatsgeschäften. Ich weiß nicht einmal, wie man mit Ministern redet. Ich wollte nie Zar werden.“

Als Fehlbesetzung nahmen ihn auch andere wahr. Als er Abgeordnete der regionalen Vertretungen empfing, kanzelte er alle Wünsche nach Partizipation als „unsinnige Träume“ ab. Er erklärte, dass er „ebenso fest und unerschütterlich am Prinzip der Autokratie festhalte wie mein unvergesslicher Vater“.

Anarchisten antworteten in einem offenen Brief: „Alles Verlangen der Nation, etwas anderes zu sein als Sklaven“, sei auf „brutale Ablehnung gestoßen“. Nikolais Widersacher warnten ihn: „Sie haben den Kampf begonnen; es wird nicht lange dauern, und Sie werden sich mitten im Getümmel befinden.“ So kam es unvermeidlich.

Nikolai war absoluter Herrscher über den despotischsten und rückständigsten Staat des Kontinents. In Russland gab es weder ein Parlament noch eine Verfassung und auch keine Rechtssicherheit.

Über vier Fünftel der Bevölkerung lebten auf dem Land. Die meisten von ihnen darben in Dreck, Armut und Analphabetismus. Von den 142 Millionen Hektar Land in den Kommunen waren über 110 Millionen in Privateigentum,

Nikolai Romanow nach
seiner Abdankung
unter Bewachung, 1917



Fabergé-Ei von 1903
mit Porträt Nikolai II.



JUWELIERSKUNST

Fabergé-Eier

Seit alters war es in Russland Brauch, zu Ostern Eier zu verschenken. Mit einem prachtvollen Kleinod in Eiform begründete Zar Alexander III. 1885 eine ganz eigene Tradition. Das emaillierte Kunstwerk, in dessen Mitte ein goldener Dotter eine nur 35 Millimeter große Henne verbirgt, schenkte der Herrscher seiner Gattin Marija Fjodorowna. Gefertigt wurde es in der Werkstatt des gebürtigen Petersburger Peter Carl Fabergé, der sich von da an die höchste Gunst des Zaren erwarb. Fabergé stammte aus einer Juweliersfamilie, erhielt seine Ausbildung in Dresden und beschäftigte zeitweilig mehr als 700 Mitarbeiter. Seine berühmtesten Werke sind die meisterlichen Goldschmiedearbeiten, die er alljährlich zu Ostern für Alexander III. und dessen Nachfolger Nikolai II. anfertigte. Von den insgesamt 50 „kaiserlichen Eiern“ sind 42 erhalten. Auf Auktionen erzielen sie Preise von bis zu 12,5 Millionen Euro. Spektakulär war der Kauf von neun dieser Fabergé-Eier durch den russischen Oligarchen Wiktor Wexelberg 2004, der rund 80 Millionen Euro dafür zahlte.

der größte Teil gehörte Adligen. Erst seit 1861 waren die Bauern keine Leibeigenen mehr, doch sie ächzten unter dem Joch der Ablösezahlungen und Zinsen für das von ihnen erworbene Land.

Die absolute Monarchie Russlands wirkte Anfang des 20. Jahrhunderts reichlich absurd. Der Kaiser beschäftigte rund 15 000 Bedienstete, und die Großfürsten, die Söhne und Enkel der Zaren, bekamen Apanagen, die sich auf 280 000 Rubel, rund 600 000 Goldmark, im Jahr summierten. Sie unterstanden keiner Gerichtsbarkeit.

Viele Großfürsten waren korrupt; ihre Reichtümer verprassten sie in St. Peters-

burg, Berlin oder Paris. Wenn sie mit ihren Gattinnen die höfischen Bälle besuchten, waren deren Kleider mit Rubinen, Smaragden und Saphiren bestickt.

Nikolai glaubte, seine Mission sei es, das Gottesgnadentum und die Autokratie zu erhalten. Doch er hatte, notierte der britische Botschafter Sir George Buchanan, „von seinem Vater weder den festen Charakter noch die Fähigkeit zu schnellen Entscheidungen geerbt, welche für einen absoluten Monarchen unverzichtbar sind“.

Der Zar war ein Zauderer. Meist erlag er dem Druck desjenigen, der als Letzter mit ihm gesprochen hatte. Und er

war konfliktscheu: Seinen Ministern widersprach er nicht, sondern löste sie ab, wenn ihre Vorstellungen nicht seinen entsprachen.

Gebildete, nachdenkliche Menschen waren ihm zuwider. „Intelligenzija. Wie ich dieses Wort hasse“, rief er einmal aus. „Am liebsten würde ich die Akademie zwingen, es aus dem russischen Wörterbuch zu streichen.“

1902 ernannte er den deutschstämmigen Wjatscheslaw von Plehwe, einen rücksichtslosen Reaktionär, zum Innenminister. Plehwe setzte auf Repression und Russifizierung, förderte den Antisemitismus und ließ Soldaten auf streikende Arbeiter schießen. Dem französischen Botschafter sagte er: „Ich habe

mich auf den Kochtopf gesetzt. Ich werde mit ihm explodieren.“

So kam es. Am 28. Juli 1904 tötete ihn die Bombe eines Terroristen. Der Innenminister hatte zuvor noch einen folgenreichen Vorschlag gemacht. „Um die Revolution aufzuhalten“, verriet Plehwe einem Vertrauten, „brauchen wir einen kleinen siegreichen Krieg.“

Den Krieg provozierte Russland im Fernen Osten, mit dem Kaiserreich Japan. Nikolai, der über Japaner als „Makaken“ sprach, als Affen, war voll Zuversicht, doch der Waffengang entwickelte sich schnell zu einem Fiasko. Flaggschiffe wurden versenkt, Admiräle schwer verwundet, Zehntausende Soldaten gerieten in Kriegsgefangenschaft. Die patriotische Begeisterung erlahmte schnell.

Im Januar 1905 begannen in St. Petersburg die Metallarbeiter zu streiken, bald waren 150 000 Arbeiter im Ausstand. Die Proletarier forderten den Achtstundentag und hygienische Arbeitsbedingungen in den Fabriken. Zwölfstündige Plackerei und auch Kinderarbeit waren üblich.

Ein orthodoxer Pope namens Georgij Gapon, mit der Polizei verbandelt, rief zu einem Marsch zum Winterpalais auf, um dem Zaren eine Petition zu überreichen. Nikolai, der in seiner Landresidenz in Zarskoje Selo weilte, dachte gar nicht daran zurückzukehren. Rund 10 000 Menschen sammelten sich am eisigen Morgen des 9. Januar: festlich gekleidete Arbeiter, Studenten, Bürger. Voran trugen sie ein großes Porträt des Zaren. Und ein Transparent „Soldaten, schießt nicht!“

Ein frommer Wunsch. Nachdem am Narwa-Tor Soldaten die Menge vergebens aufgefordert hatten, sich zu zerstreuen, legten sie ihre Gewehre an, feuerten zwei Salven in die Luft und schossen los. Hunderte Menschen, darunter Frauen und Kinder, starben. Der Schnee färbte sich rot.

„Die Truppen waren gezwungen, in einigen Stadtvierteln zu schießen“, notierte Nikolai in seinem Tagebuch. „Ach Gott, wie schmerzlich und schwer ist es! Mama kam von der Stadt direkt zur Frühmesse. Wir lunchten mit allen.“

Zur „Unterdrückung der Unruhen“, wie Nikolai das Ziel formuliert hatte, sprach seine reaktionäre Regierung nur die Sprache der Gewalt: Im polnischen, unter Oberhoheit des Zaren stehenden Lodz erschossen Soldaten mehr als 160 Demonstranten. Auf dem Kriegsschiff „Potjomkin“ im Schwarzen Meer exe-

kutierte ein Offizier am 27. Juni 1905 einen Matrosen, worauf die Seeleute alle Offiziere töteten und das Schiff unter ihre Kontrolle brachten. Der Zar schrieb in sein Tagebuch: „Dafür werde ich die Befehlshaber streng und die Rebellen grausam bestrafen müssen. Nach dem Frühstück ging ich spazieren und badete vor dem Tee im Meer.“

Nikolais Regierung sah sich schließlich gezwungen, den rebellischen Untertanen Zugeständnisse zu machen. Am 30. Oktober 1905 unterschrieb der Kaiser widerwillig ein Dekret, in dem er ankündigte, „der Bevölkerung eine solide bürgerliche Freiheit zu gewähren, die auf der Freiheit des Einzelnen, der Freiheit des Gewissens, der Freiheit der Versammlung beruht“. Zudem sollte die Regierung gesetzlicher Kontrolle unterworfen werden. Damit ein Gesetz in Kraft treten konnte, musste fortan die Duma zustimmen. Der Text des Dekrets stammte weitgehend von Sergej Witte, einem liberalen Ministerpräsidenten.

Das im Dezember 1905 erlassene Wahlgesetz spiegelte jedoch vor allem die wirtschaftliche Ungleichheit wider: Die Stimme eines Grundbesitzers zählte 3-mal so viel wie die eines Bürgers, 15-mal so viel wie die eines Bauern und 45-mal so viel wie die eines Arbeiters. Frauen, Landarbeiter, Tagelöhner und Dienstboten durften gar nicht erst wählen. Der Zar blieb „Selbstherrscher“ wie alle seine Vorgänger.

Wenige Tage später kam es in Moskau zum Aufstand. Die Revolutionäre errichteten Barrikaden, doch Soldaten schossen sie bald mit Artilleriegeschützen zusammen. Bei den Kämpfen starben Tausende Menschen. Nikolai notierte: „In Moskau wurde die Revolte Gott sei Dank mit Waffen niedergeschlagen.“ Seiner Mutter erklärte er: „Terror muss man mit Terror beantworten.“

Die auf den Moskauer Aufstand folgende Gegenrevolution war einfalllos und brutal: Die Polizei verhaftete

massenhaft Oppositionelle, die Regierung verbot sozialistische Organisationen. Im Jahr 1906 fielen dem Terror von Polizei und antisemitischen Nationalisten schätzungsweise 60 000 Menschen zum Opfer.

Die im Frühjahr 1906 gewählte Duma, in der die Liberalen die Mehrheit hatten, bestand nur bis Juli, dann löste Nikolai sie auf. Im Februar 1907 trat die zweite Duma zusammen, die der Kaiser nach vier Monaten abermals auseinanderjagte. Schließlich erließ seine Regierung ein neues Wahlgesetz, so dass die dritte Duma eine deutliche konservative Mehrheit hatte. Der berühmte deutsche Soziologe Max Weber bezeichnete das System als „Scheinkonstitutionalismus“ und schrieb vom „erbärmlichen Regiment des Zaren“.

Nikolai hatte noch einmal Zeit gewonnen. Für ein paar Jahre herrschte Ruhe im Land, Grabesruhe.

Er regierte leidenschaftslos, wirklich wohl fühlte er sich mit seiner Frau, mit der er gern Englisch sprach. Alexandra blieb eine deutsche, in England aufgewachsene Prinzessin, die nur mit starkem Akzent Russisch sprach und sich in der Öffentlichkeit ungeschickt bewegte. Sie kannte und verstand Russ-

land nicht, warf sich aber mit dem Eifer einer Konvertitin in den orthodoxen Glauben und erging sich in dunkler Mystik.

Ihre vordringliche Aufgabe war es, einen Thronfolger zu gebären. Im August 1904 war es so weit, nachdem sie zuvor vier Töchter zur Welt gebracht hatte. Doch der Zarewitsch litt an einer schweren Erbkrankheit.

Alexej war Bluter. Wenn der Zarewitsch sich nur stieß, bekam er äußerst schmerzhafte Hämatome. Sein kaiserliches Blut gerann sehr viel schlechter. Selbst kleine Wunden waren lebensgefährlich. Ein dubioser französischer Magier versuchte ihn zu heilen, vergebens.



Minister Wjatscheslaw von Plehwe (o.), Sergej Witte

Erfolge, so glaubte die Zarin, erzielte hingegen der Mann, der bald den Ruf ihrer Familie ruinieren sollte: Rasputin. Ein Bischof eröffnete diesem Grigorij Jefimowitsch Nowych Zugang zu den Spitzen der Gesellschaft, später lernte auch das Zarenpaar ihn kennen. Der Name des aus Westsibirien stammenden Wunderheilers klang fast wie Rasputnik, Wüstling. Dazu passte sein sinnenfrohes Rezept: Um die Sünde zu überwinden, müsse man durch sie hindurchgehen. Mit seinen stahlgrauen Augen hatte er auf Frauen eine geradezu hypnotische Wirkung, so auch auf die beste Freundin der Zarin und die Zarin selbst.

Als der Zarewitsch nach einem Sturz im Sterben zu liegen schien und schon die letzten Sakramente erhielt, telegraphierte Rasputin: „Die Krankheit scheint

Ultimatum mit harten Forderungen an die Regierung Serbiens und setzen damit eine Kettenreaktion in Gang. Das Zarenreich reagiert mit der Teilmobilmachung seiner Truppen.

Nikolai und Wilhelm erkennen nicht, dass ein längerer Krieg in Europa ihre Monarchien zerstören wird. Kurz nach der deutschen Kriegserklärung im August 1914 bekommt Nikolai noch ein Telegramm von Wilhelm, in dem dieser die Demobilisierung der russischen Truppen fordert. Doch der Zar wendet sich enttäuscht von seinem Cousin ab. „Er war nie ehrlich, nicht für einen Moment“, sagt er über Willy. „Am Schluss war er hoffnungslos im Netz seiner Perfidie und seiner Lügen gefangen.“

Da auch Großbritannien dem Deutschen Reich den Krieg erklärt, ist Niko-

ziell 6,5 Millionen Russen unter Waffen, aber sie verfügen nur über 4,5 Millionen Gewehre. Noch schlimmer ist der Mangel an Artillerie und Granaten. Es gibt keine nennenswerte Rüstungsindustrie, und das Eisenbahnnetz reicht für schnelle Truppenverschiebungen nicht aus.

In Ostpreußen gelingt es deutschen Truppen unter dem Kommando von Paul von Hindenburg, Ende August 1914 bei Hohenstein die Zweite Russische Armee einzuschließen und vernichtend zu schlagen.

Nachdem im Sommer 1915 deutsche Truppen tief nach Polen, Litauen und Kurland vordringen, erstarrt die Front. Die russische Armee versucht im Frühjahr 1916, die Initiative wiederzuerlangen, erzielt aber kaum Geländegewinne.

Seit Beginn des Krieges will Nikolai den Oberbefehl über die Armee an sich ziehen. Rasputin bestärkt ihn in diesem Wunsch. Der Duma-Präsident hingegen warnt: „Indem Sie Ihre geheiligte Person dem Urteil des Volkes aussetzen, legen Sie Hand an sich selbst und führen Russland ins Verderben.“

Doch Nikolai bleibt stur. Als Oberbefehlshaber gestalten sich seine Tage gleichförmig. Morgens um halb zehn gibt er sich ins Hauptquartier im heute weißrussischen Mogiljow. Dort tragen Stabsoffiziere ihm die Lage vor, während er eine Zigarette nach der anderen raucht. Anschließend bespricht er sich unter vier Augen mit dem Generalstabschef, der alle Entscheidungen trifft. Wie sein Cousin Willy, der deutsche Kaiser, erweist der Zar sich als einflusslose Galfionsfigur. Er hat, wie fast alle gekrönten Häupter seiner Generation, nie gelernt, hart zu arbeiten. Den Rest des Tages verbringt er mit Spaziergängen, Ausfahrten oder auf der Jagd.

Während der Zar im Hauptquartier kitschige Romane liest, bei denen ihm die Tränen kommen, führt die Zarin in Petrograd die Regierungsgeschäfte – und ihr wichtigster Berater heißt Rasputin, genannt „unser Freund“. Sie schreibt Briefe an ihren Nicky, in denen es heißt: „Den Ratschlägen unseres Freundes zu folgen, Geliebter – ich versichere Dir, das ist recht.“

Das System wird surreal. Rasputin sagt der Zarin, welcher Minister entlassen werden und welche Offensive gestoppt werden soll. Alix übermittelt es Nicky. Und der verfügt häufig so. Innerhalb von zwölf Monaten tauscht der Kaiser die Innenminister viermal aus, die

Russische Soldaten kapitulieren, Galizien 1917



nicht gefährlich. Die Ärzte sollen sich nicht bemühen.“ Kurz darauf kam die Blutung zum Stillstand. Die Zarin hielt diese äußerst ungewöhnliche Spontanheilung für ein Wunder. Und verfiel dem bärtigen Scharlatan noch mehr (siehe Seite 127).

Auf dem Weg in die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, wie der amerikanische Diplomat George F. Kennan den Ersten Weltkrieg genannt hat, agiert Nikolai II. hilflos – ähnlich wie sein deutscher Cousin, Kaiser Wilhelm II. Die beiden korrespondieren regelmäßig auf Englisch, wobei der deutsche Kaiser gewöhnlich mit „Ever your devoted cousin and friend Willy“ unterzeichnet.

Doch die Vettern-Freundschaft kann den Frieden nicht sichern. Als am 28. Juni 1914 ein serbischer Nationalist den österreichischen Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo erschießt, glaubt Nikolai zunächst nicht an einen Krieg. Die Österreicher stellen allerdings ein

lai von einem schnellen Sieg überzeugt. Seine Hauptstadt St. Petersburg benennt er in Petrograd um, russisch statt deutsch.

Wilhelms Armee hat alle Kräfte im Westen konzentriert. Nach dem Schlieffen-Plan soll Frankreich rasch überwältigt werden. Als die deutschen Spitzen Brüssel erreicht haben, marschieren zwei russische Armeen nach Ostpreußen ein, eine geführt vom baltendeutschen General Paul von Rennenkampff. Die Russen zwingen die Oberste Heeresleitung, zwei Armeekorps vom Westen in den Osten zu verlegen. Dies hilft den Franzosen, den deutschen Angriff auf Paris an der Marne abzuwehren.

Doch das russische Heer kann nicht dauerhaft siegen. Es ist zwar mit 1,3 Millionen Soldaten das größte der Welt, größer als die Armeen Deutschlands und Österreich-Ungarns in Friedenszeiten zusammen. Die Ausrüstung jedoch ist jämmerlich. Ende 1914 stehen offi-



Porträt der kaiserlichen Familie 1913. Vier Jahre später musste der Zar auf den Thron verzichten, es war das Ende der Romanow-Dynastie. Ein kaltblütiger Mord würde ihr Schicksal bald danach besiegeln.

Kriegsminister zweimal. Über den Einfluss von Rasputin kursieren die abenteuerlichsten Gerüchte. Es hilft auch nicht mehr viel, dass mehrere Männer, unter ihnen ein Verwandter Nikolais, Fürst Felix Jussupow, den Mystiker Ende Dezember 1916 in Petrograd ermorden.

Der Zar ist am Ende seiner Kräfte. Seine Gesichtszüge sind erschlaft, seine Augen wie erloschen. Nikolai verfällt in Trübsinn und erkennt nicht, dass Russland in eine Revolution treibt – ein hoffnungsloser Fall. Er ernennt einen einstigen Protegé Rasputins zum Innenminister, der schlicht verrückt zu sein scheint und angeblich mit Rasputin im Jenseits spricht. Nikolais Mutter und andere Verwandte versuchen den Kaiser dazu zu bewegen, sich von seiner Frau zu trennen. Vergebens.

Im harten Winter 1916/17 werden in Petrograd und anderen Städten die Lebensmittel knapp. Und die Menschen

sehnen sich nach Frieden. Als mehr und mehr Arbeiter in den Streik treten, weigern sich am 12. März 1917 die Soldaten der Petrograder Garnison, auf sie zu schießen. Sie schließen sich den Streikenden mit ihren roten Fahnen an. Demonstranten öffnen die Gefängnistore und stecken den Justizpalast in Brand. Die Revolution hat begonnen.

Der Duma-Präsident Michail Rodsjan-ko telegraphiert an den Zaren: „Es müssen sofortige Maßnahmen ergriffen werden. Die Stunde ist gekommen, in der sich das Schicksal des Landes und der Dynastie entscheidet.“ Nikolai antwortet nur, dass die Sitzung der Duma aufgehoben sei.

Am nächsten Tag fährt er mit seinem Zug vom Hauptquartier in Richtung Petrograd. Doch der Herrscher erreicht die Hauptstadt nicht, weil revolutionäre

Truppen bereits die Strecke unsicher machen.

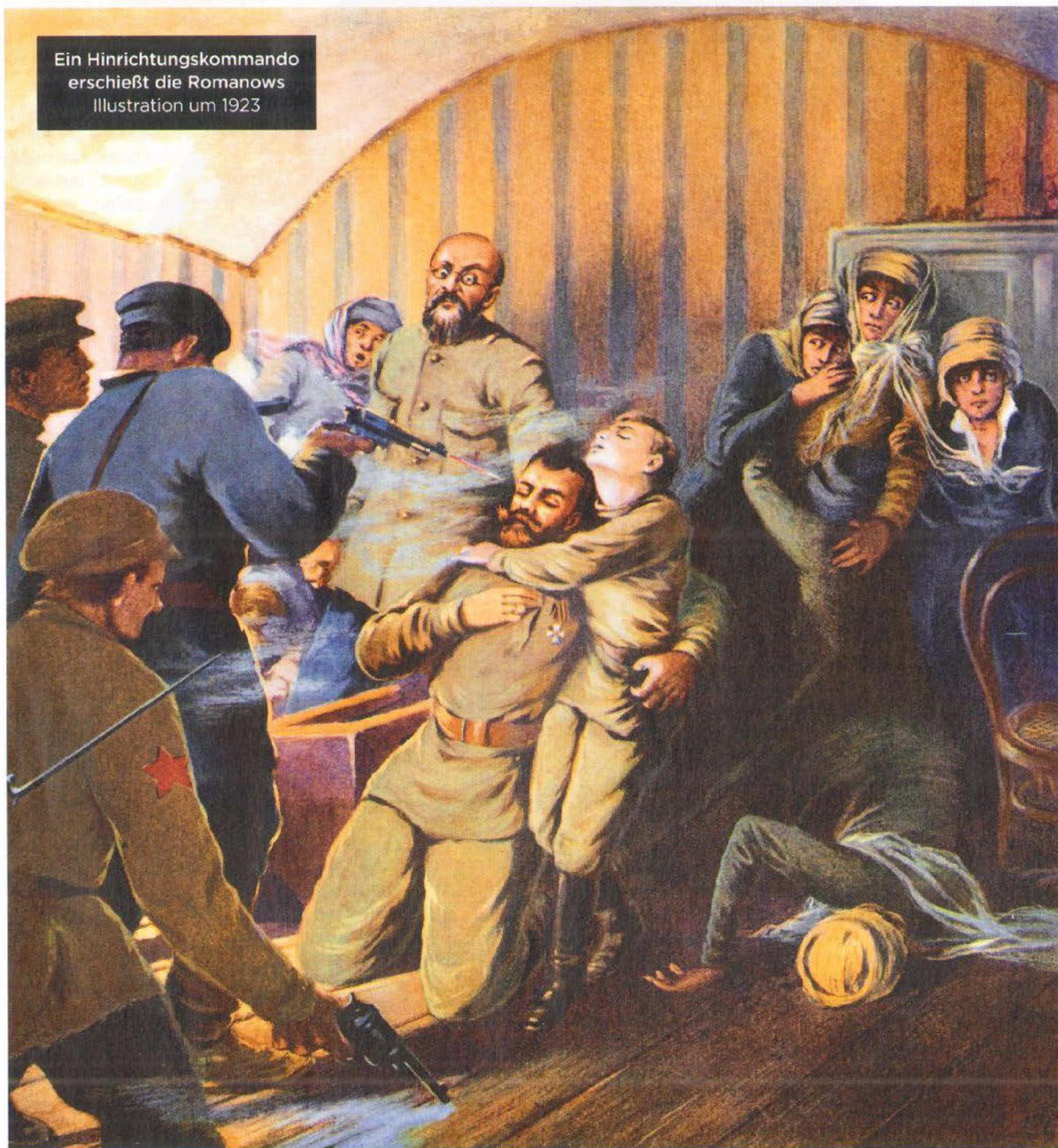
„Der Charakter Seiner Majestät war die Wurzel allen Unglücks“, hat sein zeitweiliger Premier Sergej Witte später geurteilt. „Sein Hauptfehler war sein bedauerlicher Mangel an Willenskraft. Er war für die bedeutende historische Rolle, die das Schicksal ihm auferlegt hatte, nicht geboren.“ Ein anderes Verdikt über den Zaren fällt noch härter aus: „Er ist wie ein weicher Lappen“, urteilte General Pjotr Tscherewin.

Die Oberbefehlshaber der Armee drängen Nikolai am 15. März 1917 zum Verzicht auf den Thron: „Ich möchte meinen Sohn bei mir behalten“, sagt der Herrscher, „und danke in meinem und seinem Namen zugunsten meines Bruders, Großfürst Michail, ab.“

Nikolais Bruder jedoch verspürt keine Neigung, den wankenden Thron zu besteigen. Er verzichtet. Damit sind mehr als 300 Jahre Herrschaft der Romanows über Russland zu Ende.

Nikolai II. – jetzt nur noch der Bürger Nikolai Romanow – verlässt das Hauptquartier, um zu seiner Familie zu fahren. „Es herrschte Frost, und starker Wind wehte“, notiert er. „Mein Herz ist schwer, traurig und voller Furcht.“

Ein Hinrichtungskommando
erschießt die Romanows
Illustration um 1923



*Nach der Abdankung kam der Zar mit seiner
Familie unter Hausarrest. Im Juli 1918 ermordeten
Bolschewiki Eltern, Kinder und Bedienstete.*

„Wilde Schießerei“

Dem Hausarzt der Familie, der die Tür öffnet, sagt der Geheimdienstoffizier Jakow Jurowski scheinbar Beruhigendes: „Die Lage in der Stadt ist unsicher, und so sehen wir uns zum Schutz der Familie genötigt, sie nach unten zu verlegen.“ Es dauert eine gute halbe Stunde, bis sich alle angekleidet und im Souterrain versammelt haben: der ehemalige Zar Nikolai, 50, seine Frau Alexandra, 46, die Töchter Olga, 22, Tatjana, 21, Marija, 19, Anastassija, 17, und der einstige Zarewitsch Alexej, 13. Dazu der Leibarzt, ein Diener, zwei Köche sowie ein Zimmermädchen. Jurowski verkündet ihnen: „Angesichts der Tatsache, dass Ihre Verwandten in Europa die Aggression gegen Sowjetrußland fortsetzen, hat das Ural-Exekutivkomitee verfügt, Sie zu erschießen!“

„Wie?“, ruft Nikolai. Im nächsten Moment schießt ihm Jurowski mit seinem Revolver ins Herz. Die Gehilfen, zum großen Teil lettische und ungarische Genossen, feuern auf die Übrigen. In einem Geheimbericht vom Februar 1934 heißt es: „Auch die Zarin starb sofort nach ihrem Mann, und die anderen Familienmitglieder (insgesamt zwölf Personen) wurden in einer wilden Schießerei niedergemacht.“ Manche Kugeln prallten an Diamanten und Edelsteinen in der Kleidung der Zarentöchter ab; es dauerte über 20 Minuten, bis das chaotische Massaker beendet war.

Dem Tod im Kugelhagel waren 16 Monate in zunehmender Unfreiheit vorausgegangen. Nach seiner Abdankung Mitte März 1917 wollte Nikolai mit seiner Familie nach England, doch die britische Regierung weigerte sich, die Romanows aufzunehmen. Sie blieben in der Sommerresidenz der Zaren in Zarskoje Selo südlich von Petrograd, wie St. Petersburg seit 1914 hieß. Alexander Kerenski, der starke Mann der

Übergangsregierung, fürchtete, Nikolai könnte zur Symbolfigur einer Gegenrevolution werden. Im August 1917 verbannte er ihn mit seiner Familie ins sibirische Tobolsk.

Nachdem die Bolschewiki an die Macht gekommen waren, befand der Sowjet von Jekaterinburg, dass Tobolsk für einen „derart gefährlichen Gefangenen“ nicht geeignet sei. Die Kommunisten internierten die Zarenfamilie in einer Villa in Jekaterinburg. Rotgardisten errichteten einen vier Meter hohen Bretterzaun um das Haus.

Zunächst wollten Lenin und die führenden Bolschewiki den letzten Zaren öffentlich anklagen und aburteilen lassen – wie es die Jakobiner mit Ludwig XVI. in der Französischen Revolution praktiziert hatten. Doch als antikommunistische Truppen auf Jekaterinburg vorrückten, fürchteten die Bolschewiki Nikolais Befreiung.

bericht: „Wir legten die Leichen in die Grube und übergossen die Gesichter und die Körper mit Schwefelsäure. Um sie unkenntlich zu machen und um Verwesungsgerüchen vorzubeugen. Wir bedeckten sie mit Erde und Reisig, legten Bahnschwellen darauf und fuhren ein paarmal darüber.“

Der Geheimbericht wurde erst im Jahr 1989 veröffentlicht. Die Bolschewiki behaupteten zunächst, die ehemalige Zarin und ihr Sohn befänden sich an einem sicheren Ort. Doch die Antikommunisten, die im Juli 1918 nach Jekaterinburg vordrangen, sammelten Indizien dafür, dass die ganze Familie ermordet worden war.

Nur die Leichen fanden sie nicht. Die Überreste von Nikolai Romanow und seiner Familie exhumierten Polizisten im Juli 1991 auf Befehl des russischen Präsidenten Boris Jelzin in einem Wald. Zwei Privatleute hatten schon 1979 an



Die exhumierten Gebeine der Zarenfamilie in Jekaterinburg 1998

In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli ging beim Ural-Sowjet in Jekaterinburg das Telegramm ein, mit dem die schon seit ein paar Tagen geplante Erschießung der Zarenfamilie angeordnet wurde. Lenin war in die Entscheidung eingebunden. Jakow Jurowski, der örtliche Chef der Tscheka, setzte sich mit seinen Helfern in Bewegung.

Was nach dem Massaker geschah, beschrieb ein Teilnehmer in einem Geheim-

der Fundstelle drei Schädel ausgegraben, aber aus Angst vor dem Geheimdienst geschwiegen.

Die Gebeine der Romanows wurden 1998 nach St. Petersburg gebracht und in der Kathedrale der Peter-und-Pauls-Festung beigesetzt. Zwei Jahre später sprach der Patriarch der russisch-orthodoxen Kirche Alexij II. Nikolai Romanow nebst Gattin und Kindern heilig, als Märtyrer.

Der russische Premierminister Pjotr Stolypin wollte das Land reformieren, um die Zarenherrschaft zu retten.

Arzt mit blutigen Händen

Pjotr Stolypin, geboren 1862, stammte aus einer Familie von Großgrundbesitzern. Zar Nikolai II. ernannte ihn im Juli 1906 zum Premierminister. Stolypin bekämpfte die Aufständischen brachial: Nach den revolutionären Unruhen von 1905/06 setzte er Standgerichte ein, die nach Schätzungen mehr als tausend Todesurteile vollstreckten. Zugleich begann der Monarchist Agrarreformen, um eine breite bäuerliche Mittelschicht zu schaffen. Stolypins Strukturreformen, die das Land maßvoll verändern sollten, stießen jedoch auf den Widerstand der Bürokratie.

Am 14. September 1911 wurde er bei einem Opernbesuch in Kiew von einem jungen Sozialrevolutionär durch Revolverschüsse schwer verletzt. Vier Tage später starb er an den Folgen des Attentats.

Der Führer der Bolschewiki, Wladimir Lenin, schrieb in einem Nachruf, das Leben des „Oberhenkers Stolypin“ sei „eine genaue Widerspiegelung und ein Ausdruck der Lebensbedingungen der Zarenmonarchie“. Seine Politik, die autokratische Herrschaft „in eine bürgerliche Monarchie umzumodeln“, habe ein „Fiasko“ erlitten. Denn es zeigten sich bereits „Symptome für das Anwachsen der neuen Revolution“.

Im heutigen Russland wird Stolypin offiziell verehrt. Wladimir Putin nennt ihn einen „echten Patrioten und weisen Politiker“, der sich „nicht scheute, unpopuläre, sogar harte Entscheidungen zu treffen“. Beamten und Ministern verleiht die russische Regierung die „Stolypin-Medaille“. Zum 150. Geburtstag des Politikers im April dieses Jahres will die russische Führung Stolypin vor dem Regierungsgebäude am Moskwa-Fluss ein Denkmal errichten. *Uwe Klußmann*



Auszüge aus Reden Stolypins in der Staatsduma

MÄRZ 1907 Der Staat kann, der Staat muss, wenn er sich in Gefahr befindet, die strengsten, die außerordentlichsten Gesetze annehmen, um sich vor dem Zerfall zu schützen. Das ist, meine Herren, der Zustand der notwendigen Verteidigung; er führt den Staat nicht nur zu verstärkter Repression, nicht nur zur Anwendung verschiedener repressiver Maßnahmen gegenüber verschiedenen Personen und unterschiedlichen Kategorien von Menschen – er führt den Staat zur Unterwerfung aller unter einen Willen, der Willkür eines Menschen, er führt zur Diktatur, die manchmal den Staat aus der Gefahr führt und die Rettung ermöglicht. Es gibt, meine Herren, schicksalhafte Momente im Leben eines Staates, in denen die Staatsräson höher steht als das Recht und in denen man wählen muss zwischen der Ganzheit der Theorie und der Ganzheit des Vaterlandes.

Meine Herren, es liegt in Ihren Händen, Russland zu beruhigen, das natürlich in der Lage ist, das Blut zu unterscheiden, über das jetzt so viel gesprochen wird: das Blut an den Händen der Henker oder das Blut an den Händen gewissenhafter Ärzte, welche die außergewöhnlichsten Maßnahmen ergreifen, mit der einzigen Hoffnung, dem einzigen Glauben – den Schwerkranken zu heilen.

MAI 1907 Denkt die Regierung, sich auf halbe Schritte und auf eine polizeiliche Sicherung der Ordnung zu beschränken? Ehe man über Fähigkeiten spricht, sollte man sich klar das Ziel vorstellen, und das Ziel der Regierung steht fest: Die Regierung wünscht, das bäuerliche Landeigentum zu erweitern, sie wünscht die Bauernschaft reich, vermögend, denn dort, wo Vermögen ist, ist auch Aufklärung, dort ist auch echte Freiheit. Aber dafür ist es notwendig, den fähigen, arbeitsamen Bauern, das heißt das Salz der russischen



Erde, von allem Druck, von allen jetzigen Lebensbedingungen zu befreien.

Die Gegner der Staatlichkeit wollen den Weg des Radikalismus wählen, den Weg der Befreiung von der geschichtlichen Vergangenheit Russlands, der Befreiung von seinen kulturellen Traditionen. Sie brauchen große Unruhen, wir brauchen das Große Russland.

JANUAR 1911 Wer, meine Herren, braucht in St. Petersburg vor allem sauberes Wasser und Kanalisation? Nicht die Hauseigentümer, die unter mehr oder weniger erträglichen Bedingungen leben, nicht die Minister, nicht Sie und ich, sondern die Armen der Stadt. Ich habe gesehen, wie diese Armen stumm in den städtischen Krankenhäusern sterben, vergiftet von dem, was jedem in sauberer Form zugänglich sein sollte – Wasser. Ich kenne die Zahl von 100 000 Cholera-Toten in diesem Jahr, ich fühle Schmerz und Scham, wenn man auf meine Heimat als den Herd aller möglichen Infektionen und Krankheiten hinweist. Ich möchte nicht länger willenloser und machtloser Zeuge des Sterbens der unteren Schichten der Petersburger Bevölkerung sein. Es sind gerade Beispiele angeführt worden, wie die Regierung sich alle möglichen Vollmachten verschafft und keine Resultate erreicht hat. Aber man darf nicht zulassen, dass der Eindruck entsteht, der Staat habe keine Mittel, Unzulänglichkeiten in Einrichtungen zu überwinden, denen der Staat einige seiner Funktionen anvertraut hat. Wenn wir den Kräften des Staates nicht glauben, dann, meine Herren, dürfen wir natürlich weder Gesetze machen noch lenken.

MAI 1911 Soll letzten Endes wirklich untergehen, was geschaffen wurde durch das Zusammenwirken des Monarchen und der Volksvertretung? In jeder Frage gibt es zwei

Wege, zwei Ausgänge. Der erste Weg – die Verweigerung von Verantwortung, indem man sie Ihnen überträgt durch ein erneutes Einbringen der Regierungsvorlage in die Staatsduma, wissend, dass Sie weder die Kraft noch die Mittel haben, sie außerhalb dieser Mauern durchzusetzen, wissend, dass dies eine glänzende, aber täuschende Demonstration ist. Der andere Weg – selbst die Verantwortung zu übernehmen, alle Schläge hinzunehmen, um nur die Grundlagen der russischen Politik, den Gegenstand unseres Glaubens zu retten.

Der erste Weg – das ist ein schnurgerader Weg und ein feierlicher Marsch unter allgemeiner Billigung und Applaus, aber ein Weg, der leider ins Nichts führt. Der zweite Weg – ein schwerer und dorniger Weg, auf dem es Pfiffe und Hohn gibt, unter lärmenden Drohungen, am Ende aber der Ausweg zu den gesteckten Zielen. Für Personen, die an der Macht sind, meine Herren, gibt es keine größere Sünde als die kleinerzige Verweigerung von Verantwortung. Und ich rufe offen dazu auf: Wir sind dafür verantwortlich, dass der zweite Weg eingeschlagen wird, der zweite Ausgang – dafür, dass wir, so wie wir es können und verstehen, die Zukunft unserer Heimat bewahren und mutig die Nägel einschlagen in den von uns geschaffenen Bau des künftigen Russland, wobei wir uns nicht schämen, Russen zu sein, und diese Verantwortung ist das größte Glück meines Lebens.

Wenn die Wurzeln des Staates gesund sind, glauben Sie mir, klingt das Wort der russischen Regierung ganz anders gegenüber Europa und der ganzen Welt.

Eine in Freundschaft vereinte, gemeinsame, auf gegenseitigem Vertrauen gegründete Arbeit – das ist die Devise für uns alle, Russen! Geben Sie dem Staat zwanzig Jahre Ruhe, innere und äußere, und Sie werden das jetzige Russland nicht wiedererkennen.

*Mit professionellen Revolutionären
wollten die Bolschewiki die Monarchie zerschlagen.
Nikolai II. half ihnen unbeabsichtigt.*

Geplanter Bürgerkrieg

Von UWE KLUSMANN



Lenin (vorn links) mit
einem Genossen beim
Schachspiel auf Capri,
1908; hinten (mit Hut)
Maxim Gorki

Der 25-jährige Wladimir Uljanow, den Polizisten im Dezember 1895 in St. Petersburg festnehmen, ist, so scheint es, ein typischer Fall. Einer dieser jungen marxistischen Aufrührer, die glauben, sie könnten mit ihren Gesinnungsgenossen die Zarenmacht beseitigen.

Dass ihnen der künftige Regierungschef des revolutionären Russland gegenübersteht, ahnen die Beamten nicht.

Uljanow, Sohn eines leitenden Beamten der Schulverwaltung in Simbirsk an der Wolga, dem heutigen Uljanowsk, hat mit 15 Jahren den Vater verloren. Ein Jahr später erschüttert ihn ein weiterer

Danach kehrt er 1893 in die Hauptstadt zurück. Dort arbeitet er offiziell für einen vereidigten Rechtsanwalt und inoffiziell für die Revolution.

Der 23-Jährige liest Werke von Karl Marx und Friedrich Engels und schreibt eine Analyse der russischen Landwirtschaft. Darin zeigt er bereits jenen scharfen spöttischen Stil, der ihn stets auszeichnen wird.

Uljanow hält in kleinen Petersburger marxistischen Zirkeln Vorträge. Dort gilt der junge Mann mit der Halbglatze trotz seiner 24 Jahre bald als Autorität. 1895 vereinigt er etwa 20 dieser Gruppen zu einem „Kampfbund zur Befreiung der Arbeit“.

bei einem sozialdemokratischen Gastwirt ein, als „Herr Meyer“.

Am Weihnachtsfest 1900 wird „Meyer“ melancholisch. Das nasskalte Münchner Wetter ist ihm zuwider, er denkt sehnsüchtig „an den echten russischen Winter, an die Schlittenbahn, an die reine Frostluft“. Im Mai 1901 zieht er mit seiner aus Russland angereisten Frau Nadeschda Krupskaja in eine Neubauwohnung. Dort schreibt er mit 31 Jahren ein Buch, dessen Wirkung Russland und die Welt erschüttern wird: „Was tun“ mit dem Untertitel „Brennende Fragen unserer Bewegung“.

Darin entwirft Uljanow unter dem Pseudonym „Lenin“ das Konzept einer



Bolschewiki Grigorij Sinowjew, Semjon Ter-Petrosjan, Maxim Litwinow und Grigorij Ordsonikidse

Todesfall. Sein vier Jahre älterer Bruder Alexander wird hingerichtet. Alexander Uljanow hatte sich der revolutionären Untergrundorganisation „Narodnaja Wolja“ (Volkswille) angeschlossen und ein Attentat auf Zar Alexander III. geplant.

Der Tod des Bruders macht Wladimir Uljanow „nicht nur zu einem Feind, sondern zu einem hasserfüllten Gegner des Zarismus“, so der Historiker Hermann Weber. Wladimir will seinen Bruder rächen.

In seinem Kopf beginnt die Suche nach einem revolutionären Masterplan.

Der hochintelligente Schüler, der das Gymnasium mit einer Goldmedaille abschließt, spielt leidenschaftlich Schach. Das Hobby hilft ihm, sich seine schärfste Waffe zuzulegen, eine schlagkräftige Strategie.

Der Gymnasiast liest viel und gründlich, darunter den systemkritischen Roman Nikolai Tschernyschewskis „Was tun“. Er studiert Jura. Im November 1891 schließt Uljanow sein Studium an der Universität St. Petersburg mit der Bestnote ab.

In einer Handreichung fordert er, einen straff geführten Verband aufzubauen: „Ohne Verstärkung und Entwicklung der revolutionären Disziplin, Organisation und Konspiration kann man nicht gegen die Regierung kämpfen.“

Im Sommer desselben Jahres besucht er Berlin. Dort fühlt er sich „sehr wohl“, wie er seiner Mutter schreibt, badet täglich in der Spree, besucht eine Aufführung von Gerhart Hauptmanns sozialkritischem Drama „Die Weber“ und flaniert durch Museen.

Das gutorganisierte moderne Deutschland fasziniert ihn. Im Dezember 1895 in St. Petersburg wegen Vorbereitung der illegalen Zeitung „Sache der Arbeiter“ verhaftet, kommt er für 14 Monate ins Untersuchungsgefängnis. Danach wird er für drei Jahre in das südsibirische Dorf Schuschenskoje verbannt. Auch dort schreibt Uljanow weiter politische Analysen und Polemiken und studiert Bücher über soziale Probleme.

Nach der Verbannung geht er für fünf Jahre ins Ausland. In München, in der Kaiserstraße 53, quartiert er sich illegal

Kaderpartei. Der Autor warnt vor der „Anbetung der Spontaneität“ politischen Handelns und fordert, „alle konspirativen Funktionen“ zu konzentrieren „in den Händen einer möglichst geringen Zahl von Berufsrevolutionären“. Begründung: Das politische Bewusstsein könne in die Arbeiterbewegung „nur von außen hineingetragen“ werden, durch die Intellektuellen. Die Arbeiterklasse bringe selbst nur ein gewerkschaftliches Bewusstsein hervor. Lenins Maxime: „Gebt uns eine Organisation von Revolutionären, und wir werden Russland aus den Angeln heben.“

Um eine solche Truppe aufzubauen, so Lenin, sei eine „gesamtrussische Zeitung“ nötig, die Zeitung „Iskra“ (Der Funke). Lenin redigiert das Blatt in München und lässt es von Mittelsmännern nach Russland schleusen.

Innerhalb der 1898 gegründeten Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei formiert Lenin mit seinen Gefährten auf dem Exilparteitag 1903 in London eine organisierte Strömung. Die nennt sich „Bolschewiki“ (Mehrheitler). Dabei hat sie nach Auszug einiger Dele-

gierter auf dem Kongress nur bei einer Abstimmung eine knappe Majorität. Aber im Polit-Schach ist er seinen Gegnern damit einen Zug voraus. Die gemäßigtere Fraktion und wirkliche Mehrheit der russischen Sozialdemokraten begnügt sich mit der Bezeichnung „Menschewiki“ (Minderheitler).

Wer sind die Bolschewiki, denen sich in Russland im Untergrund zunächst nur wenige tausend aktive Genossen anschließen?

Vor allem sind sie jung. Lenin räumt ein, „dass in unserer Partei die Arbeiterjugend überwiegt, dass wir wenig verheiratete Arbeiter haben“. Der Kinderlose höhnt in einer Polemik gegen die

Lenin, der Listige mit den lebhaften Augen, vereint mit den Bolschewiki eine bunte Truppe aus Abenteurern, Fanatikern und politischen Romantikern, darunter der Schriftsteller Maxim Gorki. Das exzentrische Ensemble bändigt er mit hochgradiger „intellektueller Hartnäckigkeit“, die ihm später sein Mitstreiter Leo Trotzki bescheinigen wird.

Lenins politischer Optimismus wirkt ansteckend, etwa wenn er in einem Flugblatt zum 1. Mai 1904 ein „freies Russland“ ankündigt und verspricht: „Die dunklen Mächte, welche die zaristische Selbstherrschaft schützen, gehen unter.“ Seinen Anhängern vermittelt Lenin stets das Gefühl, er führe sie auf „den richti-

Zwar gelingt es der Zarenmacht, die Aufstände mit Militärgewalt und Standgerichten niederzuschlagen. Lenins Revolutionäre aber rücken als die radikalsten Gegner der Staatsmacht ins öffentliche Bewusstsein. Und die Revolution bewirkt Freiheiten, von denen auch die Bolschewisten profitieren. Die bisherige sozialdemokratische Strömung formiert sich 1912 als eigene Partei. In St. Petersburg gründen die Bolschewiki die Zeitung „Prawda“ (Die Wahrheit). Im Herbst 1912 ziehen sie mit sechs Abgeordneten ins Parlament ein, die Reichsduma.

Zwei Jahre später gelingt es Zar Nikolai II. nicht, Russland aus dem Ersten Weltkrieg herauszuhalten. Der 44-jährige Lenin, dem die Zeit davonläuft, erkennt seine Chance.

Im Gegensatz zu allen anderen Oppositionellen propagiert er seit Kriegsbeginn unbeirrbar die „Niederlage der zaristischen Monarchie“. Er verurteilt jene Sozialdemokraten, die zur Vaterlandsverteidigung aufrufen. Der Krieg, so Lenin, sei von allen Seiten ein „imperialistischer“. Anfangs sind die Bolschewiki damit politisch isoliert.



Lenins Weggefährten Felix Dserschinski, Leonid Krassin, Leo Trotzki

Menschewiki über „kampf-müde Familienväter“. Die brauche man nicht, sonst wären die Marxisten „keine Vorhutpartei, sondern eine Nachhutpartei“.

Geführt wird Lenins Vorhut nicht von Arbeitern. Zu den leitenden Funktionären der Bolschewiki gehören Unternehmersöhne wie Grigorij Sinowjew und Semjon Ter-Petrosjan, genannt „Kamo“. Der Armenier kauft mit dem Bankiersohn Meir Wallach-Finkelstein, der sich Litwinow nennt, im Ausland Waffen für die Untergrundkämpfer. Litwinow wird zum Außenminister der Sowjetunion aufsteigen.

Zu bolschewistischen Führern avancieren auch verarmte Adelige wie der Kaukasier Grigorij Ordschonikidse und der Pole Felix Dserschinski, der spätere Begründer der Geheimpolizei Tscheka.

Ein leitender Genosse aus bürgerlichem Milieu ist der Ingenieur Leonid Krassin. Der verschafft den orthodoxen Marxisten auf unorthodoxe Weise Bares. Krassin organisiert Banküberfälle, agiert als Sprengstoffexperte und macht nebenbei Karriere bei „Siemens-Schuckert“, deren Moskauer Filiale er ab 1912 leitet.

gen historischen Weg“, so 1924 rückblickend sein Genosse Karl Radek.

Im Herbst 1905 beginnt für die Berufsrevolutionäre die Generalprobe. Nach dem verlorenen Krieg gegen Japan flammen im gesamten Land Aufstände auf, flankiert von Streiks. Vielerorts bilden sich Sowjets (Räte), Ansätze einer neuen Macht. Den Petersburger Sowjet führt im November Trotzki, in Moskau nehmen Bolschewisten im Dezember an Barrikadenkämpfen im Arbeiterviertel Krasnaja Presnja am Moskwa-Fluss teil.

Während der Revolution kehrt Lenin heimlich nach St. Petersburg zurück. Seinen Genossen predigt er, sie sollten „die Kunst des Bürgerkrieges erlernen“. Der Theoretiker gibt praktische Ratschläge: Man könne „einen Spitzel töten oder ein Polizeirevier in die Luft sprengen“ oder „eine Bank überfallen, um Geldmittel für den Aufstand zu konfiszieren“. Wenn die bewaffnete Staatsmacht anrücke, so Lenin, sollten die Kämpfer von Hausdächern aus „die Truppen mit Steinen bewerfen, mit kochendem Wasser begießen“ oder „Säuren zum Begießen von Polizisten“ einsetzen.

Doch je länger das Völkergemetzel andauert und je kriegsmüder die Massen werden, desto mehr wächst Lenins Ansehen. Im Zürcher Exil überraschen ihn im März 1917 die Nachrichten vom Ausbruch der Revolution.

Zunächst wecken Pressemeldungen bei ihm Zweifel, ob Nikolai II. wirklich abgedankt hat. Lenin, dem Schachspieler, fallen sofort die Züge ein, mit denen der Zar die Revolutionäre noch matt setzen könnte: Wenn Nikolai sich entschliesse, „Widerstand zu leisten und eine Partei, vielleicht gar eine Armee für die Restauration zu organisieren“ und einen Separatfrieden mit Deutschland auszuhandeln, könnte er sein Regime retten.

Doch so klug und beweglich, wie Lenin fürchtet, ist der Monarch nicht. Er gerät nach dem Thronverzicht in Hausarrest und wird im Juli 1918 von den Bolschewisten ermordet, die im November 1917 mit einem Gewaltstreich die Macht übernommen haben. Den Separatfrieden mit Deutschland lässt Lenin selbst abschließen, im März 1918, als Regierungschef.

Er galt als Sexguru, Wunderheiler und Spion. 1916 wurde der Zarenfreund Rasputin ermordet.

Gott und Lamm

Am Morgen des 19. Dezember 1916 trieb ein Toter zwischen den Eisschollen in der Newa in Petersburg. Sein Gesicht war entstellt, der Schädel eingedrückt, das rechte Auge hatte man ihm ausgeschlagen. Mehrmals war auf ihn geschossen worden. Dennoch hatte der Mann im Wasser noch gelebt und versucht, seine Fesseln abzustreifen. Der Tote war Grigorij Rasputin.

In ihrem Bericht schrieb die Polizei, in den Tagen nach dem Leichenfund seien viele Menschen ans Ufer gekommen, um mit Krügen und Eimern Wasser aus dem Fluss zu schöpfen – und mit dem Wasser die Kraft des Toten, von der man sich überall Wunderdinge erzählte.

Über keinen anderen russischen Bauernsohn ist mehr fabuliert worden als über den 1869 im westsibirischen Dorf Pokrowskoje geborenen Rasputin. „Starez“ nannte er sich selbst, Bettelmönch. Eine theologische Ausbildung hatte der religiöse Autodidakt nicht. Wie aus diesem frommen Landstreicher aber einer der einflussreichsten Männer Russlands werden konnte, der postum besungene „*Lover of the Russian Queen*“ (Boney M.) – das gilt als einer der populärsten Mythen des 20. Jahrhunderts.

Bei allen Unterschieden in den Erinnerungen war unstrittig, wie mächtig der Volksprophet in wenigen Jahren geworden war: Rasputin soll Ämter und Würden und sogar Ministerposten vergeben haben, gern auch gegen Geld oder Gefälligkeiten von Frauen. Der hoffnungslos abergläubischen Zarenfamilie diente er als Beichtvater, Gesundheitsbeter und Berater. Der aus hessischem Adel stammenden Zarin Alexandra Fjodorowna stand er womöglich auch für mehr zur Verfügung („*Sehne mich furchtbar nach dir*“).

Historiker sehen allerdings keinen sicheren Hinweis auf eine sexuelle Beziehung des Erotomanen zur Kaiserin. Mit dem sibirischen Bauern und der Zarenfamilie waren sich Herrschaft und Volk zwar so nahegekommen wie selten. Die Adelskaste oszillierte damals in einem Delirium aus Melancholie, Intrigen und Endzeitstimmung. Sein Ende markierte aber gleichzeitig das Finale des Zarenreichs.

In seinem Dorf galt Rasputin als Trinker und Dieb. Irgendwann begann er, von Kloster zu Kloster zu wandern. Ende 1903 taucht er in St. Petersburg auf, wo ihm ein angesehener Geistlicher einen „wahren Glauben“ bescheinigt. Rasputin gerät schließlich an den Hof des Zaren, wo ein ausgeprägter Hang zu Heilsverkündern ihm den Boden bereitet hat. Nikolai II. ist von ihm stark beeindruckt.

Als beim jungen Zarewitsch Alexej, der an der Bluterkrankheit litt, im Herbst 1907 eine innere Blutung diagnostiziert wird und die Ärzte ihn bereits aufgegeben haben, wird Rasputin gerufen. Der Wunderheiler segnet das Zimmer, murmelt Gebete – und der Junge gesundet.

Spätestens seit diesem Tag ist Rasputin am Zarenhof unentbehrlich. Die Zarin sieht ihn als Gottgesandten.

Frauen der feinen Gesellschaft sind von ihm entzückt. Seine überspannte Ergebene Olga Lochtina, Ehefrau eines Zarenbeamten, soll eines Morgens beim Tee mit Freunden sein Glied gepackt und gekreisch haben: „Du bist Gott. Ich bin dein Lamm.“

Der bärtige Bauer hat jedoch auch Feinde. Im November 1916 eskaliert der Streit schließlich in der Duma. „*Finstere Kräfte*“, tönt der durch seine antisemitische Hetze bekannte ultrarechte Abgeordnete Wladimir Purischkewitsch, regierten das Land. „Dies alles geht von Rasputin aus. Die Existenz des Reiches ist bedroht.“

So denken viele in hofnahen Kreisen, auch die bisexuellen Aristokraten Felix Jussupow und Großfürst Dmitrij. Zusammen mit Purischkewitsch ersinnen sie im Dezember 1916 ein Mordkomplott.

Rasputin nimmt eine Einladung Jussupows an, der versprochen hat, ihm seine attraktive Frau vorzustellen.



Grigorij Rasputin mit Verehrerinnen

Doch statt der Dame kommen die Mörder. Sogar nach deren Schüssen bleibt Rasputin zunächst noch am Leben – erst im Eiswasser der Newa ertrinkt er.

Die Bluttat legte die Zerrissenheit der Romanows offen: Viele Familienmitglieder forderten in einem Bittbrief, das Attentat als patriotische Tat zu würdigen. Das lehnte der Zar zwar ab, aber Jussupow, der später ungestört in Paris lebte, wurde nur auf einen Landsitz verbannt.

Man habe ihren Vater, schrieb Maria Rasputin später, einen „*Mädchenschänder*“, „*Spion*“, „*heiligen Teufel*“ und „*Pferdedieb*“ genannt. Tatsächlich sei er ein „*Prügelknabe*“ gewesen. Für andere.

Nils Klawitter



Das Kaiserlich-Russische Ballett in London 1911

Anmut und Kraft

Die Welt des Balletts ist untrennbar mit russischen Namen verbunden. Meisterwerke wie „Dornröschen“ oder „Schwanensee“, komponiert von Peter Tschaikowski, kamen Ende des 19. Jahrhunderts in St. Petersburg auf die Bühne. Viele Tänzer gelangten zu internationalem Ruhm, darunter Anna Pawlowa (1881 bis 1931) oder Vaslav Nijinsky (1889 bis 1950). Stilprägend wurden sie durch ihre anmutige Ausdrucksstärke, verbunden mit scheinbar müheloser Sprungkraft. Eines der bedeutendsten Ensembles waren die 1909 gegründeten „Ballets Russes“: Nijinskys Choreografie zu Igor Strawinskis „Le sacre du printemps“ 1913 in Paris wurde zu einem Skandal, der als Geburtsstunde des modernen Balletts gilt.



Im Auftrag der „Ballets Russes“ komponiert Igor Strawinski seinen „Feuervogel“, der 1910 uraufgeführt wird. Das Bild zeigt eine Szene aus einer späteren Aufführung mit dem Tänzer Serge Lifar.

LE THEATRE

„Le pavillon d'armide“ heißt das Stück, mit dem die „Ballets Russes“ gleich beim ersten Auftritt 1909 in Paris einen sensationellen Erfolg erzielen. Im Mittelpunkt stehen die Jahrhundert-Tänzer Anna Pawlowa und Vaslav Nijinsky.



M. WAZLAW NIJINSKY, PREMIER DANSEUR. — M^{lle} ANNA PAVLOVA, PRIMA BALLERINA DU THÉÂTRE IMPÉRIAL MARIE (PÉTROUSSEV) (PÉTROUSSEV)

Jüdische Opfer eines Pogroms in Odessa, 1905



Man schrieb den 19. April 1903, Ostersonntag, als ein Inferno über die Juden von Kischinjaw hereinbrach. Das jüdische Pessachfest war gerade zu Ende, in den Kirchen gedachten die Christen der Auferstehung Jesu.

In der bessarabischen Stadt am südwestlichen Rande des russischen Reiches war die Stimmung vergiftet. Die Zeitung „Bessarabets“ hatte die Legende von den jüdischen Ritualmorden wieder aufgelegt und die Juden beschuldigt, in der Karwoche ein christliches Kind ermordet zu haben, um das Leiden Christi zu verhöhnen. „Tod den Juden“, hatte das antisemitische Hetzblatt getitelt und zum „Kreuzzug gegen die verhasste Rasse“ aufgefordert.

Nun zog der Mob los, in der Morgendämmerung zwischen sechs und acht. Jugendliche, Arbeiter, Handwerker versammelten sich in den jüdischen Vierteln. Sie schlugen Scheiben ein, plünderten

Nirgends war der Judenhass um 1900 so gewalttätig wie in Russland. Von hier aus gingen die „Protokolle der Weisen von Zion“ um die Welt – jene obskure Verschwörungstheorie, derer sich später auch die Nazis bedienten.

Vom Wahn zum Mord

Von KAREN ANDRESEN

Die Zionistischen Protokolle

Das Programm
der internationalen
Geheim-Regierung

Hammer-Verlag Leipzig



Antijüdische Publikation, russischer Geheimagent Pjotr Ratschkowski,
Autoren Hermann Goedsche, Augustin Barruel

ten, zündelten, vergewaltigten, folterten und mordeten. Zwei Tage dauerte das Gemetzel. Am Ende waren 47 Juden tot, 424 verletzt und Hunderte Häuser niedergebrannt.

Der Pogrom von Kischinow setzte ein Fanal, er war die Wende zu einer neuen Brutalität in der langen Geschichte von Gewalttaten gegen Juden in Russland. Fortan gehörte rücksichtsloser Antisemitismus zum politischen und sozialen Protest. Bis Ende 1904 ereigneten sich 45 Pogrome, zwischen Oktober 1905 und September 1906 waren es 674 Gewaltexzesse mit zusammen mehr als 3000 Toten. Allein in Odessa starben damals etwa 800 Juden. „Bis zum Ersten Weltkrieg“, so der Berliner Antisemitismusforscher Wolfgang Benz, „wurde Judenfeindschaft im russischen Zarenreich mit größerer Vehemenz und Aggressivität praktiziert als in jedem anderen Land.“

Die alte, noch überwiegend feudale Ordnung war mit zunehmender Indus-

trialisierung ins Wanken geraten. Eine zutiefst verunsicherte Gesellschaft suchte nach Sündenböcken für alles, was ihr Angst machte. Rechtsnationalistische Publikationen heizten die Stimmung an und fanden reißenden Absatz. 1905 wurde eine Hetzschrift veröffentlicht, derer sich später auch die Nazis bedienten und die als giftiges Erbe der Zarenzeit bis heute zum Repertoire aller antisemitischen Verschwörungstheoretiker zählt: „Die Protokolle der Weisen von Zion“, ein obskures Machwerk über eine angebliche jüdische Konspiration zur Erlangung der Weltherrschaft.

Aus religiösen Gründen wurden Juden in Russland schon von jeher nur ungern geduldet. Wer jüdischen Glaubens war und sich im Reich niederlassen wollte, musste damit rechnen, ausgewiesen zu werden. So hatten die russischen Herrscher bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts kaum jüdische Untertanen. Das änderte sich radikal durch die polnischen

Teilungen. Mit den Gebietsgewinnen wechselte auch eine große jüdische Bevölkerungsgruppe ins Zarenreich. Am Ende des 19. Jahrhunderts lebten 5,2 Millionen Juden in Russland, etwa die Hälfte der jüdischen Weltbevölkerung.

Es waren meist tieferreligiöse Menschen, die auf diese Weise zu russischen Staatsbürgern wurden. Sie sprachen Jiddisch und unterschieden sich auch in ihrer Kleidung deutlich von ihrer nichtjüdischen Umgebung.

Ihre Vorfahren waren nach den Kreuzzügen und den Verfolgungen ab dem 11. Jahrhundert aus dem Westen Europas gen Osten geflohen und hatten in Polen eine Heimat gefunden – zum Nutzen des polnischen Landadels. Juden verwalteten deren Güter, pachteten von ihnen Mühlen, Bierbrauereien, Gaststätten oder Fischteiche. Sie waren abhängig wie Leibeigene, ausgesetzt der Willkür ihrer Gutsherren, lebten aber dennoch besser als die Juden in Westeuropa.

Juden aus Buchara im kasachischen Kazalinsk, 1871/72



Mit dem Untergang Polens zerbrach diese Welt. Nicht mehr der polnische Landadel bestimmte nun die Geschicke der Menschen, sondern Katharina II., eine absolutistische Aufklärerin, die sich gerade anschickte, ihr Riesenreich radikal zu modernisieren. Für die neuen Untertanen waren die Folgen verheerend. Die Juden, die meistens auf dem Lande gelebt hatten, wurden nun kurzerhand zu Städtern erklärt.

Ab 1794 war ihnen nur noch erlaubt, in einem sogenannten Ansiedlungsrayon zu wohnen, einem Gürtel von Provinzen, der sich am Rande des Reiches von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer hinzog. Das Ergebnis war ein riesiges Ghetto, das die Juden, so der Historiker Heiko Haumann, „von einigen Ausnahmen abgesehen, bis in den Ersten Weltkrieg hinein nicht verlassen durften“.

Die Lebensbedingungen im Ansiedlungsrayon waren schlecht. Den Juden standen nur bestimmte Berufe offen, sie mussten in manchen Provinzen höhere Steuern zahlen als Mitglieder der russischen Staatskirche, und sie wurden häufiger zum Armeedienst eingezogen.

Zwar brachte es eine Minderheit zu Reichtum; zwar gelang es einigen in die russische Intelligenz aufzusteigen, Arzt zu werden, Anwalt oder Unternehmer. Aber die Mehrheit lebte in extremer Armut. „Luftmenschen“ nannte man die ausgemergelten Gestalten, die vielerorts das Stadtbild prägten. Die soziale Not sei „so groß, dass sie wohl selten ihresgleichen findet“, heißt es in einem Bericht von Iwan Graf Tolstoi, der von 1905 bis 1906 russischer Erziehungsminister war.

Tolstoi, einer der wenigen Besonnenen, trat damit einer wachsenden Zahl von Antisemiten entgegen, die behaupteten, die Juden würden die „Lebenssäfte der Bevölkerung aussaugen“, würden „fett und reich werden durch Ausbeutung“.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts hatte sich die Abneigung gegen die Juden im Lande gesteigert. Bis hinauf in die Zarenfamilie fand der Antisemitismus Anhänger. „Überkommene anti-jüdische Vorurteile“, so der Göttinger Historiker Manfred Hildermeier, ver-

schmolzen zunehmend „mit antikapitalistischen Ressentiments“ und einer „irrationalen Aversion“ gegen alles Neue. Juden galten als Wegbereiter der Moderne und damit als Gefahr für das absolutistische Zarenhaus, das viele – nicht nur in Russland – für das letzte Bollwerk gegen jene demokratischen Ideen hielten, die sich nach der Französischen Revolution in Europa ausbreiteten. Es war nicht mehr nur die jüdische Religion, die abgelehnt wurde, jetzt wurden die Juden als Menschengruppe dämonisiert.

Schon unter Zar Alexander II. hatte es blutige Übergriffe gegen Juden gegeben, nach dessen Ermordung 1881 verschlechterte sich die Lage.

1905 entstand als Reaktion auf das Oktobermanifest, mit dem Zar Nikolai II. dem Ruf nach liberalen Reformen teilweise nachgegeben hatte, der „Bund des russischen Volkes“, eine extrem antisemitische und gewalttätige Organisation, auch „Schwarze Hundertschaft“ genannt. Ihre paramilitärische Terrorgruppe drangsalierte und tötete Juden.

„Die Schwarzhunderter waren im vollen Wortsinne Vorläufer der Nazis“,

schreibt der britische Historiker Norman Cohn in seinem Standardwerk über „Die Protokolle der Weisen von Zion“. Sie verstanden sich als „wahre Russen“, und jeder auch noch so zaghafte Ansatz zur Liberalisierung des Zarenreichs wurde von ihnen als jüdische Verschwörung niedergemacht.

Bald schon war der Bund die wohl stärkste politische Kraft der späten Zarenzeit. Seine Pamphlete wurden in Klöstern gedruckt, kirchliche Amtsträger bekannten sich zu ihm, Popen forderten im Gottesdienst, seine Ziele zu unterstützen, und auch der Zar betrachtete das Treiben der Rechtsradikalen mit Wohlwollen – Nikolai II. war bei den Schwarzhundertern Ehrenmitglied.

Mit dem Erfolg dieser Bewegung wuchs auch der Zuspruch für antisemitische Verschwörungstheorien. Etwa für die des Deutschen Herrmann Goedsche. Goedsche war ein ehemaliger preußischer Postsekretär, der später als Redakteur der erzkonservativen „Kreuzzeitung“ arbeitete und unter wechselnden Pseudonymen schlechte Romane veröffentlichte. In einem dieser Romane mit

Sekten seien die Juden, schrieb der an Barruel.

Wahrscheinlich hat es einen Hauptmann Simonini gar nicht gegeben. Indizien sprechen dafür, dass der Brief ein Produkt der französischen Polizei ist, um Napoleon gegen die Juden einzunehmen. Aber der vorgebliche Simonini und Abbé Barruel fanden großen Anklang, und sie zählen, wie Goedsches Judenfriedhofsphantasie, zum geistigen Umfeld, in dem um 1898 das wohl verhängnisvollste aller Wahngelbilde entstand: „Die Protokolle der Weisen von Zion“.

Gab es bisher nur Berichte über eine jüdische Weltverschwörung, so konnten die Anhänger des Zaren und der absolutistischen Ordnung nun auf einen Text zurückgreifen, der ihnen suggerierte, das Mitglied einer jüdischen Geheimregierung plaudere selbst aus, wie die „Weisen von Zion“ die Macht über den Erdball an sich bringen wollten. Und geschehen sollte das natürlich mit allem, was rechtsnationalen Monarchisten schlaflose Nächte bereitete: geistige Freiheit, Liberalismus und Demokratie. Da-

es ein Produkt der Filiale der zaristischen Geheimpolizei, der Ochrana, in Paris. Historiker Cohn geht davon aus, dass der Chef der Ochrana-Auslandsabteilung, Pjotr Ratschkowski, die Protokolle verfasst hat, doch einen Beweis dafür gibt es nicht.

Wichtiger zum Verständnis und besser belegt ist die Entstehungsgeschichte der Fälschung. Zugeliefert hat unfreiwillig ein Mann, der rechtsextremen Neigungen ganz und gar unverdächtig ist: der französische Anwalt Maurice Joly, ein Revolutionär und Freigeist. In seinem Werk „Dialog in der Unterwelt“ ließ er Montesquieu als Anhänger aufklärerischer Ideen gegen Machiavelli als demagogischen Verfechter absolutistischer Tyrannei antreten. Joly schrieb eine Streitschrift gegen das autoritäre Regime Napoleons III.

Der oder die Verfasser der „Protokolle“ haben die Arbeit des französischen Anwalts offenbar gekannt. Sie verwendeten Machiavellis zynische Worte in Aussagen des „Weisen von Zion“. „Seite für Seite“, so Historiker Cohn, übernahmen sie Jolys Text. 40 Prozent der „Protokolle“ stammen aus dem „Dialog in der Unterwelt“.

Veröffentlicht wurde die Fälschung zuerst in einer rechtsradikalen russischen Zeitung. Ihr Durchbruch kam 1905, als der religiöse Schriftsteller Sergej Nilus sie als Anhang zu seinem Buch „Das Große im Kleinen“ herausbrachte.

Wie Nilus, der über einen befreundeten Priester auch Kontakte zur Schwarzen Hundertschaft hatte, an die „Protokolle“ gekommen ist, gehört zu den Geheimnissen, die den Text bis heute umgeben. Sicher ist jedoch, dass er selbst nicht der Autor war.

Über seine Frau, eine ehemalige Hofdame der Zarin, hatte der Schriftsteller gute Kontakte zur Herrscherfamilie. Und so hat Nikolai II. die „Protokolle“ gekannt und zunächst hoch geschätzt. „Welche Gedankentiefe“, schrieb er an den Rand. Und: „An ihrer Echtheit kann kein Zweifel sein.“

Dann jedoch ergaben Ermittlungen zweier Offiziere eines Gendarmenkorps, dass es sich um eine Fälschung handele. Nikolai II. schwenkte um. Bei der antisemitischen Propaganda sollten die „Protokolle“ nun nicht länger Verwendung finden, denn, so der Zar: „Eine reine Sache darf man nicht mit schmutzigen Methoden verteidigen.“

Der Zar war Ehrenmitglied bei brutalen Antisemiten.

dem Titel „Biarritz“ findet sich ein Kapitel, in dem Vertreter der zwölf Stämme Israels nächtens auf dem Prager Judenfriedhof auftreten und über die Eroberung der Welt beraten.

Es dauerte nicht lange, bis Goedsches schwülstiges Schauerkonstrukt als Tatsachenbehauptung gelesen wurde und auch außerhalb Preußens glühende Anhänger fand. Ende des 19. Jahrhunderts erschien eine russische Ausgabe, die mehrere Auflagen erzielte.

Goedsche war nicht der Einzige, der sich in wilden Konspirationsphantasien erging. Und beliebt waren diese Wahnprodukte auch nicht nur in Russland oder Deutschland. Schon 1797 hatte ein Abbé Augustin Barruel die Französische Revolution als Inszenierung von Freimaurern und Philosophen gedeutet. Die Phantasmen des französischen Geistlichen wurden ein großer Erfolg und in mehrere Sprachen übersetzt.

Ergänzt wurde dessen fünfbändige Verschwörungstheorie durch den Brief eines gewissen Hauptmann Jean-Baptiste Simonini aus Florenz. Schlimmer noch als all die anderen geheimen

durch könne, so das obskure Papier, in christlichen Ländern Unruhe und Unzufriedenheit gestiftet werden, was es den Juden am Ende ermögliche, Herren über die Welt zu werden.

Die „Protokolle“ sind ein wirres Sammelurium von widersprüchlichen Behauptungen und Forderungen. Präsentiert wird eine Palette von Maßnahmen: Trunksucht und Prostitution seien nach Kräften zu fördern, heißt es da, die christlichen Völker seien aufeinanderzuhetzen und die Volksmassen zu Aufständen zu ermutigen.

Und wenn sich die Nichtjuden wehren? Auch daran haben die angeblichen Verschwörer gedacht: „Für diesen Fall haben wir ein letztes, furchtbares Mittel in der Hand, vor dem selbst die tapfersten Herzen erzittern sollen. Bald werden alle Hauptstädte der Welt von Untergrundbahnen durchzogen sein. Von ihren Stollen aus werden wir im Falle der Gefahr für uns die ganzen Hauptstädte mit allen Einrichtungen und Urkunden in die Luft sprengen.“

Wer das Machwerk verfasst hat, ist bis heute unbekannt. Wahrscheinlich ist

Kreml und Roter Platz sind seit Jahrhunderten Kristallisationspunkte russischer Geschichte. Wer hier richtig hinschaut, erahnt manche Geheimnisse dieses riesigen Reiches.

„Darüber thront nur Gott“



Von MATHIAS SCHEPP

Moskau, die Metropole, die nie schläft, kennt wenige Ruhepunkte. Wie New York oder Shanghai scheint der 15-Millionen-Moloch mit seinen Zuwanderern und Pendlern jeden Tag aufs Neue vor Energie regelrecht zu bersten.

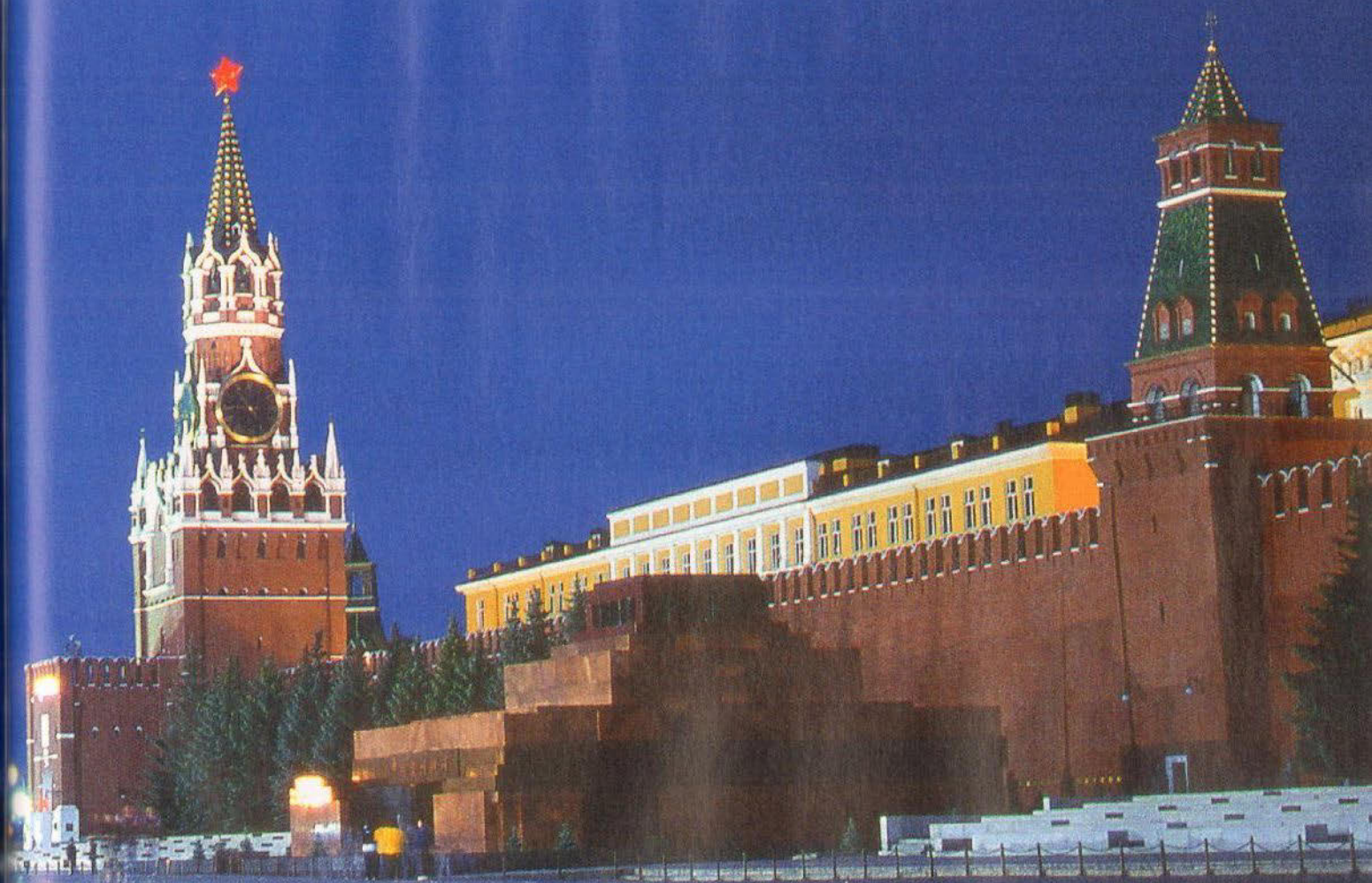
Am Boulevardring vor dem Café Puschkin stauen sich auch nach Mitternacht noch die Autos. An der West-

seite des Kreml unter dem Manegenplatz hetzen selbst an Sonntagen Tausende durch die unterirdischen Einkaufspassagen. Sie sind auf der Suche nach Schnäppchen und wirken wie gedopt von der Ideologie des neuen, postkommunistischen Moskaus: dem Streben nach mehr Wohlstand, dem nächst größeren Auto, der nächst weiteren Fernreise, den nächsten, noch zwei Zentimeter höheren High-Heels.

Wer dieses Moskau nicht mehr erträgt, muss ins innerste Zentrum der Hauptstadt flüchten: in den Kreml.

Selbst an warmen Tagen im Mai, an denen Schulklassen, Reisende aus Tokio, Wuppertal oder Washington sowie Besuchergruppen aus Sibirien in den Kreml strömen, findet sich auf dem 28 Hektar großen Areal immer ein ruhiges Fleckchen. Die bis zu sechseinhalb Meter dicken Mauern aus roten Ziegelsteinen dämpfen den Lärm der Stadt. Unten fließt träge die Moskwa.

Auch auf dem Roten Platz direkt neben dem Kreml kann Kraft tanken, wer müde von Moskau ist: vom Befehlston



der Behörden, die in Menschen nicht den Bürger sehen, sondern einen Untertan, von der Rücksichtslosigkeit der Moskauer, die einem die Türen zur U-Bahn vor der Nase zuschlagen.

Wenn an langen Winterabenden die 1937 gesetzten rubinroten Sterne auf den Haupttürmen des Kreml im Schneetreiben leuchten, liegt eine majestätische Ruhe über dem Platz. Sie sind aus dünnem Glas, leuchten von innen und haben nach dem Ende der Sowjetunion den Bilderstürmern widerstanden. Auch wenn in Moskau ein-

mal der Strom ausfiel, strahlten die Sterne weiter. Denn die Kremlherren verfügen über eine eigene Elektrizitätsversorgung. Die betreibt auch das Gebläse, das die russische Trikolore über dem Amtssitz des Präsidenten, dem Senatsgebäude, selbst bei Windstille kräftig flattern lässt.

Die Nationalfahne schlaff im Wind? Das darf nicht sein im östlichen Riesenreich, das der Welt das geflügelte Wort von den Potjomkinschen Dörfern schenkte und das groß darin ist, glänzende Fassaden zu errichten, hin-

ter denen eine eher graue Realität zu verschwinden scheint.

Im Osten begrenzt den Roten Platz das Kaufhaus GUM, in dem ein Meer westlicher Luxusartikel Reisenden aus Rom oder Regensburg suggeriert, dass in Russland letztlich alles ähnlich wie zu Hause ist. Schließlich gibt es doch Jeans von Dolce & Gabbana zu kaufen, Rolex-Uhren und Lübecker Marzipan. Linker Hand erhebt sich die Basiliuskathedrale, die jeder Deutsche aus den Abendnachrichten kennt. Der Journalist Egon Erwin Kisch beschrieb ihre

„bunt gewürfelte Gesellschaft von beturbanten Emiren, Scheichs und Großwesiren“, die über dem Roten Platz ihre Köpfe zusammenstecken.

Im Jahrhundert zuvor schaute der französische Autor Astolphe de Custine so kritisch auf das zaristische Russland, dass sein Buch lange verboten war. Der Kreml rang ihm im Großen und Ganzen Bewunderung ab. Mit Blick auf die Basiliuskathedrale aber stellte er fest, dass „das Land, in welchem ein solches Gebäude Gotteshaus heißt, nicht Euro-

ter Linie zu Asien oder zu Europa gehören will.

Kreml und Roter Platz lassen Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen. Nur Voyeure reduzieren den Kreml auf ein Gruselkabinett: in dessen Gemächern einst Iwan IV., genannt „der Schreckliche“, regierte (1533 bis 1584), der im Zorn seinen ältesten Sohn erschlug; in dem Häscher den falschen Zaren Dmitrij verbrannten und seine Asche angeblich mit einer Kanone in alle Winde zerstreuen ließen; und in dem Josef Stalin nachts mit seinen engsten

► Die Vorliebe der Russen für Monumentales grenzt an Größenwahn und kaschiert ein Minderwertigkeitsgefühl.

► Luxus und Verschwendungssucht entspringen auch dem Wissen, dass die Geschichte schon mal für jähe Wendungen sorgen kann, die alles heute Zusammengeraffte über Nacht verlorengehen lassen.

Gleich hinter dem Borowizki-Turm, einem der beiden für Touristen zugänglichen Kremlingänge, funkeln in der Rüstkammer goldene Kelche, Ikonen,



pa ist, sondern Indien, Persien, China, und die Menschen, welche in dieser Confiturenschachtel Gott anbeten, keine Christen sein können“.

Zwischen Designeranzügen und orientalischen Zwiebeltürmen geben Roter Platz und Kreml widersprüchliche Antworten auf die Frage nach der Identität des modernen Russlands.

An Stelle der Rubinsterne schwebte bis in die dreißiger Jahre der doppelköpfige Zarenadler über den Kremltürmen. Er hat nun auf den Dächern des Historischen Museums seinen Platz gefunden und schaut gleichzeitig in entgegengesetzte Himmelsrichtungen.

So manifestiert sich schon im Staatswappen Russlands, in dem seit 1993 wieder der Doppeladler firmiert, seine über Jahrhunderte gewachsene Zwitterrolle. Der größte Flächenstaat der Erde kann sich nicht entscheiden, ob er in ers-

Mitstreitern Saufgelage feierte, ehe er sie hinrichten und ihre Frauen in Lager verschleppen ließ.

„Der Kreml wurde zweifelsohne von einem übermenschlichen Wesen geschaffen, das aber gleichzeitig die Menschen hasste“, schrieb der Franzose de Custine über die dunkle Seite des wunderschönen Bauwerks.

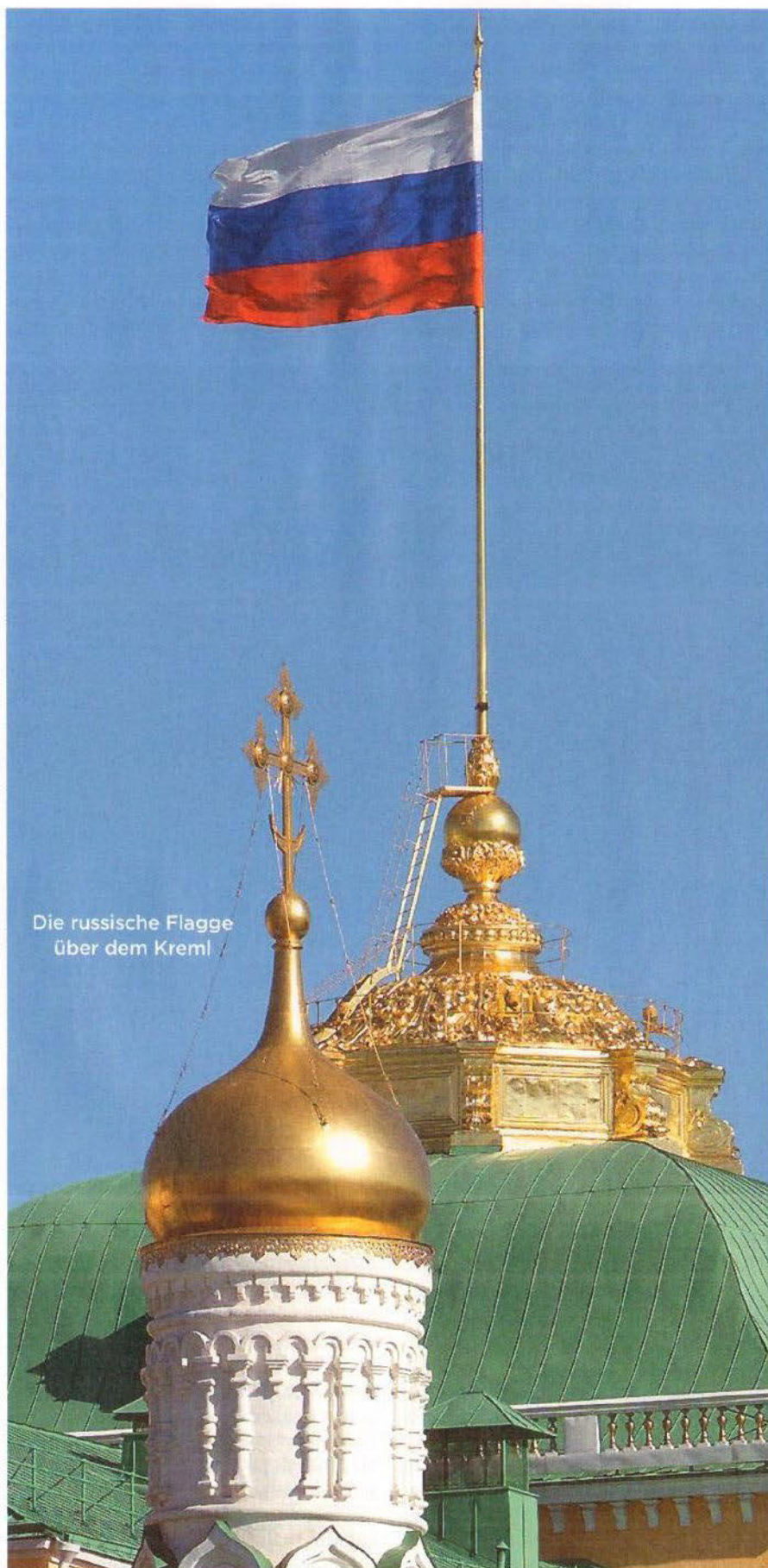
Der Kreml gibt den Blick frei auf vier Konstanten russischer Geschichte. Sie sind auch für Touristen bei einem Schnelldurchgang durch diese größte noch benutzte Festungsanlage Europas auf Anhieb zu erkennen:

- Herrscher und Beherrschte lebten und leben in Russland in radikal voneinander getrennten Welten.
- Die Nähe von weltlicher Macht und orthodoxer Kirche verleiht den Kremlherrschern etwas Sakrales.

Armreife und Knöpfe, die fünf Zentimeter groß sind.

Den Diamantenthron Zar Alexejs I. (1645 bis 1676) zieren mehr als 900 Edelsteine. Er war das Geschenk einer armenischen Handelsgesellschaft, die sich dafür erkenntlich zeigte, dass der Zar ihr abgabefreien Handel auf russischem Territorium gestattete. Sollten selbst die Zaren bereits einen Sinn für Vorteilsnahme im Amt gehabt haben? Die Tradition, Ämter und Pfründe zu verknüpfen, geht unstrittig auf sie zurück. Heute sind Minister und hohe Beamte nicht selten über Verwandte, Strohmänner und Firmen auf sonnigen Inseln an lukrativen Geschäften beteiligt, so sehr, dass ein leitender Kremlbeamter öffentlich von einer „Offshore-Aristokratie“ im Lande sprach.

Ausländische Gäste hat die Pracht des Moskauer Hofs immer wieder überrascht. Auf den Kopfbedeckungen von



Die russische Flagge
über dem Kreml

Zar Iwan IV. und seinem Sohn „loderten hühnereigroße Rubine“, wie 1576 Hans Kobenzell notierte, der Botschafter des deutschen Kaisers. „Im Leben habe ich nichts Wertvolleres und Schöneres gesehen. Ich kenne Krone und Schmuck seiner Katholischen Majestät und des Herzogs der Toscana, sah viele Reichtümer des Königs von Frankreich und seiner Kaiserlichen Hoheit sowie der Königreiche Ungarn und Böhmen. Glaubt mir, dass jene sich nicht im geringsten mit dem messen können, was ich hier erblickte“, schrieb der Diplomat.

Als 1742 Zarin Elisabeth (1741 bis 1762) in der Uspenski-Kathedrale im Kreml gekrönt wurde, trug sie einen Mantel mit handgeklöppelter Silberspitze und einer fünf Meter langen Schleppe. Ihre Verschwendungssucht ging so weit, dass sie

Die Zarin zog kein Kleid zweimal an.

kein Kleid zweimal anzog. Bei ihrem Tod hinterließ sie „15 000 Kleider, zwei Kisten mit Strümpfen und einen Haufen unbezahlter Rechnungen“, stellte der Historiker Wassilij Kljutschewski fest.

Katharina die Große, selbst dem Luxus zugetan, sah sich alsbald zu einem Erlass genötigt, der die Ausgaben für Hofgarderobe beschränkte. Demnach durften Gold- und Silberspitzen auf den Röcken eine Breite von neun Zentimetern nicht überschreiten.

Auf einen ähnlichen Ukas warten die Kritiker der modernen, neu-kapitalistischen Hauptstadt vergeblich. Beim Winterpolo vor den Toren Moskaus findet der eigentliche Wettbewerb nicht auf dem Spielfeld statt, sondern unter den Zuschauern. Wer hat den teuersten Pelzmantel, wer kommt mit den meisten Leibwächtern, wer hat den neuesten Ferrari mit Winterreifen? Viele Frauen sind auch ohne Stiefel 1,75 Meter groß. Sie überragen ihre kahlen Kavaliere meist um Haupteslänge, sind dafür aber nur halb so alt. Zu den Preisen der Uhren an den Handgelenken der Männer können auch Motorboote oder Mittelklassewagen erworben werden.

Gleich hinter dem zweiten, öffentlichen Kremleingang am Dreifaltigkeitsturm steht vor der Zwölf-Apostel-Kirche die „Zar Puschka“, die Zarenkanone aus

dem 16. Jahrhundert. In Russland gilt damals wie heute: Wenn schon bauen, dann bitte groß. Und wenn schon groß, dann bitte größer als alles bisher Dagewesene.

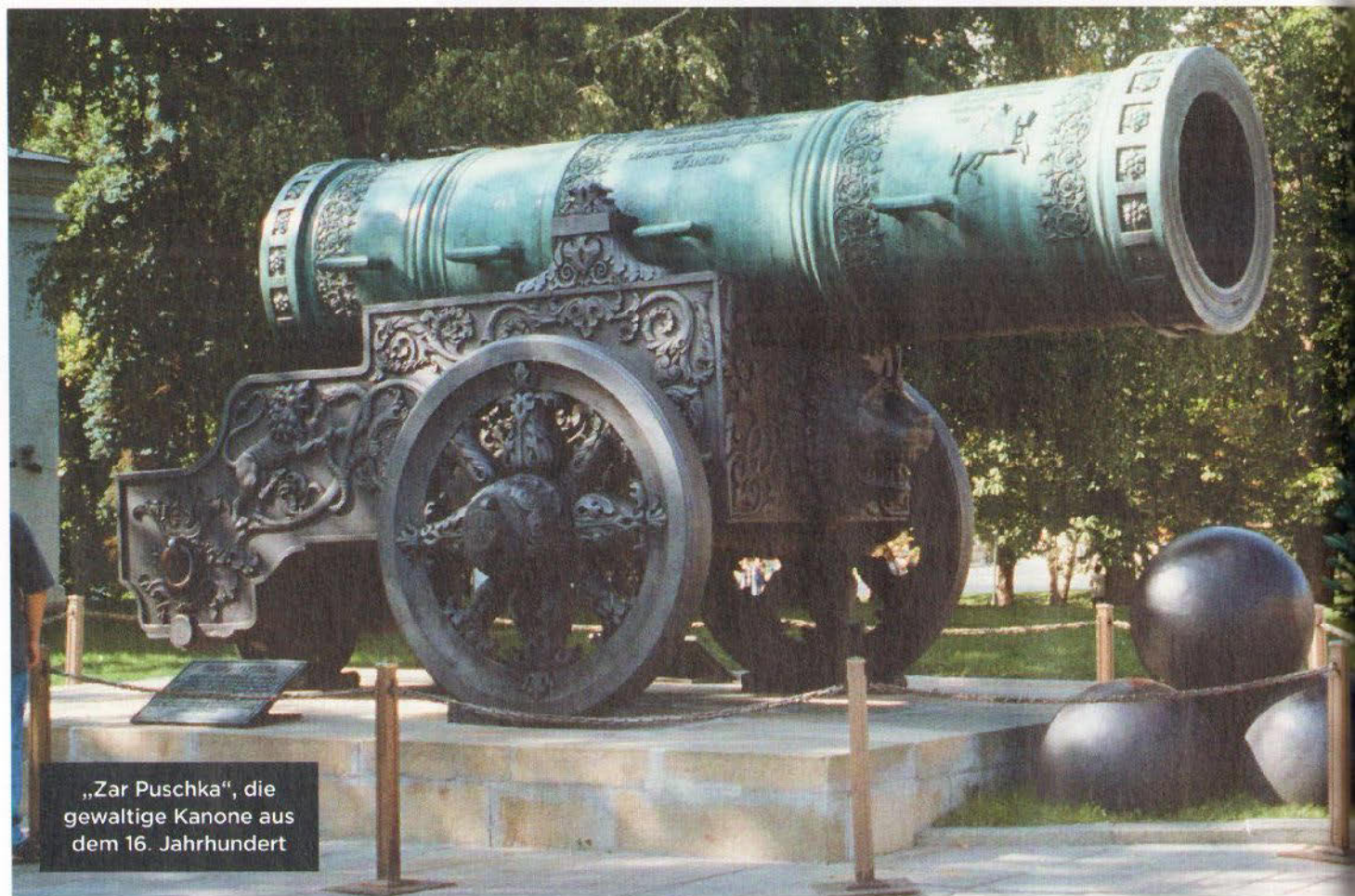
Das Guinness-Buch der Rekorde verzeichnet die Zarenkanone bis heute als größte Haubitze der Welt. Das Ungetüm ist 5,30 Meter lang und 40 Tonnen schwer. Eine Inschrift verrät ihren Urheber, den „rechtgläubigen und Christus liebenden Zaren und Großfürsten Fjodor Iwanowitsch“, der von 1584 bis 1598

die etwa 3600-mal größer war als die der Hiroshima-Bombe.

Vor dem Iwan-Der-Große-Glockenturm erhebt sich die Zarenglocke, neben der Menschen klein wie Zwerge scheinen. Das 20 Tonnen schwere und 6 Meter hohe Meisterwerk hat nur einen Fehler: Es hat nie einen Glockenton hervorgebracht. Zarin Anna (1730 bis 1740) ließ die Glocke gießen. Während einer Feuersbrunst im Kreml 1735 aber zersprang das unfertige Werk, ein elf Tonnen schweres Stück stürzte in die gewal-

Nach dem Zweiten Weltkrieg bauten die Genossen Stahlwerke für 100 000 Arbeiter und feilten an Plänen, die sibirischen Flüsse in die entgegengesetzte Richtung fließen zu lassen.

An XXL-Ideen mangelt es auch im neuen Russland nicht: Kaum ein Monat vergeht, in dem die Hauptstadtspresse nicht ein neues Superprojekt bejubelt: Zwischen Kamtschatka, dem nordöstlichen Zipfel des größten Flächenstaats der Erde, und Alaska könnte ein fast hundert Kilometer langer Tunnel unter



„Zar Puschka“, die gewaltige Kanone aus dem 16. Jahrhundert

als Nachfolger Iwans „des Schrecklichen“ herrschte.

Die Kanone freilich kam nie zum Einsatz, diente aber offenkundig späteren Kremlherren als Vorbild für andere ambitionierte Rüstungsprojekte. Anfang der sechziger Jahre versuchte KPdSU-Generalsekretär Nikita Chruschtschow die Rückständigkeit der östlichen Supermacht zu bemänteln, indem er die Welt mit dem „Großen Iwan“ beeindruckte. Das war der Codename für die größte Kernwaffenexplosion aller Zeiten im Oktober 1961. Sie hatte eine Sprengkraft,

tige Baugrube. Fast hundert Jahre dauerte es, bis man sie herausholte.

Russland hat daraus, selbst nach der Revolution 1917, keineswegs die Lehre gezogen, der Gigantomanie abzuschwören. Im Gegenteil: Die Kommunisten sprengten 1931 die Erlöserkathedrale, um einen Palast der Sowjets zu errichten. Mit 415 Metern und einer gigantischen Lenin-Statue war der Palast als das höchste Gebäude der Welt projektiert. Weil die Fundamente im sumpfigen Boden versanken, musste Stalin das Vorhaben aufgeben.

der Beringstraße gegraben werden, der Russland und Amerika miteinander verbindet. In Moskau soll bald ein 220 Meter hohes Riesenrad gebaut werden, natürlich das größte der Welt. Und in der Woche vor Neujahr meldete die Kremlnahe Tageszeitung „Iswestija“: „Russland erhält eine Laser-Zarenkanone.“ Für insgesamt eine Milliarde Euro soll bis 2020 der stärkste und schnellste Laser der Welt entstehen.

Viele dieser Megaprojekte bleiben Makulatur. In ihnen spiegelt sich eher Sehnsucht nach Größe als wirkliche Größe.

Darin erinnern sie an die Kutschen der Zaren, von denen eine so überdimensioniert und schwer war, dass sie kaum für Ausfahrten benutzt wurde.

Bei Paraden gehörten bis zu hundert Kutschpferde zum Tross des Herrschers. Von den Hälsen der Pferde hingen perlenbesetzte Zierquasten. Einen Reiter trugen die Rosse nicht, denn Edelsteine und Perlen verzierten auch die Sattelsitze. Untereinander waren die Pferde mit Ketten aus Silber verbunden. Als ein polnischer Gesandter 1675 die Gespanne des

general benannte zehnspurige Ausfallstraße, den Kutusowski Prospekt, zum Kreml.

Moskaus staugeplagte Autofahrer quittieren das Spektakel regelmäßig mit einem wütenden Hupkonzert. Sie hasen die Zweiklassengesellschaft, die in den täglichen Vollsperrungen lediglich ihre Kulmination findet. Großen Unmut rufen auch die sogenannten Migalki hervor, die Blaulichter, die es Ministern, Militärs, Geheimdienstchefs und auch manch kleinerem Kreml-Licht erlauben,

Putin-Jahre profitierende Mittelschicht nun auf die Straße geht und wirkliche politische Mitsprache verlangt, hatte sich trotz Warnungen aus den Sicherheitsdiensten kaum jemand vorstellen können.

Gern sonnen sich die Kremlherren im Glanz der Prunksäle, in denen sie ausländische Staatschefs empfangen. Sie leben womöglich in dem Gefühl, dass die goldenen Kuppeln der Gotteshäuser am Kathedralenplatz ihnen etwas Unantastbares verleihen, beinahe so wie die

Die hohe Kremlmauer hat nur selten der Verteidigung gedient.

sich mit ihren Fahrern über jegliche Verkehrsregeln hinwegzusetzen. Knapp tausend solcher Fahrzeuge sind derzeit in Moskau registriert. Wenn sie bei Rot über Ampeln fahren und bei Staus auf die Gegenfahrbahn ausweichen, kommt es immer wieder zu schweren Unfällen.

Ein feines Netz aus Privilegien hebt Spitzenpolitiker und ihre Diener über das Leben der Bürger. Es ist in Russland schwer vorstellbar, dass Wladimir Putin selbst einkaufen geht, wie Angela Merkel das gelegentlich tut. Betritt Russlands starker Mann einen Supermarkt, dann darf er Fernsehkameras samt pflegeleichter Reporter erwarten, bereit, eine volksnahe Botschaft ins Land zu senden.

Die hohe Kremlmauer ist sinnbildlicher Ausdruck dieser Trennung von Volk und Herrscher. Sie ist 2235 Meter lang und mit 1045 Zinnen bewehrt, hat aber nur selten der Verteidigung gedient. Moskau fiel kampfflos in die Hände Napoleons, ehe die Franzosen ihren verlustreichen Rückzug antreten mussten.

Wie jede Mauer hat die Kremlmauer einen doppelten Effekt: Von draußen bleibt verborgen, was dahinter vorgeht, und umgekehrt. Nicht der offene politische Wettbewerb, sondern byzantinische Hofintrigen entscheiden in Russland über den Zarenthron. Deshalb sind bis heute die Umstände unklar, wann, wie und wo Wladimir Putin seinen Vertrauten Dmitrij Medwedew zum Interimspräsidenten erkor, um ihn alsbald wieder abzulösen.

Die hohen Mauern aber verstellen den Blick der Herrschenden auf ihr eigenes Volk. Die jüngste Protestwelle im Dezember 2011 hat den Kreml und seine Polit-Berater deshalb kalt erwischt. Dass ausgerechnet die von der Stabilität der

Zaren, die sich früher als Beauftragte Gottes verstanden. „Über Moskau thront der Kreml, und über dem Kreml ist nur Gott“, besagt ein russisches Sprichwort.

Einer der Führer der außerparlamentarischen Opposition, der sinnfrohe Vize-Premier a. D. Boris Nemzow, spricht aus männlicher Erfahrung: „Normalerweise wirkt der Kreml auch auf die Schwächsten wie politisches Viagra. Selbst wenn impotente Amtsträger in den Kreml einziehen, verspüren sie eine politische Erektion.“

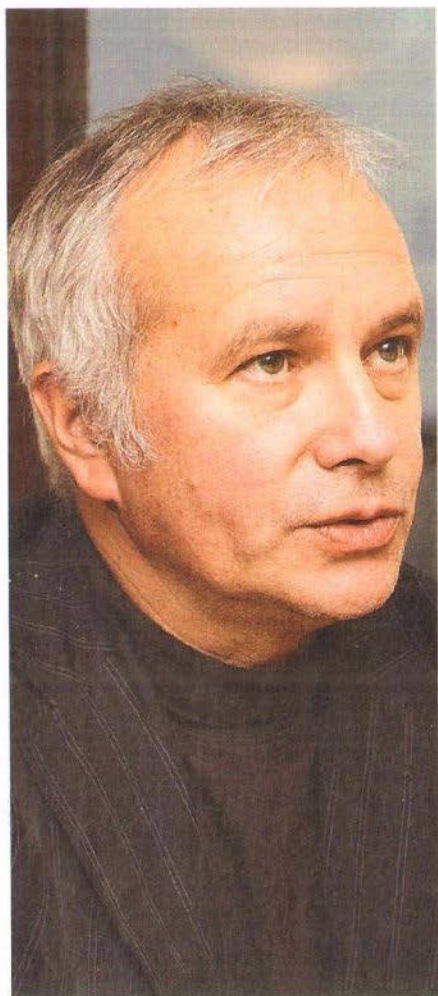
Nur bei Dmitrij Medwedew schien sie auszubleiben. Obwohl er gern im Kreml geblieben wäre, räumte er seinen Platz für seinen politischen Ziehvater Putin nahezu kampfflos. Hätte er sich anstecken lassen von der Kraft des Kreml, hätte Russlands Schicksal womöglich einen anderen Weg genommen. Dann hätte er hinüberspazieren können zu den Zehntausenden Demonstranten, hätte das Mikrofon ergreifen und die gefälschten Parlamentswahlen annullieren können. Dann wäre er ein Zar gewesen, so blieb er ein Beamter.

Der Milliardär Michail Prochorow, der nun von den Polit-Beratern des Kreml ausersehen ist, als Kandidat bei den Präsidentschaftswahlen die murrende Moskauer Mittelschicht wieder einzufangen, sagt über den Kreml: „Er übt einen schlechten Einfluss auf die Menschen aus, die in ihm sitzen.“ Prochorow schlägt deshalb vor, dem Präsidenten einen neuen Arbeitsplatz außerhalb des Stadtzentrums zu suchen und den Kreml vollständig in ein Museum zu verwandeln. Als ob es so einfach wäre, sich aus dem Schatten der Vergangenheit zu lösen.



Zaren erblickte, notierte er, dass derart kostbares Pferdegeschirr „bei keinem benachbarten Herrscher zu finden ist“.

Wenn der russische Präsident heutzutage seinen Arbeitstag im Kreml antritt, begleitet ihn eine Wagenkolonne aus einem Dutzend schwarzer Limousinen und gepanzerter Jeeps. Der Verkehr wird dann für Normalsterbliche gesperrt. Mit einer Geschwindigkeit weit über dem üblichen Tempolimit rast die Kolonne von der Vorstadtresidenz des Präsidenten über die nach einem Zaren-



SPIEGEL-GESPRÄCH

Wer die heutige Politik in Russland beobachtet, entdeckt viele Parallelen zu längst vergangenen Zeiten.

Warum das so ist, erklärt der Historiker und Politologe Alexander Rahr.

„Putin ist ein Zar“

ALEXANDER RAHR, geboren 1959, stammt aus einer Familie russischer Emigranten und ist Leiter des Berthold-Beitz-Zentrums in der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik. In seinem jüngsten Buch „Der kalte Freund – Warum wir Russland brauchen“ analysiert er vor dem Hintergrund der Geschichte die wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen des Landes.



SPIEGEL: Der russische Präsident, der bald wieder Wladimir Putin heißen wird, residiert im Kreml, dem alten Moskauer Machtzentrum. Wenn er eine Weisung erteilt, ist das ein „Ukas“ wie zur Zarenzeit. Wie zaristisch ist Russland heute?

Rahr: Putin ist ein Zar, und er sieht sich wie ein Zar. Am Anfang war das noch anders. Ich hatte zu Beginn seiner ersten

Amtszeit als Präsident im Jahr 2000 die Gelegenheit, drei Stunden mit ihm zu Abend zu essen. Er sprach davon, Russland sei ein Land mit schrecklichen autoritären Traditionen. Dies könne man ändern, wenn auch langsam. Sein Kernsatz war: Ich, Wladimir Putin, denke modern und will, dass das Präsidentenamt nach meiner Regierungszeit auf demokratische Weise den Besitzer wechselt.

SPIEGEL: War Demokratisierung damals wirklich sein Ziel?

Rahr: Es wirkte überzeugend, was er sagte. Aber seitdem sind zwölf Jahre vergangen, die ihn sicher sehr verändert haben. Aus Sicht des Historikers ist das keine große Überraschung. Denn Machtwechsel in Russland sind nie in geordneten Bahnen verlaufen, fast nur mit Gewalt. Wer abtrat, wie Nikolai II., konnte seines Lebens nicht mehr sicher sein. Personalisierte Macht war und ist in Russland etwas Sakrales, das mehr wiegt als Institutionen. Deshalb kommt es eigentlich nicht in Frage, sie freiwillig abzugeben. Wer dies dennoch tut, wird von den meis-

ten Menschen in Russland verachtet. Wer die Macht abgibt, ist ein Verlierertyp, womöglich ein Verräter, der vernichtet werden muss. Auch Putin denkt wohl, dass er die zaristischen Traditionen nicht überwinden kann. Er sieht sich mit dem Schicksal Russlands verknüpft.

SPIEGEL: Das klingt ja geradezu messianisch.

Rahr: Diese Sicht wäre übertrieben. Ein russischer Zar sieht sich nicht als genialen Weltverbesserer, sondern als jemanden, der das Land stabilisiert und das Zepter in der Hand hält. Außerdem fehlt Putin eine globale Idee. Man kann ihn mit Alexander III. am Ende des 19. Jahrhunderts vergleichen. Auch Putin restauriert Herrschaft und modernisiert auf autoritäre Weise. Er will den Staat seinem Nachfolger stärker hinterlassen, als er ihn vorgefunden hat.

SPIEGEL: Ist Putin in Umstände hineingeraten, die er nicht ändern konnte? Oder ist er von der Macht berauscht?

Rahr: Ich habe nicht den Eindruck, dass er extrem machthungrig ist. Er ist überzeugt, dass die Stabilität zurzeit an ihm



Präsident Putin betritt den Georgissaal im Großen Kremlpalast, 2006

hängt. Das wird einem Präsidenten Russlands natürlich auch durch die höfische Atmosphäre im Kreml nahegelegt. Putin hat sich der alten Idee von Moskau als dem Dritten Rom und Erbe von Byzanz gefügt. Dazu kommt: Er traut seinem Umfeld nicht und duldet keine Nebenbuhler.

SPIEGEL: Also hatte der zwischenzeitliche Präsident Dmitrij Medwedew nie eine Chance? Manchen im Westen galt er als Hoffnungsträger eines liberalen Russland.

Rahr: Medwedew hat wohl anfangs gespürt, dass er auf dem Thron sitzt und mehr Macht ausüben könnte. Aber nach ersten Reformankündigungen ist er zurückgepfiffen worden und hat sich nicht weiter vorgetraut.

SPIEGEL: Blicken wir ein Jahrhundert zurück. Am Ende der Zarenzeit war Russland ein sozial tief gespaltenes Land mit einer dünnen Oberschicht und Millionen armer Bauern. Eine korrupte Bürokratie lähmte die Gesellschaft. Ethnischer Nationalismus säte Hass. Ähnelt die jetzige Lage nicht wieder der am Ende der Monarchie?

Rahr: Dieser Analogie widerspreche ich. Russland war vor dem Ersten Weltkrieg durch rasante Industrialisierung drauf und dran, Europa einzuholen. Man hat nur den Fehler gemacht und macht ihn womöglich heute wieder, einseitig auf wirtschaftliche Entwicklung zu setzen, ohne die sozialen Bedingungen zu verbessern. In Russland muss der Bürger dem Staat dienen. Nikolai II. fehlte das Gespür für seine Untertanen, für die analphabetische Bauernschaft. Die Landwirtschaftsreformen des Premierministers Pjotr Stolypin scheiterten. So endete das Reich in einer Katastrophe.

SPIEGEL: Die Klage über die Korruption zieht sich durch die gesamte Geschichte der Zarenzeit und weiter bis heute. Auch Putin und Medwedew tragen sie gelegentlich vor. Klingt das nicht wie eine Ausrede von Herrschern, die korruptes Verhalten selbst begünstigen?

Rahr: In Russland war die Bürokratie immer der Meinung, dass sie über den Gesetzen steht. Da siegte die Tradition von Byzanz über die des römischen Rechts. Die Korruption kommt oft in der

Maske des Menschlichen daher: Man kann mit Geld und Beziehungen Probleme lösen, wenn die Gesetze zu hart sind.

SPIEGEL: Könnte die Staatsspitze daran etwas ändern, indem sie mit gutem Beispiel vorangeht?

Rahr: Das wäre der Weg. Die Frage nach der Korruption wird Putin ständig gestellt, auch bei seinen Auftritten vor dem internationalen Expertenclub Waldai, zuletzt auf einem Reiterhof in der Nähe von Moskau. Seine Antworten zeugen von Resignation. Von einem Präsidenten Putin ist im Kampf gegen die Korruption kein Durchbruch zu erwarten.

SPIEGEL: In Ihrem Buch „Der kalte Freund“ beschreiben Sie, wie Putin staatliche Aufgaben an Finanzoligarchen verteilt: Du baust das Olympiagelände in Sotschi, du diesen Hightech-Park, du die Stadien für die Fußball-WM 2018. Das klingt abenteuerlich!

Rahr: Aber genauso ist es. Putin weiß, wie diese Leute zu ihrem Reichtum gekommen sind in den wilden Jahren der Privatisierung. Er könnte ihnen die Steuerpolizei auf den Hals hetzen. Stattdes-



Christliche Prozession in St. Petersburg.
In der russisch-orthodoxen Kirche
wird Zar Nikolai II. als Heiliger verehrt.

sen lässt er sie in staatlichem Auftrag investieren.

SPIEGEL: Das ist purer Feudalismus.

Rahr: Russland ist in vieler Hinsicht ein anderer Planet. Das Sowjetsystem hat negative Strukturen eines mittelalterlichen Landes, das nie in der europäischen Gegenwart angekommen war, konserviert und verschlimmert. Da herauszukommen, dauert mindestens zwei Generationen.

SPIEGEL: Der Anfang der Zarenherrschaft fiel in eine Epoche, als weiter westlich in Europa gerade die Neuzeit begonnen hatte. Die alten Großmächte übten einen enormen Expansionsdruck aus. Stand Russland damals vor der Alternative, entweder ein Imperium oder eine Kolonie fremder Mächte zu werden? Und ergab sich daraus das Bedürfnis nach einer starken Zentralmacht?

Rahr: Zuerst einmal ging es außenpolitisch darum, auf Augenhöhe mit den westlichen Monarchien zu kommen. Die haben sich lange geziert, den Zarentitel protokollarisch anzuerkennen. Noch im Westfälischen Frieden von 1648 ist der Moskauer Herrscher nur als „magnus

dux Muscoviae“, als Großfürst aufgeführt. Das Bewusstsein von der geografischen Größe des Landes zeigte sich erstmals bei Peter I. und seinem Hauptstadt- und Flottenbau. Russland war riesig und weckte Begehrlichkeiten. Nur ein gottähnlicher Zar konnte das Land zusammenhalten.

SPIEGEL: Wird daher auch schon Zar Iwan IV., im Westen „der Schreckliche“ genannt, nicht durchweg negativ gesehen?

Rahr: Im Russischen heißt er Iwan Grosny, „der Gestrenge“. In vielen Diskussionen mit Russen bekomme ich in den letzten Jahren das beklemmende Gefühl, dass man Josef Stalin in vielleicht nur 50 Jahren ähnlich sehen wird wie Iwan Grosny. Was bleibt von Stalin in den Erinnerungen der Russen? Nicht der Terror, die Massenmorde. Sondern, dass Stalin wie Iwan Grosny ein Russland hinterlassen hat, das um Vieles mächtiger war als zuvor. Menschenleben zählen in Russland weniger als im Westen.

SPIEGEL: Im 18. Jahrhundert saß Katharina II. auf dem Zarenthron, eine Deutsche. Später waren fast alle Zaren mit

einer Deutschen verheiratet. Was bedeuteten diese persönlichen Verbindungen nach Westen für das Zarenreich?

Rahr: Katharina II. verkörperte zwar scheinbar den Höhepunkt des deutschen Einflusses, der seit Peter dem Großen deutlich spürbar war. Genau gesehen aber war sie keine Deutsche mehr, sie wurde eine Russin und inhalierte das Byzantinische.

SPIEGEL: Deutsche agierten als russische Außenminister, Kanzler und Generäle – waren die alle machtlos?

Rahr: Diese Deutschen zeigten sich oft russischer als die Russen: Es gab unter ihnen Generäle, die waren vor dem Ersten Weltkrieg vehemente Verfechter eines Krieges gegen Deutschland.

SPIEGEL: Das Zarenreich prägte Menschen und Institutionen auf ganz eigene Weise. Auch das Christentum nahm in Russland eine besondere Ausprägung an. Welche Rolle spielte die orthodoxe Kirche im Zarenreich?

Rahr: Viele Kirchenführer sahen sich durch ihr geistliches Amt und den damit verbundenen göttlichen Auftrag als die



eigentlichen Herren im Land, ähnlich wie die mittelalterliche Papstkirche in Westeuropa. Dann kam Peter der Große, der die Kirche einer staatlichen Behörde unterstellte, dem „Heiligen Synod“. Dadurch hat er sie als eigenständige Kraft beseitigt und ihren politischen Einfluss geschwächt. Peter war ein radikaler Modernisierer. Für ihn war diese konservative, sehr starke Kirche ein Bremsklotz. Dem Volk aber blieb die Kirche immer als die Trösterin und fungierte als nationale Identitätsstifterin.

SPIEGEL: Was hat Peter I. für das Land dauerhaft bewirkt?

Rahr: Ohne ihn wäre Russland nicht Teil Europas geworden und womöglich als Imperium zerfallen. Ohne Anbindung an Europa hätte Russland damals keine Überlebenschance gehabt. Es wäre an seiner Rückständigkeit gescheitert.

SPIEGEL: Auf Peters gewaltsam durchgesetzte

Reformen folgten wieder Phasen der Restauration. Selbst als in Europa die Zeit der Demokratie anbrach, hielt Zar Nikolai II. am autokratischen Regime fest. Warum?

Rahr: Die restaurativen Kräfte fanden in Bürokratie und einfachem Volk stets Widerhall. Drei Institutionen sind immer in Russland populär: Herrscher, Kirche, Armee. Dieser Gedanke lebt auch im Putinismus wieder auf.

SPIEGEL: Im Jahre 1906 ließ Nikolai II. zum ersten Mal ein Parlament, die Duma wählen. Was verhinderte danach die Wandlung Russlands zu einem demokratischen Staat? Hatte das Land überhaupt das Potential dazu?

Rahr: Die Chance gab es. Das Land vernetzte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer mehr mit dem Westen. Die Intellektuellen fuhren massenweise nach Europa, viel früher als hundert Jahre zuvor. Doch Reformer wurden immer

wieder ausgebremst. Und der Erste Weltkrieg brach dem Zarensystem das Genick. Viele Russen wollten Demokratie, aber weil niemand wusste wie, kam es zu einer zügellosen Revolution.

SPIEGEL: War die Ideologie des Panslawismus mit dem Wunsch, die Balkan-slaven anzuführen, nicht der Sargnagel für die Zarenherrschaft? Denn diese Idee trieb Russland in den Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn.

Rahr: Die panslawistische Idee war damals sehr populär, sie spiegelt sich bei großen Literaten wie Alexander Puschkin oder Fjodor Dostojewski wider. Russland übernahm die Rolle einer Schutzmacht für slawische Völker – es stellte ein orthodox-slawisches Weltbild dem Westen entgegen.

SPIEGEL: War das die Kehrseite eines Minderwertigkeitskomplexes, weil man wusste, dass man den Europäern hinterherhinkte?

Rahr: Der Panslawismus sprach viele Russen an, weil er ein großes Sendungsbewusstsein hatte. Russland fühlte sich als Erbauer eines anderen Europas. Ähnliche Töne hört man heute von Putin in Bezug auf die Eurasische Union.

SPIEGEL: Hatten die russischen Eliten 1917 noch die Chance, das Zarenreich zu retten?

Rahr: Das waren keine Eliten mehr. Mein Großvater, der 1990 starb, war Adjutant des weißen Generals Pjotr Wrangel gewesen. Er erzählte mir, dass es in jedem Zirkel mehr Meinungen als Personen gab, die dort an einem Tisch saßen. Es fehlten Führungspersönlichkeiten, überzeugende Ideen und handlungsfähige Organisationen. Die Monarchie war verschwunden, der Gottesglaube geschwächt, der Krieg verloren. Die Macht lag auf der Straße. Nur so konnten die Bolschewiki siegen.



Rahr (M.), SPIEGEL-Redakteure*

SPIEGEL: Dennoch standen noch im Februar 1917 einigen zehntausend Anhängern der Bolschewiki Millionen von Befürwortern der Zarenmacht gegenüber. Warum fielen die nicht ins Gewicht?

Rahr: Nach der Quantität der Anhänger zu urteilen hätten die Weißen die Roten bezwingen müssen. Der Zar hatte während des Krieges an Autorität eingebüßt, er galt als schwach und die Zarin als jenseits von Gut und Böse mit ihrem Hang zum Scharlatan Rasputin. Der Auslöser der Revolte aber war der verlorene Krieg. Die Russen hatten anfangs geglaubt, sie würden siegen wie 100 Jahre zuvor gegen Napoleon.

SPIEGEL: War der russische Nationalismus Sprengstoff für das Vielvölkerreich, indem er die Nationalismen der nicht-russischen Völker anfachte? Und begegnet uns dieses Phänomen in Russland nicht heute wieder?

Rahr: Weder Russland noch die Sowjetunion waren ein Kerker der Völker. Die Russen haben ihre Ureinwohner nicht niedergemetzelt, wie es mit den Indianern in Amerika geschah. Aber die kleinen Völker bekamen keine Rechte. Und so keimte der Wunsch nach Unabhängigkeit, selbst unter den Ukrainern, die den Russen nahestehen.

SPIEGEL: Der Zarenreizeher und Religionsminister Konstantin Pobedonoszew schrieb Ende des 19. Jahrhunderts: „Institutionen haben keine Bedeutung. Alles hängt von Personen ab.“ War das stets die Achillesferse des Reichs?

Rahr: Ja, Zar Nikolai II. war 1917 der letzte absolutistische Monarch in Europa. 1991 hing das Schicksal der Sowjetunion an Michail Gorbatschow. Als Gorbatschow dann ging, brach der Sowjetstaat zusammen. Ähnlich war es auch 1917 nach der Abdankung des Zaren.

Und beide Szenarien stehen Putin vor Augen.

SPIEGEL: Könnte sich Russland wieder am Vorabend einer Revolution befinden?

Rahr: Nicht in den nächsten sechs Jahren. Derzeit ist keine Alternative zu Putin sichtbar. Aber langfristig kann sich das ändern, wenn die Korruption sich fortsetzt, wenn der soziale Aufstieg blockiert ist und eine neue unzufriedene Generation junger Russen heranwächst, die Europas Freiheiten für sich einfordert wird.

SPIEGEL: Herr Rahr, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Uwe Klußmann und Dietmar Pieper in Berlin.

Schauplätze und Museen

Russische Aura

GROSSE KUNST

Tretjakow-Galerie, Moskau

Das größte Kunstmuseum zeigt Gemälde, Ikonen, Zeichnungen und Grafiken vom 11. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Einige der wichtigsten Bilder Ilja Repins wie „Iwan der Schreckliche“ und „Kreuzprozession im Kursker Gouvernement“ sind hier zu sehen. Bis zum 8. April zeigt die Galerie eine Ausstellung über Walentin Serow (1865 bis 1911), einen der bedeutendsten realistischen Maler der späten Zarenzeit.

Lawruschinski Pereulok 10, Moskau; Nahe Metro-Station „Tretjakowskaja“



LÄNDLICHES IDYLL

Tschaikowski-Museum, Klin, nahe Moskau

Im Haus des Komponisten in Klin lässt sich ein plastischer Eindruck seines Lebens gewinnen. Tschaikowski verbrachte dort 1892/93 die letzten anderthalb Jahre seines Lebens. In Klin schrieb er die sechste Sinfonie („Pathétique“). Erhalten sind sein Schreibtisch und sein Klavier, Bücher seiner Bibliothek und der gepflegte Garten inmitten einer beschaulichen Hügellandschaft.

Uliza Tschaikowskogo 48, 141600 Klin, Moskauer Gebiet

MORD IN WACHS

Rasputin-Museum, St. Petersburg

Der Tatort, an dem fürstliche Verschwörer den Scharlatan Grigorij Rasputin 1916 ermordeten, ist lebensnah rekonstruiert. Die Täter und ihr Opfer sind im Keller des Jussupow-Palastes als Wachsfiguren zwischen zeitgenössischen Möbeln arrangiert. Das Palais aus dem 18. Jahrhundert am Flüsschen Moika in der Petersburger Innenstadt, aufwendig restauriert, wird für Empfänge, diplomatische Begegnungen und internationale Konferenzen genutzt.

Jussupow Palast, Nabereschnaja Reki Moiki 94, St. Petersburg



ZAREN-PRACHT

Peterhof

Eine eindrucksvolle Residenz mit großzügigem Park im barocken Stil ließ Peter der Große 30 Kilometer westlich von St. Petersburg erbauen. Originelle Wasserspiele, vergoldete Statuen und Vasen im Unteren und Oberen Park umgeben den Großen Palast, den die Zarinnen Elisabeth und Katharina II. ausbauen ließen

BASTION DES GLAUBENS

Dreifaltigkeitskloster von Sergijew Possad

Hierhin floh Peter I. vor den Strelizen. Das 70 Kilometer nordöstlich von Moskau gelegene Männerkloster gilt als eines der bedeutendsten Zentren der russisch-orthodoxen Kirche und ist Unesco-Weltkulturerbe. Erhaben steht auf einem Hügel hinter mächtigen weißen Mauern ein einzigartiges Ensemble von einem Dutzend Kirchen, darunter die fast 600 Jahre alte Dreifaltigkeitskathedrale. Der erste Zar Iwan IV. wurde hier getauft. Klostervorsteher und Metropolit Platon war der Beichtvater Katharinas II. Fresken dokumentieren die Geschichte der Pilgerstätte, die täglich von 5 Uhr früh bis 21 Uhr für Besucher geöffnet ist. Auf dem Klostergelände befinden sich auch die Residenz des Patriarchen der russisch-orthodoxen Kirche und ihre Geistliche Akademie. Sie wurde 1814 hierher verlegt und nach Revolutionsexzessen 1948 wieder eröffnet, auf Weisung des ehemaligen Priesterseminarschülers Josef Stalin.



LEBEN UND LITERATUR

Dostojewski-Museum, St. Petersburg

Wer eintauchen möchte in die Atmosphäre der russischen Intelligenz des späten 19. Jahrhunderts, dem bietet das Dostojewski-Museum dazu Gelegenheit. Es befindet sich in der Wohnung des berühmten Schriftstellers, in der er vom Oktober 1878 bis zu seinem Tode im Januar 1881 lebte. Dort schrieb er den Roman „Die Brüder Karamasow“ und politische Texte seines „Tagebuch eines Schriftstellers“. Das Ensemble von Möbeln und Büchern vermittelt einen authentischen Eindruck von den bescheidenen Lebensverhältnissen des Dichters und Denkers.

*Kusnetschny Pereulok 5,
St. Petersburg, nahe Metro-Station
„Dostojewskaja“*

KOMPAKTE ÜBERSICHT

Hans-Joachim Torke (Hg.):

„Die russischen Zaren 1547 – 1917“.

Verlag C. H. Beck, München;

408 Seiten; 14,90 Euro.

Wer sich einen Überblick über 24 Zareninnen und Zaren verschaffen will, dem sei dieses Standardwerk empfohlen. Mit den Biografien verwoben sind auch treffende Analysen des rückständigen Riesenreiches: Verspätete Reformen, zynische Hofadelige und eine träge Gesellschaft erweisen sich als Grundübel bis zur Revolution von 1917.

KULTUR UND GESELLSCHAFT

Orlando Figes: „Nataschas Tanz. Eine Kulturgeschichte Russlands“.

Berlin Verlag, Berlin;

720 Seiten; 19,90 Euro.

Der britische Historiker spannt den Bogen vom Glanz des Zarenhofes über die Dichtung Alexander Puschkins bis zur Musik Modest Mussorgskis und ergründet auch asiatische Einflüsse. Ein erhellendes Werk über ein oft rätselhaft erscheinendes Land.

BIOGRAFIE I

Vincent Cronin: „Katharina die Große“.

Piper-Verlag, München;

424 Seiten; 12,95 Euro.

Spannend und anschaulich würdigt der Historiker, Absolvent der Universitäten Harvard und Oxford, die aus Stettin stammende Zarin als „Karrierefrau“, Sozialreformerin und umfassend gebildete Herrscherin mit bewegtem Privatleben.

BIOGRAFIE II

Constantin Floros: „Peter Tschaikowsky“.

Rowohlt Verlag, Reinbek; 160 Seiten; 8,50 Euro.

Auf Basis neuester Quellenforschungen zeigt der deutsch-griechische Musikwissenschaftler die Vielseitigkeit eines Komponisten, der in einem nur 53 Jahre währenden Leben der

Nachwelt ein gewaltiges Werk hinterlassen hat.

BIOGRAFIE III

Henri Troyat: „Nikolaus II. – Der letzte Zar“.

Societäts-Verlag, Frankfurt;

352 Seiten; antiquarisch.

Die brillant geschriebene Biografie des 1911 in Moskau geborenen Autors schildert anschaulich das Leben bei Hofe, den Charakter des Herrschers und das Schicksal seiner Familie.

OPULENTE BILDER

Claudia Weiss: „Das Reich der Zaren“.

Theiss Verlag, Stuttgart;

176 Seiten; 39,95 Euro.

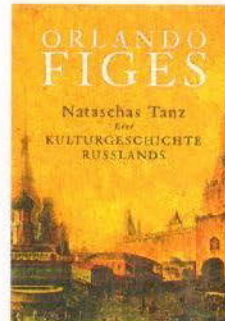
Wenig bekannte Fotos, Historien Gemälde und Karikaturen zeichnen ein vielgestaltiges Bild vom Russland der Zarenzeit. Übersichtliche Kapitel bieten Einblicke in wesentliche Entwicklungen: die imperiale Expansion, die Kirche als Stütze der Macht, die Literatur unter Zensoren, das Leben des Adels, der Aufbau einer großen Armee. Im Epilog weist die Autorin, Slawistin und Historikerin auf eine Besonderheit hin: Entmachtete Zaren überleben nicht lange.

FÜR FEINSCHMECKER

Friedrich Bodenstedt: „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients“.

Lit-Verlag, Berlin-Münster; 572 Seiten; 65,90 Euro; Reprint der Ausgabe Frankfurt/London von 1848.

Der deutsche Philosoph und Philologe, der in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Moskau und im Kaukasus lebte, beschreibt kenntnisreich und einfühlsam die Völker der Region, vor allem die muslimischen. Und er macht begreiflich, warum Russlands Machtanspruch immerzu auf Widerstand stößt.



Die nächste Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE
erscheint am Dienstag, dem 27. März 2012

Kleopatra und Rom

Kein anderes Land zog die Herrscher der aufstrebenden Großmacht Rom so magisch an wie das schwerreiche Ägypten. Dort regierte die legendäre Königin Kleopatra (69 bis 30 v. Chr.), die mit Cäsar einen Sohn hatte und dann die Geliebte Marc Antons wurde. Ihm folgte sie nach einer dramatisch verlorenen Schlacht in den Tod. Der Sieger Octavian machte als Kaiser Augustus Epoche.



EINE BERÜHMTE SZENE der Antike ist der Freitod, den Kleopatra nach dem Verlust ihres Reiches wählte, um ihren Stolz zu wahren und der demütigenden Zurschaustellung in Rom zu entgehen.



SCHLACHT BEI ACTIUM
Beim großen Seegefecht der Antike besiegte Octavian, der spätere Kaiser Augustus, 31 v. Chr. die Flotte von Kleopatra und Marc Anton.



CÄSAR
Der Imperator ließ sich nicht nur mit Münzprägungen huldigen, sondern wie seine ägyptische Geliebte geradezu als Gott verehren.



LEGENDE IM FILM
Die geheimnisvollste aller Herrscherinnen, verkörpert von der glamourösesten aller Hollywood-Aktrizen: Liz Taylor 1963 als Kleopatra.

IMPRESSUM

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG
Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
TELEFON (040) 3007-0, -2700 (Kundenservice)
TELEFAX (040) 3007-2246 (Verlag),
(040) 3007-2247 (Redaktion)
E-MAIL spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)
CHEFREDAKTEUR Georg Mascolo (V.i. S.d.P.),
Mathias Müller von Blumencron
STELLV. CHEFREDAKTEUR Klaus Brinkbäumer,
Dr. Martin Doerry
VERANTWORTLICH Dietmar Pieper;
Annette Großbongardt, Norbert F. Pötzl
REDAKTION Annette Bruhns, Angela Gatterburg,
Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall,
Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub
REDAKTEUR DIESER AUSGABE Uwe Klußmann
CHEF VOM DIENST Katharina Lükens,
Holger Wolters
GESTALTUNG Rainer Sennewald
BILDREDAKTION Claus-Dieter Schmidt
INFOGRAFIK Gernot Matzke, Cornelia Pfauter
SCHLUSSREDAKTION Lutz Diedrichs,
Bianca Hunekuhl, Tapio Sirkka
DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen;
Jörg-Hinrich Ahrens, Johanna Bartikowski,
Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Viola
Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-
Wilkins, Johannes Eltschig, Johannes
Erasmus, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie
Fröhlich, Silke Geister, Renate Kemper-Gusek,
Ulrich Klötzer, Dr. Walter Lehmann-Wiesner,
Michael Lindner, Rainer Lübbert, Tobias
Mülot, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra
Öfner, Heiko Paulsen, Thomas Riedel, Mirjam
Schlossarek, Stefan Storz, Dr. Eckart Teichert,
Nina Ulrich, Ursula Wamser, Anika Zeller
TITELBILD Stefan Kiefer; Suze Barrett,
Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg,
Arne Vogt
ORGANISATION Angelika Kummer,
Petra Schwenke
PRODUKTION Maike Ahrens,
Solveig Binroth, Christiane Stauder,
Petra Thormann
HERSTELLUNG Mark Asher
VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN
Norbert Facklam
ANZEIGENOBJEKTLEITUNG
Arne Stefan Stiller
Mediaunterlagen und Tarife:
Tel. (040) 3007-3631, www.spiegel-qc.de
VERANTWORTLICH FÜR VERTRIEB
Thomas Hass
DRUCK appl druck GmbH & Co. KG, Wemding
OBJEKTLEITUNG Manuel Wessinghage
GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffe
© SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH &
Co. KG, Januar 2012 ISSN 1868-7318



Abonnementbestellung

Coupon bitte ausschneiden und
im Briefumschlag senden an:
SPIEGEL-Verlag, Kunden-Service
20637 Hamburg
oder per Fax: (040) 3007-3070

Ich bestelle mindestens sechs Hefte
SPIEGEL GESCHICHTE frei Haus für
nur € 6,75 statt € 7,50 im Einzelkauf.
Der Bezug verlängert sich um ein weiteres
Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende
des Bezugszeitraums gekündigt wird.
Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie SPIEGEL GESCHICHTE an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich bezahle bequem und bargeldlos
per Bankeinzug (jährlich € 40,50)

Bankleitzahl, Kontonummer

Geldinstitut, in

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SG12-001

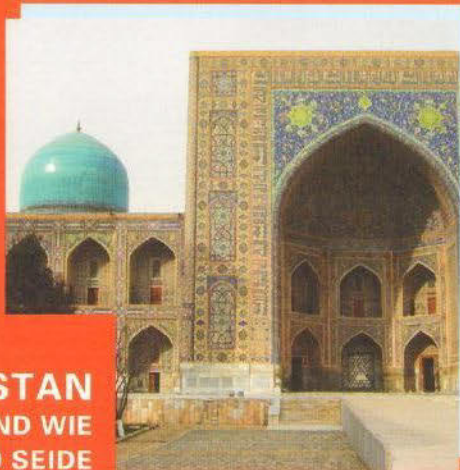
Vom Königreich zum Freistaat zum Mythos: Preußen.



Das neue
Sonderheft
vom *stern*

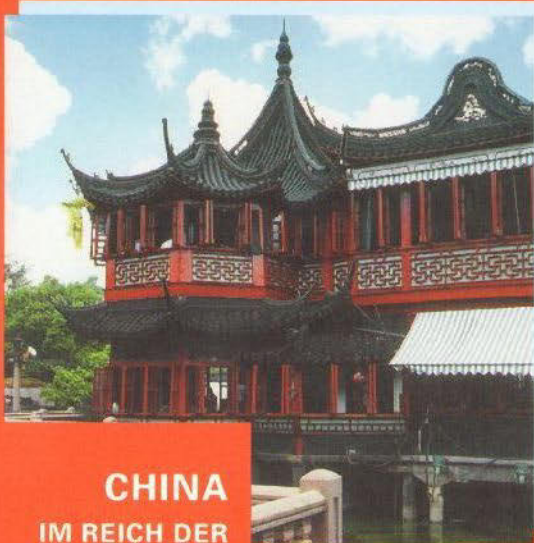
AUCH
FÜRS
IPAD

Die Großmacht, die unterging und uns noch immer prägt: Preußen. Mit militärischer Härte führte es Deutschland in die Spitze Europas und legte nebenbei den Grundstein für unseren Sozialstaat. Lesen Sie im Sonderheft *stern EXTRA* auf 132 Seiten alles über Preußens Aufstieg, seinen Fall und sein Vermächtnis an die Nachwelt. **Bestellen Sie jetzt unter www.stern.de/shop.**



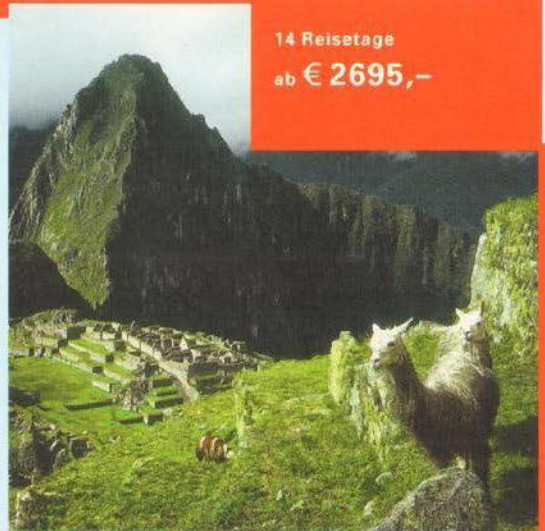
USBEKISTAN
EIN LAND WIE
SAMT UND SEIDE

9 Reisetage
ab € 1599,-



CHINA
IM REICH DER
MITTE

15 Reisetage
ab € 1995,-

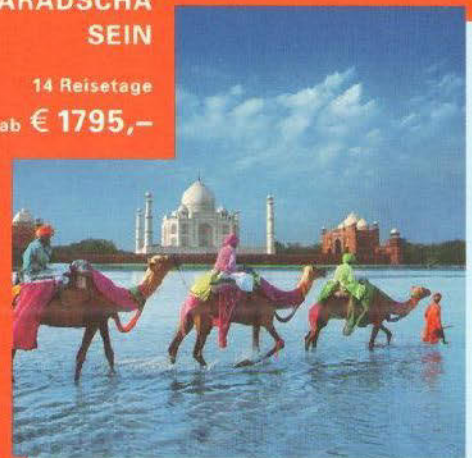


PERU
EL CONDOR PASA

14 Reisetage
ab € 2695,-

INDIEN
EINMAL
MAHARADSCHA
SEIN

14 Reisetage
ab € 1795,-



Informationen zu diesen und vielen anderen interessanten SPIEGEL-Leserreisen erhalten Sie unter:

www.spiegel.de/leserreisen
oder bei der Leserreisen-Hotline 089 50060-472